

## Umstritten

Telegram-Ermittlungen:  
Werden Plattformen nun  
schärfer kontrolliert?

7

## Bedrängt

Die Notaufnahmen vieler Kliniken sind  
heillos überlastet. Eine neue Software  
soll helfen, den Ansturm zu bewältigen

18-19

## Reflektiert

Rita Süßmuth über Mut,  
feministische Politik und ihre  
Entscheidungen in der Aids-Krise

30-31

4 193489 604909  
€ 5,40 Ausland, € 4,90 Deutschland  
Ausgabe Nr. 95  
www.taz.de

# wochen

# taz

31. 8. – 6. 9. 2024



Solingen

# Nicht mit uns

Nach dem Anschlag in ihrer  
Stadt wehren Bürger:innen  
sich gegen rechtsextreme  
Versuche, die Tat zu  
vereinnahmen. Aber was  
kann gegen islamistischen  
Terror wirklich helfen?

4-6



Von links oben nach rechts unten: Iris Borlinghaus, Nusaybah Khan (Name geändert), Miman Jasarovski, Waldemar Gluch, Hanna Sauer  
Fotos: Domenic Driessen

## 5 dinge, die wir gelernt haben

**1 Die Sportparty in Paris geht weiter**  
Dass Frankreich ganz groß feiern kann, hat die Welt schon bei der olympischen Eröffnungsfeier im Juli gesehen. 17 Tage nach dem Erlöschen der olympischen Flamme leuchtet der goldene Kessel in den Tuileries nun wieder. Fünf Para-Athlet:innen entzündeten dort am Mittwochabend bei einer großen Party das paralympische Feuer. Dabei war nicht nur das Wetter besser als bei der olympischen Eröffnungsfeier, aufgeregte religionsgeschichtliche Debatten blieben diesmal auch aus.

**2 Elon Musk hat keine Ahnung von der Sternenflotte**  
Der exzentrische Unternehmer, dessen Vermögen auf etwa 247 Milliarden US-Dollar geschätzt wird, hält sich weiterhin für genial. Beim Rest der Menschheit gibt es daran aber vermehrt Zweifel. Auf seiner Social-Media-Plattform X stellt Musk offen sein rechtsextrêmes Gedankengut aus. Außerdem dient er sich

Donald Trump an und brachte sich selber für ein Regierungsamt ins Gespräch. Als neuen Geistesblitz forderte Musk nun auf X, die Sternenflotten-Akademie aus der Serie „Stark Trek“ Wirklichkeit werden zu lassen. Daraufhin antwortete ihm Robert Picardo, der in einer „Star Trek“-Staffel den Bordarzt oder besser ein medizinisches Notfallprogramm in Hologrammform spielte: „Erster Schritt: Unterstütze einen Anführer, der die Werte der Sternenflotte wie Vielfalt, Inklusion und ethisches Verhalten verkörpert.“

**3 Wiedersehen macht nicht immer Freude**  
An der Nachricht kamen diese Woche auch jene nicht vorbei, die sich noch nie für Britpop interessiert haben: Oasis mit den dauerzerstrittenen Brüdern Liam und Noel Gallagher wollen wieder auf Tour gehen. Viele Musikjournalist:innen reagierten nicht gerade begeistert. Tenor: Deren großkotzige Attitüde hat schon immer genervt.

**4 Liebe macht tatsächlich blind**  
Zumindest Fruchtfliegen. Forscher der Universität Birmingham und der Freien Universität Berlin untersuchten an den Tieren, wie sich Dopamin auf das Gehirn auswirkt. Mit Licht und Schatten simulierten sie die Annäherung von Fressfeinden. Es zeigte sich, dass männliche Fliegen bei der Balz und Paarung mit Anstieg des Dopamins alles andere um sich herum vergessen. „Love Hurts“ klingt da gleich noch mal anders.

**5 Am Ende kämpft man immer gegen sich selbst**  
Der US-Baseballspieler Danny Jansen hat Sportgeschichte geschrieben. Am 26. Juni spielten die Toronto Blue Jays gegen die Boston Red Sox. Jansen war damals ein Blue Jay. Das Match wurde wegen Regen unterbrochen und nun zwei Monate später fortgesetzt. Jansen war in der Zwischenzeit aber eine rote Socke geworden und lief im zweiten Teil desselben Spiels für sein neues Team auf. (jap)

Anzeige

**Voelkel**

gesund und bunter

für ein faires Miteinander!  
Mit 10 Cent unterstützt jeder unserer vitaminreichen Multi Kulti Shots den Verein Laut gegen Nazis: Gesund für die Gesellschaft, gesund für dich!

Wählt Vielfalt und Demokratie

der leitartikel

# Islamisten und Rechtsextreme wollen Sippenhaft. Die Bundesregierung liefert

Von **Volkan Ağar**

**D**er mutmaßlich islamistische Terroranschlag von Solingen erschüttert Deutschland. Ein 26-jähriger Syrer hat auf dem dortigen Stadtfest mit einem Messer drei Menschen getötet und acht verletzt. Auf die schreckliche Tat folgten Tage diskursiven Durcheinanders: Einerseits versuchten die üblichen Verdächtigen, den Anschlag für ihre Zwecke zu nutzen. Andererseits schlossen sich auch jene links des konservativ-rechten Spektrums den populistischen Illusionshändlern an und verflochten das Problem des islamistischen Terrors mit Migration. Und so startete auch schon am Freitagmorgen, einen Tag nachdem die Bundesregierung Asylrechtsverschärfungen verkündet hatte, ein Abschiebeflug nach Afghanistan – der erste, seitdem die islamistischen Taliban dort die Macht übernommen haben.

Zuvor hatte der politische Überbietungswettbewerb schnell den Rahmen der Vernunft, der Machbarkeit und sogar des Grundgesetzes verlassen. Der CDU-Vorsitzende Friedrich Merz forderte, pauschal keine Geflüchteten mehr aus Syrien und Afghanistan aufzunehmen, Menschen dorthin abzuschicken, auch wenn ihnen Tod und Folter drohen, und ausreisepflichtige Straftäter in zeitlich unbegrenzte Abschiebehaf zu stecken. Fatal ist, dass die anderen demokratischen Parteien dem nicht entschieden widersprachen, sondern mitspielten – teilweise, indem sie Merz zustimmten und seine Einlassungen mit eigenen realitätsfernen und inhumanen Vorschlägen ergänzten, so wie die FDP; teilweise, indem sie die Themen islamistischer Terror und Migration genauso willkürlich vermischten, so, wie es SPD und Grüne taten.

Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) kündigte Gespräche mit der Union und Vertretern der Länder über Änderungen in der Migrationspolitik an. Vizekanzler Robert Habeck (Grüne) beklagte ausbleibende Abschiebungen. Mit einem Positionspapier forderten die Grünen eine „Zeitenwende im Inneren“ und meinten damit auch die Migrationspolitik. Einen Vorgeschmack

auf das noch Bevorstehende gab es schließlich am Donnerstagabend, als die Bundesregierung ein neues Asylpaket zur Verschärfung der Migrationspolitik ankündigte. Damit streicht sie Geflüchteten, für deren Asylantrag andere EU-Staaten zuständig sind, alle Leistungen und senkt Schwellen für Abschie-

*Ausländer raus!  
So mehrheitsfähig war diese rechtsextreme Forderung in Deutschland lange nicht mehr*

bungen. Wohlgermerkt handelt es sich dabei erst um eine Gesprächsgrundlage für das bevorstehende Treffen mit der CDU, die diese Pläne schon als unzureichend kritisierte.

Man könnte nun sagen: Die demokratischen Parteien lassen sich treiben von der AfD und ihrem befürchteten Erfolg bei den Landtagswahlen in Sachsen, Thüringen und

Brandenburg. Aber getrieben wirken sie nicht wirklich. Eher dankbar für die Gelegenheit, nun allzu bereitwillig Hand an das Asylrecht anlegen zu können. Merz sieht außerdem die Gelegenheit, der taumelnden Ampelregierung den letzten Schlag versetzen zu können.

Dass die Wortmeldungen der AfD gerade untergehen, ist kein Zeichen ihrer Schwäche, im Gegenteil, die anderen Parteien verbreiten jetzt ihre rassistische Propaganda. Die AfD braucht sich nur zurückzulehnen. Rechtsextreme und Islamisten wollen Schluss machen mit dem demokratischen Grundsatz, dass Individuen für ihre Handlungen haften. Sie wollen Kollektivbestrafungen und Sippenhaft. So, wie Islamisten den Westen als Gemeinschaft verachten, verachten Rechtsextremisten Menschen, die nicht in ihr völkisches Weltbild passen. Wer nun Asylbewerber unter Generalverdacht stellt, passt sich dem an.

Aktuell stehen Geflüchtete aus Syrien und Afghanistan im Fokus. Aber auch andere Menschen mit Migrationsgeschichte ahnen längst, dass sie früher oder später Gegen-

stand solcher Debatten werden. Dass CDU-Chef Merz auch Liberalisierungen im Staatsbürgerschaftsrecht rückgängig machen möchte, deutet an, wohin die Reise geht: Ausländer raus! So mehrheitsfähig war diese rechtsextreme Forderung in Deutschland lange nicht mehr.

All das ändert nichts daran, dass islamistischer Terror kein individuelles, sondern ein politisches Problem ist. Hinter islamistischem Terror stecken Ideologie, Organisation, gesellschaftliche Akzeptanz. Wie gut können deutsche Sicherheitsbehörden Terroranschläge antizipieren und verhindern? Welche diplomatischen Abhängigkeiten halten sie davon ab, entschiedener gegen die Repräsentanten des Islamismus in Deutschland vorzugehen? Werden in der Präventionsarbeit alle Möglichkeiten ausgeschöpft? Darüber sollte jetzt debattiert werden – und nicht darüber, wie man Asylbewerber am besten schikanieren kann. Auch wenn es eine verlockende Vorstellung ist: Islamismus ist keine Lkw-Ladung Tomaten, die man an der Grenze einfach zurückweisen kann.

**Volkan Ağar** ist Redakteur im Gesellschaftsressort taz zwei und schreibt die Kolumne „Postprolet“.

Illustration: Robert Samuel Hanson

## politik + meinung

**grenzsituation** Die ukrainische Armee startete ihren Vorstoß auf russisches Gebiet nahe der Stadt Sumy. Ein Besuch **3**

### thema der woche

**solingen** Während Deutschland über Asylverschärfungen diskutiert, ringt die Stadt um ein Stück Normalität **4–5**

**kolumne materie** Kersten Augustin vermisst gerade jetzt eine starke Linke **6**

**abschiebung** Die Bundesregierung weist wieder Straftäter nach Afghanistan aus. Doch was haben die genau getan? **6**

**bild der woche** Bei den Paralympics in Paris geht es um mehr als das Dabeisein **6**

**ungefiltert?** Gegen Telegram-Chef Pawel Durow wird in Frankreich ermittelt. Das könnte eine Trendwende markieren **7**

**★ ultraorthodox** Wie integriert man Soldaten, die finden, die israelische Armee sei zu liberal und zu woke? **8–9**



**ostjerusalem** Nathan Thrall über sein Buch „Ein Tag im Leben von Abed Salama“ **10**

**die erklärung** Was könnte die AfD in Thüringen und Sachsen anrichten **11**

**hofgesellschaft** Der letzte Beitrag der „Überland-schreiberinnen“ kommt aus dem thüringischen Suhl **12**

**kolumne stadtgespräch** Zahra Kazmi über Klassenunterschiede im pakistanischen Justizsystem **12**

**das politische buch** Ilko-Sascha Kowalczyk ruft die Ostdeutschen dazu auf, die selbstgewählte Opferrolle abzulegen **13**

**das politische buch** Wissenschaftler\*innen der Uni Jena haben den neuen sozial-ökologischen Klassenkonflikt untersucht **13**

**kolumne fernsicht** Priyanka Borpujari über sexuelle Gewalt in Indien **14**

**kommentar** Barbara Oertel über die Aussichten für die Ukraine **14**

**kommentar** Harriet Wolff über die Regierungsführung in Frankreich **14**

**der rote faden** Durch die Woche mit Simone Schmollack **14–15**

**essay** Die Brandmauer im Osten: Was tun, wenn sie fällt? **15**

**talk der woche** Daniél Kretschmar über Tech-Milliardäre in Nöten **16**

**kolumne grauzone** Erica Zingher über Moldaus mühsamen Weg nach Westen **16**

## zukunft

**die gute nachricht** In Deutschland wird weniger Trinkwasser benutzt **17**

**kolumne cash & crash** Ulrike Herrmann urlaubte in Großbritannien, wo alles so teuer ist **17**

**★ notaufnahme** Zu viele Menschen gehen wegen Schnupfen ins Krankenhaus. In Freiburg werden die Patient:innen deshalb vorsortiert **18–19**

**doppelblind** Warum das Eis im Westen der Antarktis schneller schmilzt als im Osten **20**

**zurück in die zukunft** Wie Fahrräder zum Zug werden **20**

**weltraumforschung** 7 Dinge, die wir noch über das All wissen wollen **21**



Foto: ap

## gesellschaft

**abschied** Das Lebensgefühl Sommer ist nicht für alle gleich **23**

**die kinderfrage** Woher weiß man, dass das Universum unendlich groß ist? **24**

**starke gefühle** Der Blühwiesentrend führt zum Massenmord an Schmetterlingen – Schluss damit! **24**

**comic** Nozomi Horibe **24**

**osteuropa** Vier Autor:innen erzählen von ihrer Beziehung zum Schwarzen Meer **25–27**

**kolumne der wirt** Jörn Kabisch über die Karpfensaison **28**

**extremsport** Jonas Deichmann hat sich ein Rekordziel gesetzt: 120 Triatlons in 120 Tagen. Warum nur? **28–29**

**★ das gespräch** Rita Süßmuth spricht über Krisen und Mut **30–31**

**hausbesuch** In Leipzig sind die Omas gegen Rechts besonders laut. Ihre Zentrale ist ein Spätkauf **32**

**press-schlag** Die Uefa reformiert die Champions League **34**

**fc bayern** Die Fußballbundesliga der Frauen startet – mit einem klaren Favoriten **34**

**geschichte** Erst 1990 begann die Bundesliga der Frauen. Katja Bornschein war dabei **35**

**medien** Wie können wir mit Klimatrollen im Netz umgehen? **38**

## kultur

**staatskultur** Wie linientreu waren die Schriftsteller in der DDR? Ein Tauchgang ins jetzt vollständig zugängliche Archiv der Zeitschrift *Sinn und Form* **39–40**

**geburtstag** Was berührt uns bis heute so intensiv an den Bildern des Malers Caspar David Friedrich? **40**

**★ festival** Das Kunstfest Weimar setzt sich zur Landtagswahl in Thüringen gegen Geschichtsrevisionismus ein **41**

**lidokino** Tim Caspar Boehme berichtet von den Filmfestspielen in Venedig **41**

**literatur** Die Schriftstellerin Martina Hefter kann schwere Themen so leicht machen, als würde sie mit ihnen tanzen. Wie gelingt ihr das? Eine Begegnung **43**



Foto: Miriam Kling

**die wahrheit** Mit dem alles andere als langweiligen Comic „Langweilig“ von Frank Hoppmann **44**

## stadtland

**momentaufnahmen** Ein krauses Bäumchen, Vorurteile und die Suche nach Schatten **45**

**kolumne die fußgängerin** Alke Wierth über Hass und Meinungsäußerung **47**

**die ortsbegehung** Hippieske Lebensart im Bunten Bahnhof Cottbus **47**

**★ sozialer kitt** Auf dem Land gehen in vielen Gaststätten die Lichter aus. Auch im brandenburgischen Pätz droht die letzte Runde **48–49**

**interview** Festivalmacher Rico Klose über Reggae und Kiffen **50–51**

**bildkolumne** Iona Dutz über Sehnsucht nach Zukunft **52**

**großraumdisco** Bedrohte High Fidelity in Kreuzberg **52**

**ortsgespräch** Viel Geld vom Staat und ein kriselnder Kreuzfahrtschiffsbauer **52**

## außerdem

briefe **22**  
aus der taz **33**  
wiese **36**  
touché **44**

## taz thema

grün digital **37**

## KONTEXT: WOCHENZEITUNG

Wie geht Friedensbildung? Was Thomas Nielebock von der Uni Tübingen dazu sagt

★ Die Ressorts empfehlen

Mehr Militärpräsenz: Durch einen Ort in der Region Sumy rollt ein Fahrzeug der ukrainischen Armee  
Foto: Viacheslav Ratynskiy/reuters



# An der Grenze

Die ukrainische Armee startete ihren Vorstoß ins russische Kursk nahe der Stadt Sumy. Wie blicken die Menschen dort auf den Vormarsch?

Aus Sumy **Marco Zschieck**

Es ist 21.43 Uhr als es in Sumy im Nordosten der Ukraine donnert. Tief und grollend. Dabei ist der Himmel am Montagabend sternenklar. In der Warn-App für die Luftalarme gibt es seit gut zwei Stunden eine Warnung. Ein paar Minuten später wird eine Explosion gemeldet. Wo genau, wird nicht bekannt. In der Stadt selbst wohl nicht. Dafür war es nicht laut genug. Aber nah genug, um im Magen die Druckwelle zu spüren.

Raketeneinschläge und Bombenangriffe sind häufiger geworden, seit die ukrainische Armee von hier aus am 6. August überraschend die Grenze nach Russland überquert hat. Es werden noch gut 18 Stunden Alarm am Stück dazukommen, bis es am Dienstagabend Entwarnung gibt. Das ist viel, selbst für eine Region an der Grenze zu Russland. Alarm gibt es in Sumy oft, denn aus der Nachbarregion Kursk fliegen häufig Drohnen in den ukrainischen Luftraum.

Sumy ist das administrative und wirtschaftliche Zentrum der gleichnamigen Region. Die Stadt hat rund eine Viertelmillion Einwohner. Knapp 40 Kilometer sind es zur russischen Grenze auf dem kürzesten Weg.

## Am Horizont steigt Rauch auf

Die Stadt wurde auf einem Hügel über dem Fluss Psel von Kosaken gegründet: Ukrainern, die ihren meist polnischen Adelsherren weiter westlich davongelaufen waren. In dieser Gegend östlich des Dnipro hatten sie sich in der kaum bevölkerten Steppe niedergelassen. Ihre Anführer verbündeten sich im 17. Jahrhundert mit dem Moskauer Zaren, um gegen Polen oder Tataren zu kämpfen. Der Zar versprach ihnen dafür Autonomie. Doch die russischen Herrscher, inzwischen nach St. Petersburg umgezogen und sich Kaiser nennend, fühlten sich irgendwann nur noch an den Teil des Deals gebunden, der ihnen passte.

Heute ist Sumy wieder ein Außenposten. Rund 330 Straßenkilometer sind es von Kyjiw. Mit dem blau-ge-

lackierten Zug dauert es sechs Stunden. Er ist alt, aber pünktlich. Während er durch Maisfelder und Birkenwälder rumpelt, greift Russland am Montag die Ukraine mit Raketen, Marschflugkörpern und Drohnen an. Beim Nachzählen stellt sich später heraus, dass es der bisher größte Luftangriff in diesem Krieg ist. 15 von 26 ukrainischen Regionen werden attackiert. Es gibt mehrere Tote. Hauptziel ist die Energieinf-

**„Natürlich haben wir Angst. Aber es geht hier nicht nur um uns“**

Serhiy Malyuk, Fotograf aus Sumy

rastruktur. Seit dem Frühjahr zerstört Russland die Energieerzeugung der Ukraine. Das soll die Rüstungsindustrie lähmen, aber auch den Widerstandswillen brechen.

Auch die Region Sumy wird an diesem Tag von Russland aus der Luft angegriffen. Aber hier geht es mehr darum, den rückwärtigen Raum der ukrainischen Armee zu treffen. Spuren sieht man auf dem Weg: In Woroschba, wo die Bahnlinie am nächsten an der russischen Grenze verläuft, ist ein alter Wasserturm am oberen Ende wie von einem Riesen auseinandergerissen. In Tjotkino, dem zehn Kilometer entfernten russischen Grenzort, wird gekämpft. Andere Gebäude sind mit Splitterspuren übersät. Auf dem Rangierbahnhof stehen verbogene Güterwagens. An ein altes Lagerhaus hat jemand mit blauen und gelben Buchstaben „gefährliche Gegend“ geschrieben. Am Horizont steigt Rauch auf.

Serhiy ist mit seiner Frau Julia und dem zehnjährigen Dima in Konotop zugestiegen. Das ist auf halbem Weg nach Kyjiw. Dort haben sie Urlaub gemacht, erzählt er und zeigt auf dem Smartphone Fotos im und am Hotelpool. „Wir leben in Sumy“, sagt er. Trotz der russischen Angriffe seien sie bisher ge-

blieben. „Das ist unser Zuhause.“ Aber natürlich, wenn sich die Situation verschlechtere, müsse man vielleicht reagieren.

Möglicherweise hat Serhiy aber auch eine andere Wahrnehmung von Gefahr. Der Mitteldreißiger ist Berufssoldat und dient bei einer Aufklärungseinheit, die auch hinter den russischen Linien eingesetzt wird. Deshalb soll es keinen vollen Namen von ihm geben. Er zeigt Fotos von sich in Uniform in Cherson am Dnipro mit einem Boot, von seinen Kameraden, von verschiedenen Handfeuerwaffen. Auf einem Foto hält er ein Gerät, das mit elektromagnetischen Wellen Drohnen zum Absturz bringen kann. „Das war in Russland“, sagt er.

Ob er die Offensive nach Kursk gut findet, während die ukrainischen Truppen im Donbass langsam zurückweichen müssen und es heißt, es fehle Personal? Serhiy sagt, er wisse es auch nicht. „Aber besser wir kämpfen bei ihnen, als die bei uns.“

Trotz Daueralarm, Stromausfall und Hitzewelle ist die Innenstadt von Sumy erstaunlich belebt. Menschen gehen einkaufen. Auf den Bürgersteigen brummen die Dieselgeneratoren. Die Fußgängerzone ist von schattenspendenden Alleegebäumen gesäumt. Das ist hilfreich bei 33 Grad. Das Lokal Dymna Khata trifft offenbar den Geschmack: Teenager sind vier von fünf Tischen besetzt, er gibt Eiskaffee, selbst gemachte Limonade und eine anhängliche Katze. Im klimatisierten Innenraum zocken Teenager ein Konsolenspiel. Allerdings sieht man der Straße auch an, dass sie mal bessere Zeiten hatte. Jeder dritte Laden ist geschlossen und auch ein paar der Gebäude im Stil des russischen Spätbarock sehen aus, als ob sie auch ohne Krieg kollabieren könnten.

Gründlich restauriert kommen dagegen die Kirchen daher. Dienstagmittag öffnet sich die Tür der Heilig-Auferstehungs-Kathedrale in der Woskresenski-Straße. Sie gehört zur Orthodoxen Kirche der Ukraine, also der, die keine Verbindungen nach Moskau hatte. Ein Trauermarsch ist zu hören. Voran gehen Soldaten mit der ukrainischen Flagge, einer mit einem or-

thodoxen Holzkreuz, ein weiterer trägt eine gerahmte Fotografie des Gefallenen. Dann kommen sechs Priester, sechs Soldaten schultern den Sarg. Danach die Angehörigen und ein Dutzend Trauergäste. Igor Drobnov ist am 16. August mit 29 Jahren gestorben.

Nur wenige hundert Meter weiter steht der „Zentralniy Rynok“. In der kreisrunden Markthalle gibt es im Erdgeschoss frische Lebensmittel, im Keller Bohrmaschinen und Batterien und außenrum allerlei Kleidung. Ein Rynok ist ein Barometer einer ukrainischen Stadt: Ist nicht viel los und die Händler geben Rabatte, sind die Zeiten schlecht. Dementsprechend geht es Sumy mittelmäßig. An der Fleischtheke wetteifern gleich sechs Verkäuferinnen um die Aufmerksamkeit von nur halb so vielen potenziellen KundenInnen. Natascha und Marina raten, der Schweinefleisch eigne sich auch gut zum Grillen.

## Betonsperren und Stacheldraht

Oksana hat einen Obst- und Gemüsestand in der Halle. Auch sie will es beim Vornamen belassen. „Das Gemüse ist aus Gärten in der Region“, sagt sie. Und tatsächlich haben die Tomaten dieses satte Rot, das man im Supermarkt selten findet. „Die Wassermelonen sind auch aus der Ukraine. Die Zitrusfrüchte aber aus Spanien.“ Als die großangelegte Invasion Russlands vor zweieinhalb Jahren begann, sei sie für ein paar Monate zu ihrer Tochter geflüchtet, die in Italien lebe. „Aber da habe ich mich nicht wohl gefühlt.“ In Sumy habe sie ihr Haus, ihre Arbeit und ihre Freunde.

Angst habe sie natürlich trotzdem, sagt sie. In den vergangenen Wochen sind auch im Stadtgebiet Raketen und Bomben eingeschlagen. In einem Plattenbaugebiet am anderen Flussufer war eine Woche zuvor eine Rakete auf einem Parkplatz explodiert. Ein Dutzend Autos brannte aus, aber zum Glück hatte die Rakete das Wohnhaus verfehlt. Oksanas Augen werden ein bisschen feucht, als sie danach gefragt wird. Dann will sie lieber wieder über das Obst reden.

Oberbefehlshaber Oksandr Syrskiy, seit Februar im Amt, sieht den Vorstoß nach Kursk positiv. „Wir kontrollieren mehr als 100 Siedlungen und 1294 Quadratkilometer“, sagte er am Dienstag bei einer Pressekonferenz. Die Fläche ist größer als alles, was Russland seit Jahresanfang insgesamt eingenommen hat. „Im Süden der Ukraine hat der Feind seine Aktivität reduziert.“ Rund 30.000 Soldaten seien von dort Richtung Kursk verlegt worden, Tendenz steigend.

Gut vernetzt in Sumy ist Serhiy Malyuk. Der 56-jährige Fotograf hat früher an der Universität unterrichtet. Inzwischen arbeitet er für eine Hilfsorganisation. Er erinnert sich an die ersten Tage und Wochen der Invasion. Sumy entging 2022 nur knapp der Besetzung. In der Stadt waren nur wenige ukrainische Truppen, aber hunderte Menschen hatten sich freiwillig zur Territorialverteidigung gemeldet. „Wir hatten hier früher viel Handel mit Russland, aber es stand nie infrage, wohin wir gehören.“ Die improvisierte Truppe blockierte die wichtigen Einfallstraßen. „Die Russen wollten schnell weiter nach Kyjiw“, sagt er. Also nahmen sie einen anderen Weg.

Tatsächlich sieht man in den Vororten von Sumy an einigen Stellen vorbereitete Schützengräben und Unterstände, an Straßenkreuzungen und Bahnübergängen liegen Betonsperren und Stacheldraht bereit. Man hat sich also auf die Verteidigung vorbereitet. Doch anders als im Frühjahr, als es der ukrainischen Armee an Munition mangelte, weil die Republikaner im US-Kongress das Budget blockierten, konnte sie diesmal selbst aktiv werden.

Dass die russischen Truppen nun weiter entfernt von der Stadt stehen, ist offenbar psychologisch wichtig. Die Gefahr ist dennoch da, nur anders. Die Gleitbomben, die russische Flugzeuge noch über eigenem Gebiet ausklinken, können über Dutzende Kilometer ihren Weg auch bis nach Sumy finden. „Natürlich haben wir Angst“, sagt Malyuk. „Aber es geht hier nicht nur um uns, sondern um das ganze Land.“



Menschen legen Blumen und Kerzen nieder, um der Ermordeten zu gedenken

# Alte Wunden, neue Wunden

Während Deutschland über Asylverschärfungen diskutiert, befindet sich Solingen im Schockzustand. Ortsbesuch in einer Stadt voller Wut und Trauer

Von Yağmur Ekim Çay (Text) und Domenic Driessen (Fotos)



Gedenkort zum rassistischen Anschlag auf die Familie Genç am 29. 5.1993

Am Dienstagnachmittag ist Iris Borlinghaus mit einer Kerze auf den Kirchplatz von Solingen gekommen. „Ich habe ein paar Tage gebraucht, bis ich den Weg hierher finden konnte“, sagt die Sozialpädagogin, die an einer Grundschule in der Nähe des Tatorts arbeitet. Sie holt ihr Handy aus der Tasche und zeigt die Leuchttürme, die Schüler\*innen gemalt haben. „Lasst uns spüren, dass das Leben siegt“, steht darauf.

Auf dem Solinger Kirchplatz herrscht seit Tagen absolute Stille. In den Cafés sitzen einige Menschen, starren ins Leere und sprechen wenig miteinander. Ein paar leere Stände vom Festival der Vielfalt stehen noch da. Das 650-jährige Bestehen der Stadt hätte gefeiert werden sollen und dass 140 Nationen heute in Solingen zusammenleben. Doch jetzt durchbricht nur das Klicken der Kameras das Schweigen derer, die sich um Blumen und Kerzen versammelt haben. Die Menschen ringen um Normalität und sind davon doch weit entfernt.

Einige von Borlinghaus' Schüler\*innen seien auf dem Stadtfest gewesen und haben den Terrorakt miterlebt, erzählt die Sozialpädagogin. Am Freitagabend hatte ein 26-jähriger Islamist drei Menschen mit einem Messer getötet und acht weitere schwer verletzt. Der Islamische Staat reklamiert den Anschlag für sich. „Auch die, die nicht da waren, haben viel mitbekommen“, sagt Borlinghaus. „Polizei, Krankenwagen, Hubschrauber waren die ganze Nacht da.“ Seit Montag gebe es für die Schüler\*innen Gespräche mit dem schulpädagogischen Dienst.

„Mit den Abschiebungen ist das Problem nicht gelöst. Ich glaube, wenn der IS Leute finden will, dann findet der sie auch“, sagt die Sozialpädagogin flüsternd, während sie ihre Kerze anzündet.

Doch das sehen nicht alle so. Seit dem Attentat tobt eine heftige Debatte über das Asylrecht. Für den syrischen Attentäter lief im Sommer 2023 die sechsmonatige Frist zur Abschiebung nach Bulgarien ab, sodass sein

Asylverfahren von den deutschen Behörden übernommen wurde. Mit einer Abschiebung hätte der Anschlag verhindert werden können, behaupten manche. Unter den Politiker\*innen, die mehr Abschiebungen fordern, ist auch Bundeskanzler Olaf Scholz. Am Montag war er gemeinsam mit dem nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Hendrik Wüst in Solingen zu Besuch. Am Donnerstag beschloss die Ampelregierung mehrere Verschärfungen des Asylrechts, unter anderem sollen ausreisepflichtigen Asylsuchenden die Sozialleistungen gestrichen werden.

Ob die politische Debatte auch an der Schule geführt wird? „Das war eine Befürchtung, die ich hatte“, sagt Borlinghaus. „Wir haben rund 25 Nationalitäten an unserer Schule.“ Doch sie blieb aus,

## „Mit den Abschiebungen ist das Problem nicht gelöst“

Iris Borlinghaus, Sozialpädagogin

Schwierigkeiten zwischen den Schüler\*innen habe es nicht gegeben.

Nur 500 Meter entfernt vom Kirchplatz, der zum Gedenkort geworden ist, ist es am Montagabend chaotisch und laut. Drei Tage nach dem Attentat findet hier eine Montagsdemo statt, zu der die Gruppe Solinger Widerstand aufgerufen hat. Etwa 100 Menschen sind gekommen, auch aus dem Reichsbürger- und Impfgegnerspektrum, vor allem aber aus der rechtsextremen Szene von Dortmund. „Remigration jetzt“, steht auf einem Banner. „Unter jedem Messermann steht ein Politiker, der ihn eingeladen hat“, auf einem Wagen. Mit einem Autokorso und einer anschließenden Demonstration zieht die Gruppe durch die Stadt. Ein Mann zeigt den Hitlergruß. „Deutschland den Deutschen, Ausländer raus“, rufen mehrere.

Immer wieder kommt es zu Zusammenstößen mit Gegendemonstrant\*innen. Zwei junge Männer nehmen ei-

nem Montagsdemonstranten seine Deutschlandflaggen weg. „Verpissst euch aus unserer Stadt“, ruft einer der beiden ihm zu. In die Trauer mischt sich Wut. „Ihr habt hier fünf tote Kinder hinterlassen“, ruft ein Mann zitternd aus dem Fenster, „schämt euch!“

Fünf tote Kinder. – In dem Stadtteil, in dem die Rechtsextremen nach dem Anschlag nun die Vertreibung der migrantischen Menschen fordern, liegt auch die Untere Wernerstraße 81. Ein Kastanienbaum wächst, wo vor 31 Jahren das Haus der Familie Genç stand. Rechtsradikale setzten es 1993 in Brand. Fünf Menschen starben, 17 erlitten Verletzungen. Wenige Tage vor dem Brandanschlag hatten CDU/CSU, FDP und SPD damals im Bundestag nach einer hoch emotionalen Asyldebatte den sogenannten Asylkompromiss beschlossen, den viele heute als fatales Zugeständnis der Politik an den wütenden Mob interpretieren.

Nun kommen zu den alten Wunden neue hinzu. In Teilen der Solinger Zivilgesellschaft herrscht Angst, dass sich ein ähnlicher Fall wiederholen könnte. „Dieser Rechtsruck, über den man redet, das sind keine Statistiken in irgendwelchen Berichten über mögliche Wahlen oder Prozentzahlen, sondern das hat Folgen für das Leben der Menschen“, sagt Miman Jasarovski vom Bündnis „Wuppertal stellt sich quer“. Als 16-Jähriger erlebte er damals die Stimmung nach dem Anschlag mit. „Damals haben unsere Familien überlegt, Deutschland zu verlassen“, sagt der heute 47-Jährige, während er sich eine Zigarette dreht.

Viele Menschen in der Stadt hätten die Ereignisse damals traumatisiert. Die politische Stimmung der letzten Tage in Deutschland gefährde nun „viele im Miteinander, was in den letzten 30 Jahren in Solingen aufgebaut wurde“, ergänzt Hanna Sauer, ebenfalls vom Bündnis. Die Demonstrationen sollen auch dabei helfen, das zu verhindern.

In Absprache mit Initiativen aus Solingen habe das Wuppertaler Bündnis sie organisiert, erzählt Sauer, damit die Solinger Zeit haben zu trauern. Auch zu einer Mahnwache vor der Solinger

Flüchtlingsunterkunft rief die Gruppe auf, weil ein rassistischer Angriff befürchtet wurde. Ob eine solche Gefahr tatsächlich besteht? Ja, sagt die 32-jährige, die im erinnerungspolitischen Bereich arbeitet. Im vergangenen Juni gab es beispielsweise eine mutmaßliche Brandstiftung auf ein Haus von Sinti\*innen und Rom\*innen in Solingen.

Doch nicht alle sind mit den Demonstrationen nach dem Anschlag einverstanden. Für Philipp Müller, Co-Organisator des Stadtfests, sind die „Aufmärsche rechter und linker Gruppen“ ein Ärgernis. „Die nutzen den Anschlag für ihr eigenes Süppchen, das brauche ich nicht“, sagt er. Müller war es, der kurz nach dem Attentat auf die Bühne trat und die rund 5.000 Menschen bat, den Platz zu verlassen. Die Ruhe, mit der er zu den Besucher\*innen sprach, verhinderte eine Massenpanik. „In so einer Situation funktioniert man, aber am nächsten Morgen hat man die ganzen Bilder wieder im Kopf“, sagt Müller. Er habe gesehen, wie Menschen wiederbelebt wurden, sagt Müller und unterbricht sich für einen Moment, „und sehr, sehr viel Blut“. Um zu verarbeiten, was passiert sei, brauche die Stadt Ruhe. Stattdessen steht sie seit vergangener Freitag im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit von Presse sowie Politiker\*innen.

Ähnlich empfindet es auch Waldeemar Gluch. Am Abend des Anschlags öffnete der 64-Jährige die Tür seines Fotogeschäfts, das etwa fünf Minuten vom Tatort entfernt ist. Einer der Organisator\*innen des Stadtfests wollte für die verängstigten Menschen einen Raum schaffen, in dem sie Schutz finden konnten. „Ich will jetzt nicht als Held dargestellt werden“, sagt er. „Für mich ist das selbstverständlich.“

Nächste Woche müsse die Stadt ein bisschen in Ruhe gelassen werden, um zu trauern. Vielen, ihm auch, gehe es noch immer sehr schlecht. „Wir müssen erst einmal drei Menschen beerdigen und brauchen dann etwas Zeit, um uns zu sammeln“, sagt Gluch.



Philipp Müller hat das Stadtfest anlässlich der 650-Jahr-Feier mitorganisiert

„Wenn jemand, der in Deutschland nichts zu suchen hat, hier Leute absticht, dann macht das natürlich etwas in der Bevölkerung“, glaubt Philipp Müller. Er ist überzeugt, dass die Anschläge Migranten gefährden, weil sie nun auch als Attentäter wahrgenommen würden.

Ein junger Mann, der Bilal genannt werden will, spürt bereits eine solche Veränderung. Man schaue ihn nun etwas böse an, erzählt der 23-Jährige. Er lebt in der mehrstöckigen Flüchtlingsunterkunft, in der auch der Attentäter wohnte. Sie ist nur wenige Gehminuten vom Ort des Anschlags entfernt.

Seit Sonntagabend versammeln sich hier abends rund hundert Menschen, die das Wuppertaler Bündnis zum „solidarischen Schutz“ aufgerufen hat. Sie haben Angst vor rechten Übergriffen. Bilal steht mit anderen Männern aus seinem Wohnhaus vor der Tür, spricht mit den Demonstrant\*innen, wirkt dabei nervös.

Wie seine Freunde sei er aus Syrien vor dem Islamischen Staat geflohen, erzählt er – erst in die Türkei, dann nach Deutschland. Seit eineinhalb Jahren lebt er in Solingen, lernt Deutsch, wollte hier sein Zahnmedizinstudium fortsetzen. „Ich wusste nicht, dass es solche Leute auch in Deutschland gibt“, sagt er über den Täter. Als bekannt wurde, dass der Täter auch in der Unterkunft wohnt, habe er wie viele andere geweint. Seit er erfahren habe, dass Rechtsextreme durch die Stadt ziehen, sei zum ohnehin schwierigen Alltag in der Unterkunft noch die Angst hinzugekommen: „Wir haben hier seit Tagen große Panik und können nicht schlafen“, sagt er. Wie viele andere wolle er ausziehen, wisse aber nicht, ob das möglich sei. Trost gibt ihm und seinen Freunden die Gruppe vor der Unterkunft: „Die Deutschen sind wirklich gute Menschen. Ich bin sehr dankbar, dass sie uns hier schützen“, sagt Bilal. „Kommt ihr morgen auch?“, fragt er lächelnd eine\*n der Demonstrant\*innen.

Unter diesen Demonstrierenden ist auch Nusaybah Khan. Auch sie möchte ihren echten Namen lieber für sich behalten. Die 23-Jährige könne sich nicht vorstellen, irgendwo anders zu sein als hier, bei der Mahnwache vor der Flüchtlingsunterkunft. „Ich fand es beängstigend, als ich gehört habe, dass viele Menschen mit rechtem Gedankengut nach Solingen kommen und dieses schreckliche Ereignis für ihre Zwecke missbrauchen wollen“, sagt die junge Frau mit Nasenpiercing. „Die von der Jungen Alternative haben schon gesagt, dass sie nicht zum Gedenken hier sind, sondern zum Klagen. Das finde ich unverschäm.“

Als Frau mit Migrationshintergrund habe sie in den letzten Tagen überhaupt keinen Raum für ihre Gefühle bekommen, „um die Ermordeten zu betrauern“, sagt die Studentin wütend. „Ich habe das Gefühl, dass ich sofort an andere denken muss, an Menschen, denen es gerade bei dieser politischen Stimmung vielleicht noch schlechter gehen könnte als mir.“ Man merkt ihr an, dass die Stimmung sie beschäftigt, aber sie bleibt tapfer: „Solingen gibt nicht so einfach auf“, sagt sie, „hier gibt es noch viele Menschen, die sich diesem rechten Gedankengut entgegenstellen und die um die Ermordeten trauern.“

# „Spaltungen zahlen in das Kalkül der Terroristen ein“

Der Politologe und Pädagoge Thomas Mücke ist Experte für Gewaltprävention. Ein Gespräch über die Rückkehr des islamistischen Terrors, den Sinn von Messerverboten und über digitalen Hass und Propaganda

Interview **Konrad Litschko**

**taz:** Herr Mücke, in Solingen wurden drei Menschen bei einem Messerangriff getötet. Der „Islamische Staat“ hat sich zu der Tat bekannt, erstmals seit dem Anschlag auf den Berliner Breitscheidplatz vor acht Jahren. Ist der islamistische Terror zurück in Deutschland?

**Thomas Mücke:** Ja. Die Bedrohung war immer da, aber seit dem 7. Oktober, seit dem wieder eskalierten Nahostkonflikt, hat sich die Lage in Westeuropa deutlich verschärft. Wir haben seitdem acht Anschläge erlebt und 21 Anschläge, die verhindert wurden – eine Vervielfachung im Vergleich zum Jahr 2022. Und das merken wir auch in unserer Beratungsarbeit: Bei unserer Hotline gehen seit Oktober deutlich mehr Fälle ein. Es ist sehr klar: Islamistische Terroristen haben Westeuropa wieder als Ziel definiert.

**taz:** 2019 wurde der IS noch in Syrien und dem Irak zurückgeschlagen. Nun konnte er sich wieder neu organisieren?

**Mücke:** Der IS war nie wirklich tot. Es gab immer Ableger, die verfügbar waren. Und der islamistische Terror ist eine globale Ideologie, die sich auch ohne feste Gruppen verbreitet. Der neue Nahostkrieg war hierfür eine Steilvorlage für eine emotionale Mobilisierung: Schaut her, hier werden Muslime abgeschlachtet – da könnt ihr doch nicht zuschauen. Dieses Narrativ nutzt die islamistische Szene seit Jahren, jetzt erfährt es wieder breite Resonanz. Auch die Proteste von Islamisten unlängst in Essen oder Hamburg funktionierten so: Aufgerufen wurde dort wegen der Angriffe auf Gaza – dann wurde für ein Kalifat demonstriert.

**taz:** Schickt der IS wieder direkt Anhänger in Deutschland los, um Anschläge zu begehen?

**Mücke:** Klar ist, dass der IS schon länger Aufrufe verbreitet, den Westen und auch Deutschland anzugreifen, mit ganz konkreten Tatanleitungen. Ob der IS im Fall Solingen den Täter direkt angeleitet hat, müssen die Ermittlungen zeigen. Zentral ist aber die Frage, wann und warum sich diese Person radikalisiert hat. Und ob es Menschen gab, die davon etwas mitbekommen haben – aber sich vielleicht nicht trauten, etwas zu sagen.

**taz:** Laut Behörden war der Tatverdächtige vorher weder mit Straftaten noch politisch aufgefallen.

**Mücke:** In solchen Fällen haben wir im Grunde keine Chance. Nur wenn das Umfeld eine Veränderung einer Person feststellt – jemand wird plötzlich verschwiegen oder macht Andeutungen – und dies auch der Polizei oder den Hotlines unserer Beratungsstellen mitteilt, können wir handeln. Diese Hinweise sind entscheidend.

**taz:** Die Union reagierte auf Solingen mit Forderungen nach mehr Abschottung, die Ampelregierung will nun Geflüchteten, für deren Asylverfahren andere Länder zuständig sind, die Leistungen streichen. Sie führte erstmals wieder eine Abschiebung nach Afghanistan durch und plant Messerverbote. Sind das die richtigen Antworten?

**Mücke:** Man sollte jetzt nicht so tun, als ob in den letzten Jahren

nichts gegen Islamismus getan wurde. Da wurde sehr viel getan – bei den Sicherheitsbehörden und auch beim Aufbau von Beratungsstellen und Präventionsprojekten. Es gibt zwischen beiden Seiten eine sehr professionelle Zusammenarbeit. Wir haben bei der Fußball-EM gesehen, wie viel Anstrengungen die Behörden für Sicherheit unternommen haben – und am Ende ist ja auch nichts passiert. Und es wurden, wie gesagt, auch viele Anschlagversuche verhindert. Hundertprozentige Sicherheit aber wird es nie geben.

**taz:** Also braucht es keine der diskutierten Maßnahmen?

**Mücke:** Der Staat zeigt mit diesen Maßnahmen seine Handlungsfähigkeit. Diese Maßnahmen beruhen auf verschiedenen Säulen, unter anderem soll die Präventionsarbeit ausgebaut werden. Das ist ein Schritt in die richtige Richtung. Ein Messerverbot ist es eher nicht. Zumindest nicht, wenn es um Terrorbekämpfung geht. Menschen, die solche Taten begehen, setzen alles als Waffe ein, was für sie verfügbar ist. Ein Waffenverbot schränkt sie in keiner Weise ein und ist auch nicht kontrollierbar. Das hätte überhaupt keine Wirkung. Wenn es eine Wirkung hätte, dann nur auf die Alltagskriminalität und auf das Sicherheitsempfinden der Menschen.

**taz:** Und mehr Abschiebungen und Zurückweisungen an der deutschen Grenze?

**Mücke:** Um jemanden wegen Terrorplänen abzuschieben oder zurückzuweisen, braucht man erst mal Kenntnis von diesen Plänen – was im Fall Solingen ja nicht der Fall war. Und man darf nicht vergessen: Terroristische oder extremistische Organisationen rekrutieren bei Weitem nicht nur Flüchtlinge. Sie sprechen alle Menschen an, die sie erreichen können. Das zeigt sich auch in unserer Beratungsarbeit: Geflüchtete machen hier nur einen sehr kleinen Teil aus.

**taz:** Die Ampel verspricht auch mehr Druck auf die islamistische Szene. Richtig so?

**Mücke:** Ja, aber da gibt es nicht die eine Lösung. Wo wir tatsächlich ein Problem haben, ist beim digitalen Hass und der Propaganda, die im Internet kursiert. Es ist klar, dass dies Radikalisierungsprozesse verstärkt und dass es verschwinden sollte. Ein Problem sind auch Kommunikationskanäle auf Telegram und anderswo, über die sich Gruppen verdeckt verabreden und rekrutieren. Auch hier brauchen wir dringend eine Reglementierung.

**taz:** Der Telegram-Chef wurde zwischenzeitlich festgenommen. Sie fordern Weiteres?

**Mücke:** Wir brauchen klare Regeln für diese Messengerdienste und Plattformen, damit sie terroristische und extremistische Inhalte konsequent löschen. Das betrifft auch nicht nur Telegram, sondern weitere Anbieter wie Tiktok. Aber das reicht nicht aus. Wir müssen vor allem gucken, was die Menschen bewegt, die sich von solcher Propaganda angesprochen fühlen. Deshalb ist die Präventionsarbeit ein ganz zentraler Punkt.

**Mücke:** Da hat sich in den letzten zehn Jahren wirklich viel getan, der Präventionsbereich ist hier in Deutschland inzwischen breit aufgestellt und auch sehr innovativ, passt sich immer schnell an die Szene an. Ein großes Problem bleibt, dass eine langfristige Finanzierung der Projekte bis heute nicht gegeben ist. Stand jetzt sind die Ressourcen für gute Präventionsarbeit da – aber ob das in Zukunft so gilt, weiß niemand.

**taz:** Ein Problem sind radikalisierte Einzeltäter, die schwer aufzuspüren sind. Wie gehen Sie damit in der Präventionsarbeit um?

**Mücke:** Ja, es gibt Personen, die sich nur online aufputschen. Aber in den meisten Fällen – und das sind auch die, die in unseren Beratungen landen – ist es eine Mischung: Diese Personen haben auch direkten Kontakt zu anderen. Die allerwenigsten radikalisieren sich allein durch Videos oder Chats. Diese Radikalisierung umzukehren, ist eine langwierige, intensive Arbeit, aber es ist möglich. In neun von zehn Fällen gelingt uns das.

**taz:** Die Täter, die in letzter Zeit wegen islamistischer Anschlagpläne festgenommen wurden, waren teils noch Teenager.

**Mücke:** Ja, das macht mir große Sorgen. Zwei Drittel der festgenommenen Tatverdächtigen in Westeuropa waren in einem sehr jungen Alter. Und das hat seit dem 7. Oktober noch mal zugenommen. Hier müssen wir sehr, sehr aufmerksam sein: Die extremistische Szene scheint gerade genau in diesem Feld zu rekrutieren – das zeigen auch die Beratungsanrufe, die wir erhalten. Da müssen wir schnell die Auseinandersetzung suchen. Wir dürfen diese jungen Menschen nicht den Extremisten überlassen, sonst haben wir hier die nächste Terrorgeneration.

**taz:** Nach früheren Anschlägen folgten oft zeitnah weitere. Ist jetzt damit zu rechnen?

**Mücke:** Wir können das leider nicht ausschließen. Denn die terroristischen Organisationen haben daran Interesse. Sie versuchen, die demokratischen Gesellschaften zu spalten und werden hier nicht nachlassen. Deshalb müssen wir genau dem entgegenwirken.

**taz:** Durch die bevorstehenden Landtagswahlen scheint das nicht gut zu funktionieren, AfD oder CDU schlagen brachiale Töne an.

**Mücke:** Ja, das ist ein sehr schwieriger Zeitpunkt. Und trotzdem müssen wir uns ermahnen, Diskussionen so zu führen, dass es nicht zu gesellschaftlichen Spaltungen kommt. Alles andere zahlt genau in das Kalkül der Terroristen ein.



Foto: S. Klages/VPN

**Thomas Mücke**, 65, Pädagoge und Politologe. Geschäftsführer des Violence Prevention Network, das mit 150 Mitarbeitenden Extremismusprävention leistet.



Kersten Augustin  
Materie

## Am Ende der Fortschrittskoalition

W eil ich ein von der Politik frustrierter Mann bin, verbringe ich viel Zeit im Internet. Dort habe ich ein linkes Manifest gefunden, das mich radikalisiert hat. Da steht: „Migration war und ist schon immer Teil der Geschichte unseres Landes.“ Aber damit nicht genug: „Wir wollen einen Neuanfang in der Migrations- und Integrationspolitik gestalten, der einem modernen Einwanderungsland gerecht wird.“

Die AutorInnen waren leichtsinnig und haben Spuren hinterlassen: „Koalitionsvertrag“ steht drauf, Autogramme stehen darunter. Sie schienen sich ihrer Sache sicher zu sein, oder sie dachten: Das Geschwätz interessiert bald eh niemanden mehr.

Drei Jahre später könnte erstmals ein Rechts-extremer eine Landtagswahl gewinnen, und vorher drehen alle durch. Die *Bild* jagt die Anwältin des Solingen-Attentäters, die Regierung kämpft gegen ihr nahendes Ende, verschärft das Asylrecht und schiebt nach Afghanistan ab. Die Geschwindigkeit lässt einen schwindeln.

Erinnert sich jemand an die größten Demos in der Geschichte der Republik? Ist ewig her, ein halbes Jahr. Damals gingen so viele Menschen wie nie auf die Straße, um gegen das Erstarken des Faschismus zu protestieren und für eine offene Gesellschaft.

Aber für sie macht niemand Politik. Sondern für jene, die am Sonntag eine rechtsextreme Partei wählen wollen. Ihnen wollen die Parteien von Grün bis Schwarz zeigen, dass sie auch etwas gegen Ausländer haben. Asylbewerber, für die nach den Dublin-Regeln ein anderer Staat zuständig ist, sollen die finanziellen Leistungen komplett gestrichen werden. Ob das legal ist? Mal sehen. Bett, Brot, Seife

## So sehr wie in dieser Woche habe ich eine starke Linke lange nicht vermisst

– so wird das Prinzip genannt. Das ist genial, weil man mit einem Stück Seife keinen Menschen abstechen kann und allgemein bekannt ist, dass politische Perspektivlosigkeit die beste Prävention gegen Islamismus darstellt.

Es ist verständlich, dass die Bevölkerung nicht nachvollziehen kann, dass der Staat geltendes Recht, in diesem Fall Abschiebungen nach Bulgarien, nicht umsetzt. Dass Deutschland vom Dublin-System eigentlich profitiert, spielt dabei keine Rolle. Wenn der Staat seine eigenen Regeln nicht anwendet, führt das zu einem Vertrauensverlust. Das gilt nicht nur in der Asylpolitik.

Doch statt bestehende Gesetze anzuwenden, werden neue gemacht. Auch die erneute Verschärfung wird nichts daran ändern, was alle wissen: Härtere Asylpolitik hilft nicht gegen islamistischen Terror. Indem beides miteinander verbunden wird, schafft der Staat Erwartungen, die er in der europäischen Realität nicht erfüllen kann, stärkt die Frustration und den Populismus.

Und die Grünen? Verweisen auf die Gefahr durch Islamismus und tragen dann jede asylpolitische Verschärfung mit, selbst Abschiebungen nach Afghanistan. Die Taliban werden sich ihre Zustimmung etwas kosten lassen haben. Unterstützung des internationalen Terrorismus, auch so eine Form der Prävention.

Dann nimmt Robert Habeck noch ein pastorales Video auf. Nichts dagegen, dass Politiker ihr Handeln erklären. Aber fortschrittliche Kommunikation bei rückschrittlicher Politik, das hinterlässt einen Geschmack. Habeck sagt: „Für Integration, Sprachkurse und gute Bildungsarbeit muss genügend Geld vorhanden sein“ – also das, woran seine Regierung massiv spart.

Am politischen und moralischen Ende dieser Koalition wird es Geflüchteten schlechter gehen, sie werden weniger integriert und mit einem wachsenden Rassismus konfrontiert, der von dieser Fortschrittskoalition noch verstärkt wird.

So sehr wie in dieser Woche habe ich eine starke Linke lange nicht vermisst.

Dieses Foto aus dem Jahr 2021 vom Leipziger Flughafen zeigt einen Afghansen, den zwei Polizisten in eine Charter-schmaschine bringen  
Foto: Michael Kappeler/dpa



## Abflug zu den Taliban

Die Frage, was genau die 28 am Freitag überraschend nach Afghanistan Ausgewiesenen verbrochen haben, lässt die Bundesregierung unbeantwortet

Von **Thomas Ruttig**

Nancy Faeser hatte nicht übertrieben. Bei der Wiederaufnahme von Abschiebungen nach Afghanistan „sind wir schon relativ weit“, verkündete die Bundesinnenministerin (SPD) am Donnerstagabend in der Tagesschau. Am frühen Freitag dann hob ein Charterflugzeug der Qatar Airways vom Leipziger Flughafen in Richtung Kabul, wo mittlerweile die Taliban herrschen.

An Bord waren laut Bundesregierung 28 afghanische Staatsbürger, „sämtlich verurteilte Straftäter, gegen die Ausweisungsverfügungen vorlagen“. Sie waren laut *Spiegel* teils aus der Strafhaft geholt worden, als Faeser noch im Fernsehstudio saß. Unter ihnen könnten auch sogenannte Gefährder sein. Allerdings nur, wenn sie bereits

rechtskräftig verurteilt wurden.

Abschiebungen nach Afghanistan hatte die damalige Große Koalition 2021 ausgesetzt. Auch damals wurde der Eindruck erweckt, dass Deutschland ausschließlich „Gefährder“ und „schwere Straftäter“ abschiebe. Eine exakte Gesamtübersicht, für welche Straftaten die Abgeschobenen verurteilt worden waren, gaben Bund und Länder nicht. Oft hieß es lediglich, „unter den Rückgeführten“ – wie die Sprachregelung auch heute wieder lautet – seien „Sexualstraftäter“ und „Mörder“ gewesen. Flüchtlingsunterstützer\*innen wussten aber, dass auch Menschen nach mehrfachen, aber relativ geringen Verstößen gegen Betäubungsmittelgesetze oder mehrmaligem Schwarzfahren abgeschoben wurden.

Dass Regierungssprecher Steffen Hebestreit am Freitag generell von „Straftätern“, nicht von „schweren Straftä-

tern“ sprach, die nach den tödlichen Messerangriffen von Mannheim und Solingen in der Diskussion standen, lässt wieder die Frage aufkommen, ob manche deutsche Behörden den Straftäterbegriff weit auslegen, um die Abschiebezahlen nach oben zu treiben. Auch jetzt wurde aus Bayern ein Mann abgeschoben, der wegen „einer Straftat nach dem Betäubungsmittelgesetz zu einer Freiheitsstrafe“ verurteilt worden war.

Ohnehin ist nicht klar, wie viele afghanische schwere Straftäter es überhaupt gibt. Eine Umfrage des Evangelischen Pressestellen unter den zuständigen Ministerien ergab, dass es eine Statistik darüber gar nicht gibt.

Hebestreit bestätigte auch die *Spiegel*-Angabe nicht, dass Katar in Deutschlands Namen mit dem Taliban-Regime die Annahme der Abgeschobenen ausgehandelt habe. Er sagte nur, die Bundesregierung habe „regio-

nale Schlüsselpartner um Unterstützung gebeten“. Die geheimen Verhandlungen sollen zwei Monate lang gelaufen sein, und zwar über das Bundeskanzleramt. Das Bundesinnenministerium sei für die Absprache mit den Bundesländern zuständig, das Auswärtige Amt (AA) sei immer eingebunden gewesen, hieß es am Freitag. Faeser hatte zuvor betont, dass „wir mit den Taliban nicht reden“, jedenfalls nicht direkt.

Die Taliban signalisierten nach der Mannheim-Attacke im Mai Bereitschaft, direkt mit der Bundesregierung über Abschiebungen zu verhandeln. Eine Drittstaatenlösung – ohne ihre Zustimmung – lehnten sie ab. Katar hat sie nun wohl überzeugt. Faktisch handelt es sich jetzt um eine indirekte Dreierabmachung.

Katar verfügt über gute Beziehungen zu den Taliban. Schon seit den Zeiten deren Kampfes gegen eine US-geführte Koalition in Afghanistan beherbergte es ein Taliban-Verbindungsbüro. Darüber liefen auch die US-Verhandlungen mit den Taliban, die 2021 zum Abzug aller ausländischen Truppen und Zusammenbruch der westlich gestützten Republik Afghanistan führten.

Ironisch ist, dass die Kontakte, die das AA mit Katar aufbaute, um zu erreichen, dass die USA die afghanische Zivilgesellschaft in eine Verhandlungslösung mit den Taliban einbeziehen – was letztendlich scheiterte –, nun dazu dienen, Abschiebungen zu den Taliban einzutüten.

Wie die Taliban abgeschobene Straftäter behandeln, ist unklar. Die Bundesregierung äußerte sich bisher auch nicht auf die taz-Anfrage, ob die Taliban die Abgeschobenen in Gewahrsam nehmen und ob sie Überprüfungen über ihren Verbleib zugesagt haben. Die Taliban gewähren bestimmten Organisationen, die sich dazu aber nicht äußern, Zugang zu ihren Gefängnissen. Mit Ausnahme denen ihres Geheimdienstes.

Deutschland verhandelt derzeit ein Migrationsabkommen mit Usbekistan, das der Kanzler im September besuchen will. Schweden hatte über dieses Nachbarland Afghanistans 2023 fünf Afghanen abgeschoben.

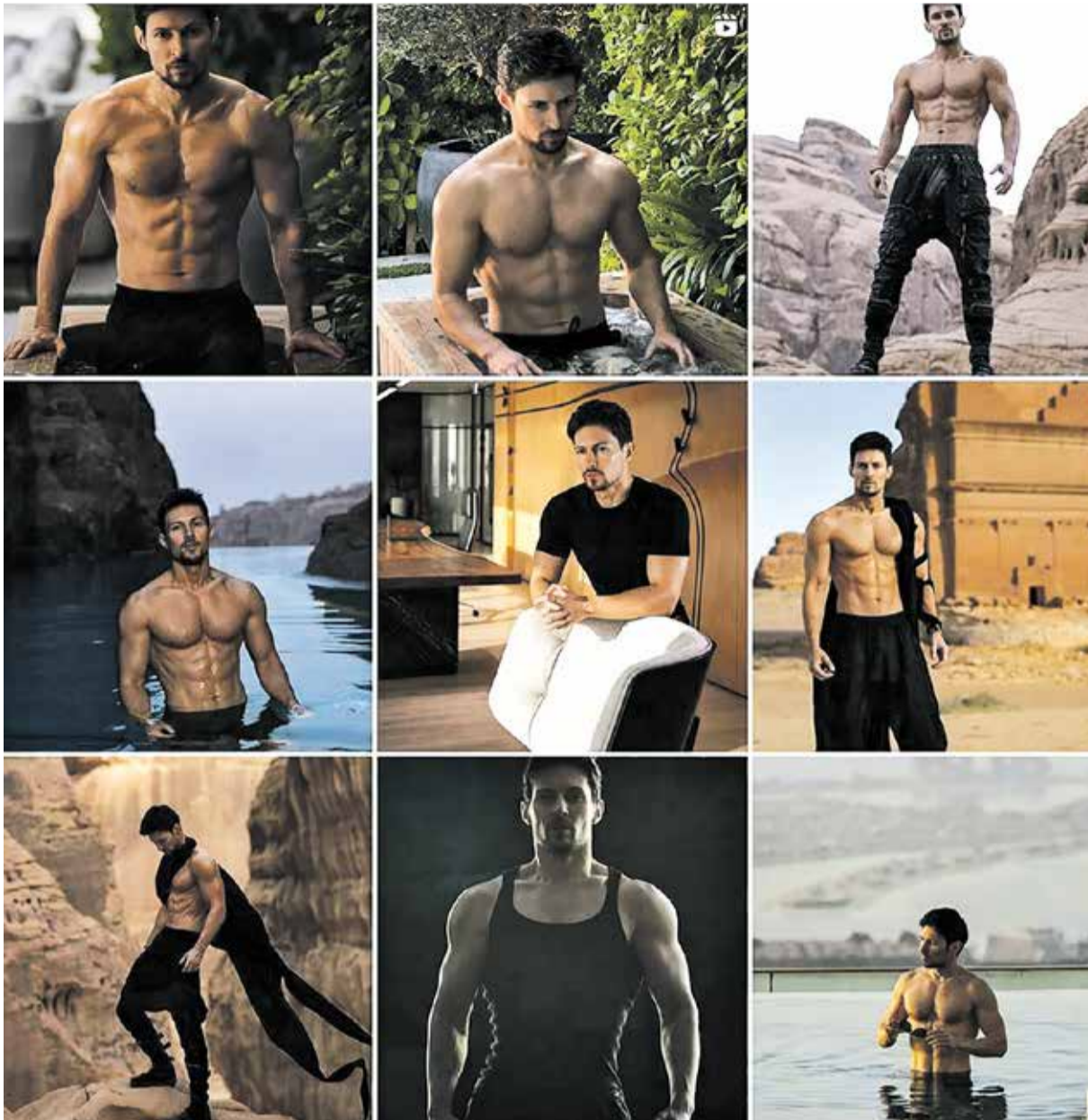
## USA sind Favorit im Rollstuhlbasketball



Die Paralympics sind eröffnet! Im ersten Spiel der Gruppe B gewannen die US-amerikanischen Basketballer 66:56 gegen Spanien. Das US-Team gilt als Favorit für die Goldmedaille und könnte in Paris das dritte Mal in Folge das Turnier gewinnen. Beim Rollstuhlbasketball gelten die gleichen Regeln wie beim Fußgänger-Basketball. Aber: Spieler dürfen doppelt dribbeln Foto: Carlos Garcia Rawlins

**Kersten Augustin** leitet das Inlandsressort der taz.

So inszeniert sich Pawel Durow, Chef von Telegram, auf Instagram. Screenshot: [instagram.com/durow](https://www.instagram.com/durow)



# Ungefiltert?

Keine Moderation, keine Regeln – das ist die Devise bei Telegram. So verbreitet der Messengerdienst auch Hass, Gewalt und Propaganda. Gegen Firmenchef Pawel Durow wird nun in Frankreich ermittelt. Insgesamt könnte es für Plattformbetreiber ungemütlich werden

Von Christian Jakob

Er zeigt sich in sozialen Medien gern beim allmorgentlichen Bad in der Eiswanne, kürzlich prahlte er damit, biologischer Vater von 100 Kindern zu sein – sein Beitrag gegen den „weltweiten Mangel an gesundem Sperma“. Pawel Durow, Techunternehmer und Boss des Messengerdienstes Telegram, leidet nicht unter falscher Bescheidenheit. In wenigen Jahren hat er aus seiner Wahlheimat Dubai Telegram zu einer der wichtigsten Social-Media-Plattformen der Welt aufgebaut. Ende dieses Jahres sollen eine Milliarde Menschen das Gratisangebot nutzen.

Nun drohen Durow bis zu 20 Jahre Haft. Dem Vernehmen nach wusste der Unternehmer, dass in Frankreich ein Haftbefehl gegen ihn vorliegt. Gleichwohl flog der Staatsbürger Russlands, Frankreichs, der Vereinigten Arabischen Emirate und des Karibikstaats St. Kitts und Nevis am vergangenen Samstag aus Aserbaidschan nach Paris – und wurde dort verhaftet.

Der Vorwurf der französischen Behörden: Telegram leistete Beihilfe zu Straftaten wie Kinderpornografie und Drogenhandel, die Plattform weigere sich, Informationen über Nutzer, die illegale Inhalte verbreiteten, an Behörden weiterzuleiten. Am Mittwoch dieser Woche leitete die Staatsanwaltschaft formelle Ermittlungen gegen Durow ein. Ein Ermittlungsrichter sah dafür „ausreichende Anhaltspunkte“. Durow kam gegen Zahlung einer Kaution von 5 Millionen Euro frei, darf Frankreich aber nicht verlassen und muss sich zweimal pro Woche bei der Polizei melden.

Genau wie Durows Anwalt nannte Telegram es in einer Stellungnahme „absurd“, dass „eine Plattform oder ihr Eigentümer für den Missbrauch dieser Plattform verantwortlich sind“. Die Freiheit, auf Telegram in Grup-

pen mit bis zu 200.000 Nutzern und in Kanälen von unbegrenzter Größe alles zu verbreiten, hat Durow zum Markenkern erhoben. Telegram verweist gern darauf, dass es für Redefreiheit kämpfe, rühmt sich seiner „prominenten Rolle“ für prodemokratische Bewegungen etwa in Iran, Belarus, Myanmar und Hongkong. Für Russlands Opposition ist die App heute Kommunikationskanal Nummer eins.

Denn Telegram ist verschlüsselt, umging bisher erfolgreich fast alle staatlichen Blockadeversuche, und anders als auf anderen großen Social-Media-Plattformen gibt es keine Moderation und keine Regeln.

So verbreiten sich etwa auch Livestreamvideos der Attentäter von Halle und Christchurch, Darstellungen verstümmelter Leichen Schwarzer Menschen, Rekrutierungsanzeigen für den IS oder massenhaft Angebote harter Drogen auf Telegram ungehindert. Die Plattform ist heute einer der wichtigsten Kanäle für – oft von Russland gesteuerte – demokratiezerstehende Desinformation.

Die dänische Zeitung *Politiken* nannte Durow einen „Meinungsfreiheitsabsolutisten“, eine Bezeichnung, die er wohl auch selbst akzeptieren würde. Es ist ein nach rechts anschlussfähiger, libertärer Freiheitsbegriff, ähnlich dem von Elon Musk. Liberale Demokratien, die Menschen- und Minderheitenrechte zu verteidigen versuchen, gelten in dieser Weltanschauung schnell als „autoritär“. Wer, wie Durow, einen Raum schafft, in dem Hetze keine Schranken kennt, gilt hingegen als Freiheitskämpfer.

Im Netz folgten viele deshalb Durows Auffassung, dass er keine Verantwortung für die Inhalte auf seiner Plattform trage. Der in Neuseeland in Auslieferungshaft sitzende Ex-Hacker Kim Schmitz, bekannt als Kim Dotcom, twitterte: „Welcome to the club!“ Durow für Strafta-

ten auf Telegram belangen zu wollen sei, wie den Apple-Boss Tim Cook anzuklagen, weil Verbrecher iPhones verwenden, schrieb ein Nutzer auf X. Durow habe den „freiesten Raum für Kommunikation des 21. Jahrhunderts geschaffen“, jetzt werde ihm seine Freiheit vom „Land von Liberté, Égalité, Fraternité“ genommen, schrieb ein anderer.

Anfang des Jahres hatte Durow kategorisch zurückgewiesen, etwas mit dem russischen Staat zu tun zu haben. 2014 musste er Russland verlassen, nachdem er sich geweigert hatte, Daten seiner damaligen Plattform VKontakte an den russischen Geheimdienst weiterzugeben. 2018 wollte Russland den Zugang zu Telegram blockieren, weil sich das Unternehmen geweigert hatte, Sicherheitsbehörden Zugang zu verschlüsselten Nachrichten zu gewähren. Nach Massenprotesten verzichtete Moskau aber darauf.

Und nach dem islamistischen Anschlag mit 143 Toten Ende März auf die Crocus City Hall bei Moskau blieb der Kreml im Ton moderat: Russischen Staatsmedien zufolge wurden die Attentäter über einen Telegram-Kanal des afghanischen IS rekrutiert. Kreml-Sprecher Dmitri Peskow sagte damals, eine Blockade von Telegram sei dennoch nicht geplant. Stattdessen ermahnte der Kreml Durow lediglich zu „mehr Aufmerksamkeit“.

Dass Moskau Durow nicht mehr als Gegner sieht, dürfte auch damit zu tun haben, dass die russischen Truppen in der Ukraine vor allem Telegram zur Kommunikation nutzen. Nach Durows Verhaftung stellte Russland sich mit bemerkenswerter Chuzpe als Verteidiger der Meinungsfreiheit an seine Seite, vermutete politische Motive. Außenminister Sergei Lawrow sagte, die Beziehungen zwischen Russland und Frankreich hätten einen „Tiefpunkt“ erreicht. Der Duma-Vorsitzende

„

**Eine dänische Zeitung nannte Durow einen „Meinungsfreiheitsabsolutisten“. Diese Bezeichnung würde er wohl auch selbst akzeptieren**

Wjatscheslaw Wolodin sah in der Festnahme einen Versuch der USA und Frankreichs, die Kontrolle über Telegram zu erhalten. „Telegram ist eine der wenigen und zugleich größten Internetplattformen, auf die die USA keinen Einfluss haben“, so Wolodin.

Unter den größten Telegram-Channels in Deutschland sind viele rechtsextrem oder verschwörungsideologisch und verbreiten Kreml-Propaganda mit oft je sechsstelliger Reichweite. Mit Blick auf Durows Festnahme sagte der deutsche Vizeverfassungsschutzpräsident Sinan Selen, im Bereich islamistischer Terror oder Rechtsextremismus gebe es „nicht den Austausch wie mit anderen Plattformen“. Telegrams Antworten auf Anfragen seien „limitiert“,

so Selen. Es gebe Plattformen, die sehr schnell und zuverlässig Auskünfte geben. Dazu gehöre Telegram nicht.

Allerdings hat Telegram nach *Spiegel*-Berichten in der Vergangenheit in mehreren Fällen von Kindesmissbrauch und Terrorismus Nutzerdaten an das BKA weitergegeben. Und über 100 vom BKA an Telegram gemeldete deutsche Kanäle und Gruppen seien gelöscht worden.

Telegram verwies nach Durows Festnahme darauf, dass das Unternehmen sich an EU-Gesetze, einschließlich des Digital Services Act „halte. Die Moderation „entspricht den Branchenstandards und wird ständig verbessert“. Doch das ist fraglich.

Der Digital Services Act (DSA) ist ein im Februar 2024 in Kraft getretenes Regelwerk für Social-Media-Plattformen. Es verpflichtet die großen Onlineplattformen dazu, selbst gegen sogenannte systemische Risiken vorzugehen. Dabei handelt es sich um Bereiche, in denen ein unkontrollierter Informationsfluss der Gesellschaft schaden kann: Grundrechte, Privatsphäre, Kinderrechte, Diskriminierung, öffentliche Gesundheit, Wahlen, die öffentliche Sicherheit und der „zivile Diskurs“. Eine neue Abteilung der EU-Kommission prüft, ob die Anstrengungen der Konzerne ausreichen. Andernfalls drohen Bußgelder von bis zu 6 Prozent des Jahresumsatzes.

Das betrifft aber nur sogenannte Very Large Online Plattformen mit mindestens 45 Millionen Nutzer:innen in der EU. Telegram behauptet, EU-weit nur rund 41 Millionen Nutzer:innen zu haben. Deshalb muss der Dienst kein „Risikomanagement“ im Sinne des DSA betreiben. Allerdings musste Telegram, das lange für die Behörden überhaupt nicht greifbar war, einen Bevollmächtigten ernennen. Vertreten wird es nun von einem Dienstleister namens EDSR in Brüssel. Die EU-weit zu-

ständige Aufsichtsbehörde ist deshalb das Belgische Institut für Postdienste und Telekommunikation (BIPT). Es prüfte seit Mai, ob Telegrams Angabe korrekt ist. „Wir haben bisher keine Zahlen erhalten, die auf mehr als 45 Millionen monatlich aktive Nutzer hindeuten würden“, sagte in der vergangenen Woche ein BIPT-Sprecher.

Der Kommission reichte das nicht: Am Mittwoch leitete sie laut einem Bericht der *Financial Times* selbst eine Untersuchung ein, um zu prüfen, ob Telegram in Wahrheit nicht doch über dem Schwellenwert liegt und entsprechende Verpflichtungen erfüllen muss.

Gleichwohl wies die Kommission Vermutungen zurück, dass Durows Verhaftung etwas mit möglichen Verstößen gegen den DSA zu tun habe. „Die strafrechtliche Verfolgung gehört nicht zu den möglichen Sanktionen für einen Verstoß gegen den DSA“, sagte ein Kommissionssprecher dem Sender Euronews. Der DSA definiert weder, was illegal ist, noch legt er einen Straftatbestand fest und kann daher nicht für Verhaftungen herangezogen werden. Allerdings verfolge die Kommission die Entwicklungen im Zusammenhang mit Telegram und sei „bereit, mit den französischen Behörden zusammenzuarbeiten“.

Wie defensiv die Versuche, die Social-Media-Plattformen im Kampf gegen Hetze und Desinformation zu regulieren, bisher waren, zeigte sich unter anderem daran, dass Telegram mit einer einfachen Selbstauskunft davonkam. Lange setzen Regulierer im Westen auf Freiwilligkeit und Kooperationsbereitschaft von Techkonzernen. Meta und Google zogen teils mit, Musk, Durow und andere wehrten sich nach Kräften. Gut möglich, dass Durows Festnahme nun eine insgesamt härtere Gangart gegen die Plattformbetreiber einläutet.

talk der woche 16

# Israels Streitkräfte

Ultraorthodoxe absolvierten bislang selten den Militärdienst, im Unterschied zu anderen jungen Israelis. Nun werden sie nach einer Entscheidung des Obersten Gerichtshofs einberufen. Aber wie integriert man Soldaten, die finden, die Armee sei zu liberal und zu „woke“?

Aus Jerusalem **Lisa Schneider**

Wenn Eliyahu Chait zu sprechen beginnt, blitzen seine leuchtend blauen Augen regelrecht. Der Rücken gerade, die Stimme ruhig, die Finger entspannt – was er sagt, ist kontrovers, doch Chait ist sich seiner Sache sicher: „Warum“, fragt er, „muss sich ein gläubiger, orthodoxer Soldat eine einstündige Lektion über die Rechte von LGBTQ-Personen anhören?“ Und antwortet gleich selbst: „Weil das Militär geführt wird von Säkularen, die wollen, dass wir genauso werden wie sie.“

Mit seinem gestärkten weißen Hemd, dem eleganten Anzug und der Kippa auf dem Kopf fällt Chait im konservativen und religiösen Jerusalem kaum auf. Die förmliche Kleidung und die aus dunklem Stoff gearbeitete Kopfbedeckung sind eine Art Uniform ultraorthodoxer Männer. Chait ist 29 Jahre alt, verheiratet, Vater zweier Kinder, „und ein drittes auf dem Weg“, sagt er stolz. Auch damit liegt er voll im Schnitt der ultraorthodoxen Gemeinschaft: Es ist die Bevölkerungsgruppe in Israel, deren Mitglieder die meisten Kinder bekommen. So weit, so typisch.

Er sei aufgewachsen in einem Zuhause, das ihm beigebracht habe, alles zu tun für „our people and our nation“ – unser Volk und unsere Nation. „Also habe ich mit 18 beschlossen, meinen Wehrdienst abzuleisten“, sagt er, das allerdings „gegen den Willen meines Vaters“ – und die sozialen Regeln großer Teile seiner Gemeinschaft.

Chait ist eine Ausnahme. Dass junge Ultraorthodoxe im Gegensatz zu den meisten anderen jungen Menschen in Israel sich dem Wehrdienst seit Jahrzehnten entziehen, ist schon lange ein Politikum. Heute wohl mehr denn je: Über 330 israelische Soldaten hat die Bodenoffensive in Gaza bisher das Leben gekostet. Sie kommen aus religiösen und säkularen Familien, aus der liberalen Metropole Tel Aviv und seinen Trabantenstädten, aus Siedlungen im Westjordanland oder den drusischen Dörfern im Norden des Landes – aber sehr viel seltener aus ultraorthodox geprägten Städten wie Bnei Brak oder Beit Shemesh.

Die Last des Krieges, so empfinden es viele, ist ungleich verteilt in Israel. Und im Juni dieses Jahres beschloss das

Oberste Gericht Israels, mit Nachdruck dagegen vorzugehen. Eine Regierungsentscheidung aus dem vergangenen Sommer, welche das Militär anwies, die ultraorthodoxen Wehrpflichtigen nicht einzuziehen, sei juristisch nicht haltbar. Ab sofort müsse die Regierung aktiv daran arbeiten, die jungen Ultraorthodoxen in den Dienst zu bringen. Doch wie integriert man sie und ihre speziellen Bedürfnisse in ein Militär, das einer ganz anderen, eher säkularen Logik folgt?

bescheinigung vorlegt, altert irgendwann einfach über die Obergrenze für die Wehrpflicht hinaus.

Zur Staatsgründung Israels waren die Ultraorthodoxen eine kleine Minderheit, die jüdische Gemeinschaft, so blickt etwa Chait heute zurück, spirituell geschwächt. Dass ein kleiner Kreis der Bürger des neuen Staates seine ganze Aufmerksamkeit Gott widmet und dafür auch den Raum braucht, habe vielen damals eingeleuchtet.

Doch im Laufe der Jahrzehnte ver-



Eliyahu Chait Foto: Lisa Schneider

Schon seit der Staatsgründung Israels im Jahr 1948 müssen theoretisch alle jüdischen Bürgerinnen und Bürger des Staates sowie männliche Drusen und Tscherkessen, also Teile der arabischsprachigen Minderheit Israels, den Wehrdienst ableisten.

Doch von Beginn an wurde streng gläubigen, sich täglich mit der Thora und dem jüdischen Schriftenkanon beschäftigenden Gelehrten eine Ausnahme gewährt. Stattdessen studieren sie in sogenannten Yeshivot – religiösen Studieninstituten – das Wort Gottes und bedeutender Rabbiner. Mit ihren Gebeten und ihrer Verbindung zu Gott, sagen sie, schützen sie Israel nicht mit Waffen, sondern spirituell. Wer in einer Yeshiva lernt, bekommt ein Jahr Aufschub für den Wehrdienst. Und wer lange genug diese jährliche Ausnahme-

schohen sich die Verhältnisse: Ultraorthodoxe Familien sind reich an Kindern, ihr Anteil an der Bevölkerung wächst stetig. Mit der Shas und dem Vereinigten Thora-Judentum sitzen heute zwei Parteien, die sie politisch vertreten, mit in der Regierung. Ihre Macht – allein durch die schiere Größe der Gemeinschaft – wächst. Nicht aber, so die Kritik vieler Säkularen und Liberal-religiöser, ihr Verantwortungsgefühl für den Staat Israel und all die verschiedenen Menschen, die in ihm leben.

Um dieser Verantwortung nachkommen zu können, erzählt Chait, habe er „stark sein müssen“. Sein Vater führe eine Yeshiva in Beit Shemesh, wo Chait und seine Familie leben. Als der Sohn als 18-jähriger dem Vater im Jahr 2013 eröffnete, dass er zum Militär gehen

wolle, sei der in großer Sorge gewesen. Nicht nur angesichts der latent lauern den Gefahren, die mit dem Dasein als israelischer Soldat einhergehen. „Mein Vater nahm mich zur Seite und sagte: Überleg es dir noch einmal. Du wirst allem Möglichen begegnen, vor dem wir dich bisher geschützt haben.“

Die möglichen Gefahren: Essen, das nicht der strengen Koscher-Zertifizierung der ultraorthodoxen Gemeinde entspricht. Dienst am Schabbat. Keine Zeit für das lange morgendliche Gebet, bei dem der Tefillin – ein langer Lederriemen mit einer Gebetskapsel, die handgeschriebene Texte aus der Thora enthält – um den Arm geschlungen und am Kopf befestigt wird. Junge säkulare Frauen. Flirten, Verlangen, Sex vor der Ehe. Menschen, die schwul sind, bisexuell oder queer.

„Er war in Sorge“, sagt Chait: Was wird aus meinem Sohn? Im August 2013 unterschrieb er dennoch seinen Einberufungsvertrag mit dem israelischen Militär und wurde Teil des Netzah-Yehuda-Bataillons.

Das Bataillon ist eine Art Kompromisslösung der Streitkräfte: Die Anwesenheit von Soldatinnen in dessen Unterkünften und Militärbasen ist untersagt. Alle Nahrungsmittel entsprechen den Ansprüchen der Gemeinschaft. Einen Samstagsdienst gibt es nicht. Und weil ihre Integration in die normalen Abläufe des Militärs dadurch so kompliziert ist, dienten sie lange vor allem im Westjordanland. Bis die gesamte Einheit Ende 2022 verlegt wurde, in den Norden Israels und auf die Golanhöhen. Der Grund: Ausufernde Gewalt gegen Palästinenser und zahlreiche Rechtsverstöße. Im April erwog die Regierung von US-Präsident Joe Biden deshalb Sanktionen gegen das Bataillon.

Als Chait diente, war diese Entwicklung noch in weiter Ferne. Er habe sich gut gemacht im Militär, erzählt er: „Ich war jung. Ich war physisch fit“. Nach dem Ende seines Dienstes im Netzah-Yehuda-Bataillon baten ihn seine Vorgesetzten, zu bleiben. „Sergeant Commander“ zu werden. Chait lehnte ab. Denn ein Aufstieg in den Rängen bedeutet, das Bataillon, in dem auf seine Bedürfnisse und die Auslegung seines Glaubens Rücksicht genommen wird, zu verlassen.

„Man muss stark sein“, betont Chait wieder. Um bei sich zu bleiben,

und der strengen Welt, aus der man kommt. Wer sich der Welt der Säkularen, deren Freiheiten im Vergleich so grenzenlos erscheinen, zu lange aussetze, werde irgendwann ein Teil von ihr. Von den jungen Männern, die mit ihm im Netzah-Yehuda-Bataillon dienten, sagt Chait, lebten die meisten heute „in Tel Aviv“. Aus seinem Mund klingt der Name der Stadt beinahe wie ein Schimpfwort.

Und wer sich umhört, in den hippen Bars im Tel Aviver Viertel Florentin, oder unter den bunten Sonnenschirmen am Stadtstrand, oder stellt fest: Auch „Beit Shemesh“ oder gar „Jerusalem“ kann eine Art Schimpfwort sein. Sicherlich aber ein Synonym für eine andere Welt.

Der Graben zwischen den säkularen, liberalen Israelis auf der einen Seite und den Religiösen auf der anderen Seite wächst: Die einen werden, so wie große Teile der westlichen Welt, immer liberaler. Und die anderen besinnen sich mit Strenge auf die Tausende Jahre alten, unveränderlichen und immer mehr aus der Zeit gefallen scheinenden Regeln ihres Gottes: „Seitdem Gott uns die Torah am Berg Sinai geschenkt hat, halten wir Juden Schabbat. Wir wurden dafür verfolgt und getötet und haben uns trotzdem diese Prinzipien bewahrt. Und dann kommt ein liberaler Kommandeur der Armee und denkt, er könne mich und meinen Glauben ändern?“ Chaits Augen funkeln wieder kämpferisch, bevor er sich zurücklehnt und sagt: „Das ängstigt uns.“

„Sie wollen uns assimilieren“, sagt Chait in Jerusalem. „Sie blicken auf uns als Sünder herab“, sagt einer am Strand von Tel Aviv.

Den Ultraorthodoxen wird immer wieder unterstellt: Dem Wehrdienst entzögen sie sich aus Faul- und Feigheit. Dabei waren es gerade am 7. Oktober – einem Samstag, Schabbat – viele Orthodoxe, die ihren Tag der Ruhe unterbrachen, um mit der Such- und Rettungsorganisation ZAKA die vielen Verletzten und Toten zu bergen, teils unter Gefahr für ihr eigenes Leben. Dass die Organisation dabei wohl auch falsche Berichte verbreitete, die fürchterlichen Szenen in den Gemeinden nahe Gaza noch ausschmückte, übertrieb und teils sogar log, trübt die Erinnerung an ihren doch mutigen Einsatz.

Seit dem 7. Oktober befindet sich Israel in dem wohl intensivsten Krieg sei-







Ultraorthodoxe Soldaten des Netzah-Yehuda-Bataillons bei einer Vereidigungszeremonie im Juli dieses Jahres an der Klagemauer in Jerusalems Altstadt  
Foto: Abir Sultan/epa

ner jüngeren Geschichte. Sein Militär geht in Gaza mit großer Härte vor, die Offensive ist vor allem für die palästinensische Zivilbevölkerung mit großem Leid verbunden. Die Hisbollah-Miliz schießt aus dem Libanon Raketen und Drohnen über die Grenze im Norden. In Israel kommt der Ruf nach einer Bodenoffensive, die die Miliz aus dem südlichsten Teil des Libanon zurückdrängen soll, immer wieder auf. Im Westjordanland gewinnen die Hamas und andere radikalislamische Kräfte im Schatten des Gaza-Krieges, der anhaltenden Siedlergewalt und durch bewusstes Anfeuern seitens des Iran immer mehr an Stärke. Und die Einsätze des Militärs waren dort in der vergangenen Woche so massiv wie lange nicht.

Armeechef Herzi Halevi betont: Es gäbe einen „klaren Bedarf“ an mehr Soldaten, die aus der Gemeinschaft der Ultraorthodoxen rekrutiert werden sollen. Dabei gibt das Militär selbst zu, wie schwierig es ist, sie zu integrieren.

Effi Kolatsch ist heute etwa im selben Alter wie Chait. Während jener sich trotz aller Widerstände und eigener Bedenken als 18-Jähriger zum Wehrdienst meldete, ging Kolatsch damals den Weg der meisten: Er studierte die Thora in einer Yeshiva, schob den Dienst auf, bis er die Altersgrenze von damals 26 Jahren erreichte. Über seine Gemeinschaft sagt er: „Wir gehen nicht zum Militär, weil es uns nicht religiös genug ist, so wie der ganze Staat Israel“. Und: Die „woke“, progressive Agenda der liberalen linken Eliten tröpfelt durch die Gesellschaft hindurch bis ins Militär.

Israels Streitkräfte setzen, das betonen sie selbst, auf die Integration von Frauen in jedem Bereich: Etwa 90 Prozent aller Positionen im Militär können heute auch mit Frauen besetzt werden. Die Zahl der weiblichen Mitglieder von kämpfenden Bataillonen ist allein zwischen 2013 und 2017 um 350 Prozent gestiegen. Die jungen Wehrdienstleisterinnen beraten in der Personalabteilung, unterrichten junge Männer im Schießen und bekleiden, so sie beim Militär bleiben, immer höhere Positionen. Ihnen dort nicht zu begegnen, ist kaum möglich. Doch in der ultraorthodoxen Gemeinschaft haben die Lebenswelten von Männern und Frauen, so sie nicht verheiratet sind, nur wenige Berührungspunkte.

Die Entscheidung, nicht zu dienen, erzählt Kolatsch, habe er bereut: „Ich

hatte das Gefühl, meinen israelischen Mitbürgern nicht denselben Dienst geleistet zu haben.“ Das holt er nun auf seine Art nach: Das israelische Militär hat bereits vor einer Weile ein Programm aufgelegt für ultraorthodoxe Männer über der Altersgrenze des Wehrdienstes. In einer eigenen Einheit erhalten sie einige Wochen lang Training und werden dann Teil der Reserve, wie die meisten Wehrdienstleistenden nach Ende ihres Dienstes. Sie sollen danach vor allem ihre eigenen Gemeinden im Notfall verteidigen können, sagt Kolatsch. Momentan habe er alle Hände voll zu tun, erzählt er. Immer mehr Männer aller Altersstufen seien an dieser Art des Dienstes interessiert.

Doch dem Obersten Gericht reichen solche Initiativen nicht. Mitte Juli sendet das Militär die ersten Einberufungsbefehle an die ultraorthodoxe Gemeinschaft. 3.000 sollen es in dieser Einberufungsperiode sein, in drei Wellen von je 1.000 Wehrbefehlen.

Während es unter ihnen einen harten Kern gibt, der Israel als nicht-religiösen Staat sogar das Existenzrecht per se abspricht – obwohl die religiösen Juden, die dieser Ansicht anhängen, selbst in ihm leben –, sind andere kompromisswillig. So wie Chait und

Eine Diskussion, wie um die Einberufung der Ultraorthodoxen, gibt es auch über die muslimischen und christlichen arabischen Staatsbürgerinnen. Das Militär bemüht sich – mit einigem Erfolg –, gezielt dort Freiwillige für den Wehrdienst anzuwerben. Irgendwann könnte der Dienst auch für sie verpflichtend werden.

In einem Militär, das alle jungen israelischen Bürgerinnen und Bürger einzieht, zeigt sich neben der Vielfalt der Menschen Israels auch, wie schwierig deren Vorstellungen und Wertesysteme teils zu vereinen sind. Zumindest auf Ebene der gesamten Streitkräfte können diese entweder den strengen religiösen Vorschriften der Ultraorthodoxen gerecht werden oder den feministischen Ansprüchen des liberalen Teils der Gesellschaft. Damit steht das Militär symptomatisch für ein wachsendes

## „Warum muss ein gläubiger, orthodoxer Soldat sich eine einstündige Lektion über die Rechte von LGBTQ-Personen anhören?“

Eliyahu Chait, der sich 2013 zum Wehrdienst meldete

auch Kolatsch: Wenn das Militär die Bedürfnisse ihrer Gemeinschaft besser erfülle, seien sie mehr bereit, zu dienen. Würde man ihren Wünschen nachkommen, sähen wohl die gesamten Streitkräfte aus wie das Netzah-Yehuda-Bataillon. Folgen hätte das vor allem für die Frauen und für die kleine Minderheit der nicht-jüdischen Soldaten.

Das israelische Militär bemüht sich, den verschiedenen Vorstellungen der Bürgerinnen und Bürger seines Landes gerecht zu werden: So gibt es neben dem Netzah-Yehuda-Bataillon für die Ultraorthodoxen etwa auch eines, das die arabische Gemeinschaft Israels in das Militär integrieren soll. Dort dienen vor allem junge beduinische Muslime. Neben dem standardmäßigen Training erhalten sie etwa auch Hebräisch-Unterricht und sollen so besser in die israelische Gesellschaft integriert werden.

Auch, dass gefallene Soldaten nach christlichem oder muslimischem Ritus beerdigt werden können, macht das Militär möglich. Und während es keinen eigenen Militärrabbiner oder -Imam gibt, bemüht sich das Militär um Vermittlung von Ansprechpartnern, betont es selbst. Den Besuch der Moschee am Freitag oder der Kirche am Sonntag versuche man den Soldatinnen und Soldaten zu ermöglichen, so das Rabbinat.

Problem im Land: Wohin bewegt sich Israel, wenn Teile seiner Bürgerinnen und Bürger in gegensätzliche Richtungen driften und sich immer weniger begegnen?

„Man wächst in der einen Welt auf“, sagt Chait, „und wird mit dem Eintritt in das Militär in eine genau gegensätzliche geworfen“. Das Militär müsse die Bedürfnisse seiner Gemeinschaft nicht perfekt erfüllen, das sei kaum möglich.

„Aber es muss mir zeigen, dass es mich respektiert. Dass es mir zuhört, und dass es mir entgegenkommt.“

Und selbst wenn das Militär etwa eine strenge Geschlechtertrennung durchsetze, bleibe weiter ein Problem, sagt er: Wer kein Wasser trinkt, der stirbt. Und wer spirituell nicht genährt werde, verliere seinen Glauben. Je höher der militärische Rang, sagt Chait, desto seltener werde die Kippa getragen.

Als er zum ersten Mal den Schabbat gebrochen habe für einen Einsatz, sagt Chait, habe er sich nichts mehr gewünscht als einen Vorgesetzten, der seine Gefühle verstehe. Auch strenggläubige Juden können die Ruhe am Schabbat unterbrechen, wenn eine Gefahrensituation für Leib und Leben abgewendet werden muss. „Es war so seltsam, an einem Freitagabend mein Handy einzuschalten und in diesen Jeep zu steigen. Fast traumatisch.“ Und mit dieser Belastung, sagt er, sei er allein geblieben.

Unter den jungen Männern seiner Gemeinschaft wirbt er dennoch dafür, den Einberufungsbefehlen nachzukommen. Mit seiner Uniform, erzählt er, laufe er durch seine Heimatstadt Beit Shemesh und wolle ein Vorbild sein. Auch weil sein eigener Vater damals, wie viele Eltern, seinen Söhnen den Wehrdienst verbieten wollte. Zu groß die Sorge, dass die Kinder sich vom eigenen Wertesystem entfernen.

Doch trotz aller Schwierigkeiten sei das wichtigste für ihn seine Verbindung zu dem Boden Israels. „Ich beuge mich durch dieses Land mit der Thora. Ich erzähle meinem Sohn: Hier gewann König David gegen Goliath, ein kleiner Mensch, der sich einem Giganten entgegensehte.“ Der Wunsch, Israel zu schützen, auch im Kampf, überdecke alles andere.



Juni 2024: Ultraorthodoxe demonstrieren in Jerusalem gegen die Einberufung zum Militärdienst  
Foto: Saeed Qaq/imago

# „Ich hatte Tränen in den Augen“

Für sein Buch „Ein Tag im Leben von Abed Salama“ gewann Nathan Thrall dieses Jahr den Pulitzer-Preis in der Kategorie Sachbuch. Jetzt erscheint es auf Deutsch. Ein Gespräch über die Entstehungsgeschichte

Interview **Leon Holly**

**taz:** Herr Thrall, in Ihrem Buch geht es um einen tragischen Busunfall in Jerusalem. Dieser Unfall, behaupten Sie, habe aber auch eine politische Dimension. Können Sie das erklären?

**Nathan Thrall:** Im dem Bus, der verunglückte, saßen palästinensische Kindergartenkinder. Sie lebten im Großraum Jerusalem, in der von Mauern umgebenen Gemeinde Anata. Die Hälfte der Menschen dort wohnt in einem Gebiet, das Israel im Juni 1967 annektiert hat. Die Menschen zahlen Gemeindesteuern an Jerusalem, erhalten aber praktisch keine Dienstleistungen. Sie leben ohne Bürgersteige, Spielplätze und mit baufälligen Straßen. Sie sind gezwungen, ihren Müll mitten in der Nacht auf der Straße zu verbrennen. Und genau auf der anderen Seite dieser Mauer in Ostjerusalem befinden sich wohlhabende jüdische Siedlungen.

**taz:** Wie erfuhren Sie von dem Unfall?

**Thrall:** Ich war mit einer palästinensischen Kollegin auf dem Weg nach Hebron. Wir hörten die Nachrichten über den Unfall im Radio. Von dem Moment an, als ich die Einzelheiten erfuhr, wurde mir klar, dass er für eine viel umfassendere Politik steht, die Palästinenser absichtlich vernachlässigt.

**taz:** Was meinen Sie damit?

**Thrall:** Die Kinder haben sich darauf gefreut, einen Ausflug zu einem Spielplatz am Rand von Ramallah zu machen, denn in der ummauerten Enklave, in der sie lebten, gab es keine Spielplätze. Da die Kinder aus Familien kamen, die nicht die richtigen Ausweise haben, um einfach zu den Spielplätzen auf der anderen Seite der Mauer zu gehen, waren sie gezwungen, einen langen Umweg entlang der Mauer zu nehmen und einen Kontrollpunkt zu passieren. Kurze Zeit später wurde der Bus von einem riesigen Sattelschlepper erfasst, wodurch er umkippte und Feuer fing. Sechs Kinder und ein Lehrer starben.

**taz:** Wer hat den Opfern geholfen?

**Thrall:** An diesem Morgen waren ausschließlich Palästinenser auf der Straße unterwegs. Die Route 4370 ist eine getrennte Straße mit israelischem Verkehr auf der einen und palästinensischem Verkehr auf der anderen Seite, sie steht aber unter israelischer Ver-

waltungs- und Sicherheitskontrolle. Die Menschen, die den brennenden Bus sahen, waren ganz normale Menschen auf dem Weg zur Arbeit, die am Straßenrand anhielten und verzweifelt versuchten, das Feuer zu löschen – mit wenig Erfolg. Zwei Personen, eine Lehrerin und ein Mann, der in der Nähe wohnte, stiegen in den brennenden

als er mir in seinem Haus in Anata seine Geschichte erzählte, dachte ich, dass er der Mittelpunkt eines Buches sein könnte. Seine Geschichte hat mich tief bewegt. Ich hatte immer Tränen in den Augen, wenn er erzählte. Auch er hatte Tränen in den Augen, wegen der Dinge, die ich ihn zu erinnern bat. Und jedes Mal entschuldigte ich mich bei ihm und sagte: Es tut mir leid, dass ich das wieder hervorgeholt habe und dir Schmerz bringe. Und er sagte immer das Gleiche: Entschuldige dich nicht. Ich bin wirklich froh, dass ich dieses Gespräch führe, weil ich mich meinem Sohn näher fühle. Wenn ich über ihn spreche, spüre ich, dass er jetzt bei uns ist.

**taz:** Die Mauer, die Jerusalem trennt, spielt in Ihrem Buch eine große Rolle. Viele Israelis sehen darin einen effektiven Schutz gegen Terror. Können Sie das verstehen?

**Thrall:** Für mich war es sehr wichtig, in dem Buch beide Blickweisen darzustellen: Sowohl die der Juden als auch die der Palästinenser. So zeige ich die Perspektive des Architekten dieser Mauer, der ihren Verlauf in Jerusalem bestimmte und entschied, dass die Mauer die Gemeinde, aus der die Kinder stammten, umschließen würde. Auch gibt es einen israelischen Armeechef, der als einer der ersten Israelis am Unglücksort war und der glaubt, dass die Mauer die israelische Sicherheit erhöht hat. Es gibt aber einen Unterschied zwischen der Errichtung einer Mauer einerseits und der Errichtung einer Mauer, die explizit bevölkerungspolitischen Zwecken dient. Das offen kommunizierte Ziel dieser Mauer war es, im Raum Jerusalem so viele Palästinenser wie möglich aus dem Stadtzentrum auszuschließen.

**taz:** Nach dem Busunfall habe es in Israel empathielose Reaktionen gegeben, schreiben Sie.

**Thrall:** Einige junge Israelis feierten den Tod der Kindergartenkinder im Netz unter ihren Klarnamen. Das zeigt die völlige Entmenschlichung der Palästinenser. Ich behaupte nicht, dass die meisten Israelis so denken, aber es ist eine wichtige Strömung innerhalb der israelischen Gesellschaft und sie wird stärker. Heute sehen wir Soldaten, die

Videos von sich posten, in denen sie zivile Infrastruktur in Gaza in die Luft jagen und Palästinenser demütigen. Politiker sprechen offen genozidal über das Aushungern von zwei Millionen Palästinensern oder den Abwurf einer Atombombe auf Gaza. Und der zentristische Präsident Israels sagt, es gebe keine Unschuldigen in Gaza.

**taz:** Wie hat sich nach dem Angriff der Hamas auf Israel das Leben in Ostjerusalem verändert?

**Thrall:** In Abeds Gemeinde leben 130.000 Menschen in einer ummauerten Enklave mit zwei Ausgängen. Nach dem 7. Oktober schloss Israel beide Ausgänge. Es brauchte nicht mehr als vier Soldaten, um 130.000 Menschen einzukesseln, und seine Familie konnte die Stadt nicht mehr verlassen. Dazu fielen alle Arbeitsplätze in Israel und den Siedlungen weg. Wie die meisten Großfamilien im Westjordanland ist Abeds Familie für ihren Lebensunterhalt auf diese Arbeitsplätze angewiesen, die wesentlich besser bezahlt sind als die Arbeitsplätze im palästinensischen Sektor. Diese Einschränkung hielt nicht sehr lange an. Aber die weiteren Einschränkungen der Bewegungsfreiheit im Westjordanland bestehen auch heute noch, und es dauert jetzt Stunden, um Entfernungen zurückzulegen, die früher eine halbe Stunde dauerten.

**taz:** Was hat sich im Westjordanland noch verändert?

**Thrall:** In den sechs Wochen nach dem 7. Oktober wurden mehr als 1.200 Palästinenser vertrieben und zwangsumgesiedelt. Das Militär setzt bei Luftangriffen jetzt im Westjordanland Waffen ein, die es seit vielen Jahren – seit der Zweiten Intifada – nicht mehr verwendet hat, wie Drohnen und Raketen. Die israelische Armee hat diese Waffen öfter in Gaza eingesetzt, und jetzt tut sie das auch wieder im Westjordanland.

**taz:** Die englische Originalausgabe Ihres Buches erschien wenige Tage vor dem 7. Oktober. Wie kam Ihr Buch danach an?

**Thrall:** Seit dem 7. Oktober findet im Jerusalem nur sehr wenig kulturelles Leben statt. Aber Anfang Juli gab es eine Buchvorstellung, bei der Abed und ich gemeinsam sprechen wollten. Wir haben uns sehr bemüht, von den Behör-



Foto: Judy Heblum

## Nathan Thrall

### Die Person

Der US-amerikanische Autor und Journalist stammt aus einer jüdischen Familie und lebt seit 2011 in Jerusalem. Bis 2020 arbeitete er als Analyst für die International Crisis Group mit Fokus auf Israel, Gaza und das Westjordanland.

### Das Buch

2021 erschien Thralls Essay über einen Busunfall im Großraum Jerusalem in der *New York Review of Books*. Die deutsche Buchfassung ist kürzlich im Pendragon Verlag erschienen.

den eine Genehmigung für Abed zu bekommen. Letztlich erhielt er aber keine Genehmigung für eine Veranstaltung, bei der es um sein Leben ging, nur ein paar Kilometer von seinem Haus entfernt, in der Stadt, in der er aufgewachsen ist. Es war ein Spiegelbild der Realität, die dieses Buch beschreiben möchte.

**taz:** Sie beschäftigen sich auch mit der Geschichte der israelisch-palästinensischen Friedensverhandlungen. Wie könnte der Gazakrieg zu einem Ende kommen?

**Thrall:** Wenn sich die internationale Gemeinschaft um die Gewaltspirale sorgt, ist sie eher gewillt, Vorschläge zur Lösung zu unterbreiten. Und das sehen wir heute. Seit dem 7. Oktober zeigen andere Staaten mehr Interesse an einer Lösung, sowohl in den USA als auch in Europa. In den letzten Monaten haben europäische Regierungen erstmals den Staat Palästina anerkannt. Wenn Israel in der Vergangenheit territoriale Zugeständnisse gemacht hat, tat es das wegen Gewalt seitens der besetzten Bevölkerung oder wirtschaftlichem oder politischem Druck von außen. Die EU könnte etwa ihr Assoziierungsabkommen mit Israel infrage stellen. In den USA könnten wir dazu übergehen, die Hilfe an Israel an Bedingungen zu knüpfen oder Militärhilfe einzustellen. Davon sind wir noch weit entfernt. Aber diese Schritte könnten Israels Kosten-Nutzen-Kalkulation ändern.



Zwei Städte, zwei Systeme, getrennt durch eine Mauer: die palästinensische Gemeinde Anata (rechts) und die israelische Siedlung Pisgat Ze'ev Foto: Depositphotos/imagio

„

„Der Bus wurde von einem riesigen Sattelschlepper erfasst, wodurch er umkippte und Feuer fing. Sechs Kinder und ein Lehrer starben“

Nathan Thrall, Autor



Ein Nazi aus Lünen in Nordrhein-Westfalen beim AfD-Sommerfest im thüringischen Sömmerda  
Foto: Fritz Engel

die erklärung

# Was die Faschisten anrichten könnten

In Sachsen und Thüringen droht die AfD stärkste Kraft zu werden. Welche Folgen hätte das für die Machttektonik in den Bundesländern? Und was, wenn die AfD gar eine Sperrminorität erreicht?

Von Gareth Joswig

**B**jörn Höcke kennt sich mit der Landesverfassung Thüringens bestens aus. Er weiß, dass die für ihn unwahrscheinliche Ministerpräsidentenwahl, nicht der einzige Weg zu mehr Macht ist. Davon zeugt diese eigenartig spezifische Vorgabe für seine AfD: „Wir werden mit 33 plus x über die Ziellinie laufen, das muss unser Ziel sein!“

Diese 33 Prozent wären eine kritische Größe. Mit 33 Prozent und mehr wären der rechtsextremen Partei Sperrminoritäten im Landtag sicher. Auch in Sachsen, aber in Thüringen ist die Situation besonders dramatisch. Eine AfD mit 33 Prozent könnte wichtige verfassungsrechtliche Verfahren blockieren, die eine Zweidrittelmehrheit benötigen.

## Gefahr für den Rechtsstaat

Gerade die Sperrminorität bietet zahlreiche Möglichkeiten, um demokratische Prozesse zu sabotieren. Damit könnten die Rechtsextremen etwa Verfassungsänderungen blockieren sowie die Wahl von Richter\*innen für das Landesverfassungsgericht.

In der nächsten Legislatur läuft die siebenjährige Amtszeit aller Verfassungsrichter\*innen in Thüringen aus. 33 Prozent plus x hätten hier also erhebliches Erpressungspotenzial: Die AfD könnte die Neubesetzung blockieren oder eigene Kandidat\*innen hineinpressen, die versu-

chen könnten, das Gericht von innen heraus mit destruktivem Verhalten zu sprengen oder zu sabotieren. Laut Verfassung werden auch Richter\*innen auf Lebenszeit von einem Richterwahlausschuss mit Zweidrittelmehrheit gewählt.

## Gefahr für den Verfassungsschutz

Gleiches gilt für die Mitglieder der parlamentarischen Kontrollkommission im Landtag. Dieses Gremium soll den Landesverfassungsschutz überwachen. Wohlgermerkt den Verfassungsschutz, der die AfD in Thüringen als gesichert rechtsextrem einstuft und den die Partei abschaffen will. Ebenso braucht es zur Auflösung des Landtags eine Zweidrittelmehrheit.

Leider reichen für eine Sperrminorität sowohl in Sachsen als auch in Thüringen möglicherweise bereits um die 30 Prozent der Stimmen. Der Grund dafür: Wenn viele kleinere Parteien an der Fünfprozenthürde scheitern, bleiben die Stimmen für diese bei der Verteilung der Landtagssitze unberücksichtigt. Die Folge: Die Anzahl der Sitze der AfD steigt. Entsprechend gab es Aufrufe zum taktischen Wählen der Grünen, der SPD und der Linken, damit diese nicht aus dem Landesparlament fliegen.

Ein weiteres Risiko sind die komplizierten Mehrheitsverhältnisse in Thüringen: Vor allem der parlamentarische Geschäftsführer der AfD, Torben Braga, der in Thüringen Po-

litikwissenschaft und Öffentliches Recht studierte, ist durchaus versiert darin, Taktiken, Taschenspielertricks und Schlupflöcher aufzutun, um politische Blockaden zu inszenieren und Sand ins Getriebe der demokratischen Prozesse zu streuen. Er ist einer der Strippenzieher der Kemmerich-Wahl 2020 und der damit ausgelösten Verfassungskrise. Damals hatte die AfD in einem dritten Wahlgang zur Ministerpräsidentenwahl einen eigenen Kandidaten ins Leere laufen lassen und überraschend den FDP-Mann Thomas Kemmerich zum Regierungschef gewählt. Der hatte überrumpelt die Wahl angenommen und war überfordert kurz darauf wieder zurückgetreten.

## Gefahr für die Demokratie

Die anschließende Freude von AfDlern angesichts der durch die Wahl ausgelösten politischen Krise zeigt deutlich das instrumentelle Verhältnis der AfD zum Parlamentarismus: Die Wahl eines Verfassungsorgans – hier die Wahl eines Ministerpräsidenten – ist im Zweifel eine willkommene Gelegenheit, um gegen das verhasste demokratische System zu punkten und es so – mit demokratischen Mitteln – von innen heraus zu bekämpfen.

Enormes Missbrauchspotenzial birgt auch die vor allem in Thüringen wahrscheinliche Situation, dass die AfD stärkste Kraft wird. Denn die größte Fraktion stellt in der Regel

die Landtagspräsident\*in. Die Abgeordneten sind frei, ihre Stimme einem AfD-Kandidaten zu verweigern, aber allein der Wahlvorgang und ein Bruch mit bisherigen parlamentarischen Gepflogenheiten, um zu verhindern, dass ein Rechtsextremist Parlamentspräsident wird, bietet Stoff für die autoritär-populistische Erzählung der AfD.

## Gefahr für die Verwaltung

Ein AfD-Parlamentspräsident wäre gleichwohl deutlich schlimmer: Er hätte die personelle Hoheit über die Landtagsverwaltung, kann den Parlamentsdirektor ohne Weiteres feuern und das Personal nach eigenem Gusto nachbesetzen.

Ebenso wären Blockaden bei der Ausfertigung von Gesetzen denkbar, die Verweigerung von Unterschriften gewählter Richter\*innen sowie Scharmützel mit dem Verfassungsgerichtshof. Zudem leitet der Landtagspräsident die Ministerpräsidentenwahl und entscheidet im Zweifel über die Auslegung eines verfassungsrechtlich umstrittenen Ergebnisses im dritten Wahlgang (siehe Spalte). Das könnte wiederum zu einer Hängepartie für die gewählte Regierung führen – sprich zu einer Verfassungskrise. In den falschen Händen kann selbst ein formal repräsentatives Amt großen Schaden anrichten. Eine Verfassungsreform scheiterte in Thüringen aber schon vor der Wahl an einer dafür erforderlichen Zweidrittelmehrheit.

## Könnte, hätte, Höcke

Könnte der Rechtsextremist zum Ministerpräsidenten gewählt werden? Und was müssten die anderen Parteien dagegen tun?

Von Gereon Asmuth

**B**ei der Wahl in Thüringen wird am Sonntag die AfD laut allen Umfragen klar zur stärksten Partei. Den Rechtsextremen werden 30 Prozent der Stimmen prognostiziert. Dass ihr Spitzenkandidat Björn Höcke Ministerpräsident wird, ist unwahrscheinlich. Ausgeschlossen ist es aber nicht. Denn in vielen Schritten müssen sich CDU, BSW und Linkspartei oder SPD auf ein Vorgehen einigen – und das durchhalten.

Der neue Landtag muss zunächst eine:n Parlamentspräsident:in wählen. Das Vorschlagsrecht dafür steht laut Geschäftsordnung der stärksten Fraktion zu – also der AfD. Erst wenn deren Kandidat:in durchfällt, kann es eine Gegenkandidat:in geben. Bei einer Stichwahl gewinnt derjenige mit den meisten Stimmen.

Die Wahl der Landtagspräsident:in wird so zum Testfall. Steht die Brandmauer gegen rechts im Thüringer Parlament? BSW-Spitzenkandidatin Katja Wolf hat angekündigt, „vernünftigen“ Anträgen der AfD zustimmen zu wollen. Wie „vernünftig“ ist ein Personalvorschlag der AfD aus Sicht des BSW?

Selbst wenn das BSW stabil bleibt, müsste es sich mit der CDU auf einen Gegenvorschlag einigen und die Person in geheimer Wahl gewählt werden. Gäbe es bei einer Stichwahl zahlreiche Enthaltungen, könnte die AfD-Kandidat:in die meisten Stimmen bekommen – und wäre gewählt ohne absolute Mehrheit.

Die Landtagspräsident:in ist wichtig für die Wahl der Ministerpräsident:in. Die findet üblicherweise statt, wenn sich eine regierungswillige Koalition gefunden hat. Das wird schwierig, da AfD und BSW laut Umfragen mehr als die Hälfte der Sitze bekommen. Alle anderen Parteien haben eine Zusammenarbeit mit der AfD ausgeschlossen. Die CDU will nicht mit der Linken koalieren. So bleibt als einzige rechnerische Option eine Dreierkoalition aus CDU, BSW und SPD, der nur eine Mehrheit von ein bis zwei Sitzen vorhergesagt wird. Kommt dieser wackelige Dreier, ist Höcke aus dem Rennen. Aber was, wenn das Trio schon am Sonntag die Mehrheit im Landtag verfehlt? Oder wenn sich die drei monatelang nicht einigen?

Alle Fraktionen können die Abstimmung über eine Ministerpräsidentenskandidat:in beantragen. Auch die AfD. Den Termin bestimmt die Landtagspräsident:in. Wird die von der AfD gestellt, geht das schnell. Zwar kann eine Mehrheit im Landtag diese Abstimmung vertragen. Das aber hieße, dass Bodo Ramelow geschäftsführend Ministerpräsident bliebe. CDU und BSW müssten indirekt dafür stimmen, den Linken im Amt zu belassen, weil sie sich (noch) nicht auf eine Koalition einigen konnten. Das klingt erneut nach einer wackeligen Kiste.

Wenn sich Höcke zur Wahl stellen darf, sind die anderen unter Zugzwang. In den ersten beiden Wahlgängen ist eine absolute Mehrheit nötig. Die wird er kaum bekommen. Doch für einen dritten Wahlgang müssten sich BSW und CDU auf eine Kandidat:in einigen, auch ohne Koalition. Denn dann gewinnt, wer die meisten Stimmen hat. Würde das BSW für Mario Voigt (CDU) votieren? Oder umgekehrt die CDU für Katja Wolf (BSW)? Und wer könnte ohne Koalition auf Unterstützung von SPD oder Linken vertrauen, damit er/sie wegen Enthaltung oder Gegenstimmen aus eigenen Reihen nicht durchfällt?

Wahrscheinlich ist es nicht, dass Höcke ins Amt gewählt wird. Aber vor der Wahl 2019 hätte auch jeder ausgeschlossen, dass sich ein FDPler von der AfD zum Regierungschef wählen lassen würde. Dennoch ist es so gekommen.

Um die Wahlen in Thüringen und Sachsen dreht sich auch der politische Podcast der taz, zu hören auf taz.de/bundestalk

taz talk

### Hält die Brandmauer?

Wie sind die Wahlergebnisse und die neuen politischen Verhältnisse in Thüringen und Sachsen zu bewerten? Im taz Wahl Talk beschäftigen wir uns mit Fragen und Ängsten angesichts des prognostizierten Rechtsrucks. Wir sprechen mit Redakteur\*innen und Reporter\*innen der taz aus Berlin, Dresden und Erfurt – sowie Menschen aus der Zivilgesellschaft.

Moderiert von den taz-Redakteur\*innen Simone Schmollack und Jan Feddersen.

Sonntag,  
1.9.2024,  
um 19 Uhr  
Live im Stream

Mehr Infos unter: [taz.de/talk](https://taz.de/talk)

# Eine kleine Hofgesellschaft

Eine Plattenwohnsiedlung am Rande von Suhl. Was mal neu war, ist jetzt alt. Die meisten sind längst ausgezogen. Doch wer geblieben ist, bleibt zufrieden



Die Natur erobert das Wohngebiet zurück

Aus Suhl **Barbara Thériault**

Der kleine weiße SUV rollt den grünen Hang hinauf. Oben auf der Spitze des Berges steht ein kreisförmiges Ensemble von Wohnblöcken. Man sieht es von Weitem; eine Burg oder Festung aus Betonplatten. Ringsherum ist fast alles abgebaut, leer geworden.

Eine in der Nähe wohnende Kollegin von der Lokalzeitung und ich biegen in eine Straße ein, die nach oben führt. Sie sagt: „Hier war mal die größte Plattenwohnsiedlung der Stadt. Es gab alles.“

Das Ensemble steht nun allein auf der Spitze eines der Berge, die die ehemalige Bezirkshauptstadt umrahmen und ausmachen. In den 2000er Jahren wurde das Viertel drastisch

rückgebaut; heute ist es weitgehend verlassen. Von der Infrastruktur sind vor allem Zigarettenautomaten übriggeblieben. Um sich das Verschwundene und Zerstörte vorstellen zu können, muss man genau hinschauen. Da fallen einem Indizien auf: Geländer samt Rampen, die ins Nichts führen, rote Metallpunkte, Hydranten, in den von Brombeerranken überwucherten Wegen. Die Natur, mühsam von Rasenmähern im Zaum gehalten, erobert sich das Wohngebiet zurück.

Wir fahren in die Mitte des kreisförmigen Ensembles hinein. Während die Wohnblöcke von außen wie eine Festung wirken, entsteht im Inneren ein friedliches Bild: ein grüner Hof mit einfach angelegter Parkanlage. Wir steigen aus dem klei-

nen SUV. Zwei Frauen um die siebzig in Hosen und T-Shirts stehen im Hof. Die Hände in die Hüften gestützt, unterhalten sie sich.

Gleich werden wir Zeuginnen einer kleinen Szene. Einzelne Menschen aus den umliegenden Blöcken tropfen langsam in die Mitte. Sie machen kleine Schritte, manche schieben Rollatoren oder tragen ein Sitzkissen. Nach einigen Minuten hat sich eine kleine Gesellschaft von etwa zwölf alten Männern und Frauen im Hof versammelt.

Auf der einen Seite nehmen die Frauen unter einem Sonnenschirm Platz, auf der anderen Seite die Männer, deren wackelige Knie mit Tapes gestützt sind. Sie plaudern über Krankheiten, Sport und die Nachbarschaft; einer raucht, ein anderer singt.



Fotos: Barbara Thériault

Die zwei Frauen, die uns neugierig beobachtet haben, kommen auf uns zu. Wir erfahren, dass manche Bewohner:innen sich bei schönem Wetter jeden Tag nach dem Mittagsschlaf hier treffen, gelegentlich bis zu 23 Menschen. Bei besonderen Anlässen werden Bratwürste gegrillt, Männer bekommen ein Bier, Frauen einen Piccolo: „Alles in Maßen. Es wird schon aufgepasst“, sagt eine der Frauen.

In den oberen Etagen werden einzelne Fenster geöffnet. Eine andere, ungeformte und lose Gesellschaft – eher ein Publikum – schaut aus den Fenstern in den Hof. Auch wenn nicht alle am Nachmittagsplausch teilnehmen, heißt das nicht, dass sie kein Interesse haben.

Die Mitglieder der kleinen Hofgesellschaft gehören zu den Letzten, die noch in diesem Viertel wohnen. Einige von ihnen sind Erstbezieher (1983); sie sind als junge Familien hier eingezogen. Sie haben hart gearbeitet und Kinder im gleichen Alter bekommen und großgezogen. Heute sind die Kinder und Enkelkinder fortgezogen, aber nicht unbedingt weit entfernt. Nun werden sie gemeinsam alt.

Man lässt sie vorläufig in Ruhe – sie haben alte DDR-Mietverträge, die bis 2040 gültig sind. Sie gehen nicht mehr weg. „Nach mir die Sintflut“, sagt die eine Frau, und: „Sie müssen mich hier raustragen,“ meint die zweite.

Unser Gespräch wird unterbrochen. Ein zehnjähriger Junge

mit Schulranzen überquert den Hof. Die Frauen sprechen ihn freundlich an, er solle seine Eltern grüßen. Er wird von einem der Blöcke geschluckt. Er geht zu denen, die wir gerade nicht sehen, die uns aber theoretisch aus den Fenstern beobachten könnten: Jüngere, oft Familien ausländischer Herkunft.

Über die Zeit sind neue Nachbar:innen zu den alten DDR-Bürgern gekommen. „Es geht mit ihnen. Wir haben sie erzogen“, meinen die beiden Frauen einstimmig.

Wir können uns gut leiden. Meine Kollegin und ich werden in das Haus Nummer 23 reingebeten, zu einer der beiden Frauen. Wir bekommen einen Blick ins Innere der Festung: den vor 30 Jahren installierten Fahrstuhl, den Balkon, die angebrachten Rollos. Manche, die im Hof sitzen, scheinen sich ein bescheidenes Reich errichtet zu haben. In die Wohnung des Hauses 23 holten sich die Bewohner:innen Exotik herein: Sie besitzen acht Papageien und zahlreiche Orchideen, darunter eine seltene Spinnenorchidee. In den Urlaub fahren sie nicht. Dafür gibt es DDR-Bücher in den Regalen, etwa über frühere Olympische Spiele.

Bei einer Tasse Kaffee wird das Gespräch fortgesetzt. Was halten sie davon, dass eine Motorradgruppe die ehemalige Einkaufspassage des Viertels erworben hat und sie wiederbeleben will? „Ach! Wer weiß schon, ob es was wird. Es gibt immer wie-

der Versuche ...“, reagiert die eine Frau gelassen. „Wir passen auf“, wiederholen die beiden mehrmals.

Obwohl sie selbst nicht mehr die Jüngsten sind, kümmern sie sich um die Älteren im Wohnblockensemble. Sie schreiben Briefe, legen Einspruch bei der Wohnungsgesellschaft ein. Auch politisch wird aufgepasst: „Den einen Reichsbürger haben wir vergrault. Er soll nicht die alten Männer anquatschen“, sagt eine der beiden bestimmt.

Die Mitglieder der Hofgesellschaft fühlen sich nicht – wie meine Kollegin, die täglich zwischen dem Viertel und der Lokalzeitungsredaktion pendelt – genötigt, sich zu rechtfertigen, dass sie hier noch nicht weggezogen sind. Sie schwärmen nicht vom schönen Blick auf die dunklen Berge, von herumhüpfenden Rehen und Füchsen oder von der Ruhe, die oben herrscht. Sie beschwerten sich auch nicht. Sie genießen die niedrige Miete und haben sich eingerichtet.

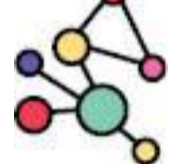
Wenn man in der kleinen, vollgestellten Wohnung sitzt, nimmt man das Äußere, die Festung, kaum wahr. Was wird, frage ich mich, hier festgehalten?

Mag sein, dass – trotz aller Veränderungen (Arbeitslosigkeit, ein Jahr zu Hause ...) – ein Stück DDR und Erinnerungen daran in dieser Enklave konserviert wird, einfach weiterexistiert und eine Eigendynamik angenommen hat.

Wie alle anderen, die nicht zum Wohnensemble gehören – die Pflegekräfte, Sanitäter:innen, Kuriere, der Hausmeister, die Friseurin – fahren wir auch irgendwann mit dem Auto davon. Wir haben uns von der von mündigen Frauen geführten Gesellschaft verabschiedet.

Noch sind sie nicht ganz alt, noch fahren sie Auto. Im Rückspiegel erscheint dann noch einmal die von wildem Grün zugewucherte Festung.

**ost wahlen 2024**



**Barbara Thériault** ist Schriftstellerin. Als eine von drei „Überland-schreiberinnen“ dokumentiert sie hier im

Wechsel mit Manja Präkels und Tina Pruschmann ihre Reisen durch Ostdeutschland – ein Projekt der Universität Leipzig, finanziert von der VW Stiftung. Dies ist der letzte Text der Reihe. Sie waren Teil unserer Berichterstattung zu den Wahlen 2024 in Brandenburg, Sachsen und Thüringen.

## Stadtgespräch

Zahra Kazmi aus Islamabad



Wenn die juristische Aufarbeitung von Vergehen mit Todesfolge von Macht und Reichtum der Schuldigen abhängt

eder ist Pakistan ein Himmelreich für Reiche und Mächtige und die Hölle für Arme,“ lautet ein Post auf der Plattform X. „Pakistans Justizsystem ist wie ein Spinnennetz. Die Schwachen bleiben drin stecken, die Starken brechen es auf“, heißt es bei Facebook. Die sozialen Medien in Pakistan sind wegen eines tragischen Unfalls mit Fahrerflucht in Aufruhr. Am 19. August fuhr Natasha D. in der Metropole Karatschi mit stark überhöhter Geschwindigkeit mit ihrem Geländewagen einen Vater und seine Tochter um, die auf einem Motorrad unterwegs waren. Der 60-jährige Imran Arif und die 22-jährige Tochter Amna Arif wurden von D.s Auto zerquetscht und starben noch am Unfallort.

Zuvor hatte die Fahrerin schon zwei andere Autos gerammt und vier Personen verletzt. Bei ihrem erneuten Fluchtversuch wurde sie dann festgehalten und die Polizei gerufen. In Pakistan fordern Verkehrsunfälle jedes Jahr Tausende Menschenleben. Das Besondere an diesem Unfall ist, dass die Fahrerin einer sehr wohl-

habenden und einflussreichen Familie angehört. Dies schürt Ängste, dass die Frau einer Bestrafung entgehen könnte.

Netizens verfolgen diesen Unfall und das Gerichtsverfahren deshalb sehr aufmerksam, weil sie befürchten, dass die Fahrerin wegen ihres Geldes und ihrer Macht einer Anklage entgehen wird. Die Polizei hat Transparenz und Gerechtigkeit versprochen und dafür ein Team von Sonderermittlern gebildet, da es sich um einen sehr „hochkarätigen“ Fall handle.

Nach ersten Ermittlungen und Auswertungen von Überwachungskameras wurde festgestellt, dass D.s Auto mit einer geschätzten Geschwindigkeit von 100 km/h fuhr, obwohl dort nur 30 erlaubt war. Die Geschwindigkeit war wohl eine Hauptursache des tödlichen Unfalls. Demnach müsste D. mit einer Haftstrafe von acht bis zehn Jahren rechnen. Doch ihr Anwalt erklärte, dass ihre Familie den Familien der Verstorbenen und Verletzten Diya (Blutgeld) in Höhe von umgerech-

net 21.000 Euro für jeden Getöteten geboten hat.

Diya ist eine finanzielle Entschädigung, bei der sich ein Angeklagter nach islamischem wie pakistanischem Recht durch Geldzahlung an Hinterbliebene eines von ihm Getöteten oder Verletzten freikaufen kann. Allerdings dürfen dafür die Hinterbliebenen nicht unter Druck gesetzt oder gar gezwungen werden, die Diya zu akzeptieren. Doch im Laufe der Zeit haben einflussreiche Angeklagte dies immer stärker missbraucht. Im Jahr 2011 nutzte es auch der US-Diplomat und mutmaßliche CIA-Agent Raymond Davis, um einer Mordanklage zu entgehen, nachdem er zwei Pakistanner erschossen hatte.

Ein weiterer viel beachteter Fall ist der eines jungen Mannes, der im Streit seinen Freund getötet hatte. Die reiche Familie des Täters setzte Berichten zufolge die des Opfers unter Druck, gegen Geld die Mordanklage zurückzunehmen. Der Täter soll heute luxuriös im Ausland leben. Es gibt viele weitere Beispiele,

und oft üben sogar Polizei und Justiz Druck aus, das Diya-Geld anzunehmen. Im aktuellen Fall von D. vermuten Netizens wie Unfallzeugen, dass sie unter Drogeneinfluss stand. In den sozialen Medien kursiert ein Video, in dem D. ein Verhalten zeigt, das diesen Verdacht aufkommen lässt. Darin sagt sie grinsend: „Du kennst meinen Vater nicht.“

Andere erklärten gegenüber der Polizei, dass D. unter psychischen Problemen leide und deshalb in einem Krankenhaus behandelt werde. Auch sei ihr ungewöhnliches Verhalten auf den Schock und das Trauma des Unfalls zurückzuführen. Die Polizei erklärte, sie lasse eine Blutprobe untersuchen. Die erste psychologische Untersuchung im Polizeigewahrsam habe aber keine anhaltende psychologische Krankheit erkennen lassen.

Noch ist offen, ob in D.s Fall Polizei und Justiz Pakistans wachsende „Elite-Kultur“ eindämmen und Opfern zu Gerechtigkeit verhelfen können oder ob Mächtige und Reiche sich einfach freikaufen können.

# Jahrzehnte des Zorns

Der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk ruft die Ostdeutschen dazu auf, die eigene Opferrolle und die ewige DDR-Nostalgie endlich abzulegen

Von Gerrit ter Horst

Wir leben im Zeitalter des Zorns. So beschrieb 2017 der indische Publizist Pankaj Mishra die Kehrseite der Moderne. Diese produziert einige Gewinner und eine Legion an Verlierern. Deren Ressentiments befeuern die Zornideologien unserer Zeit. Was Mishra im Weitwinkel erkennt, lässt sich im Kleinen übertragen: Ostdeutschland, das dieser Tage mit 35 Jahre-Mauerfall-Literatur bedacht wird, ist mit den Transformationsjahren in seine eigenen Jahrzehnte des Zorns eingetreten.

Die ostdeutsche Wut redet selbst angelegte Ketten herbei. Ein Großteil hat sich nie als politisches Subjekt konstituiert

Wut auf „die da oben“, auf die Grünen, auf den Westen scheinen Gefühlsregungen der Abwehr zu sein, die Teile der ostdeutschen Gesellschaft in die Arme autoritärer Ideologien treibt. Lange schien eine gesellschaftliche Mitte dieser Wut mit Verständnis zu begegnen, doch neuerdings entsteht eine Stimmung der Gegenwut. Einer, dem es so richtig reicht, ist der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk, der in seinem neuen Buch der ostdeutschen Gesellschaft einen „Freiheitschock“ attestiert.

Das Buch ist ein Nachdenken über Freiheit und antifreiheitliche Ressentiments. Der Autor sieht große Teile der ostdeutschen Gesellschaft nicht in der Freiheit angekommen. Stattdessen sehnten sie sich nach patriarchaler Fürsorge. In den ersten Nachwendejahren konnte diese noch von Übervätern wie Helmut Kohl oder alten Autoritäten wie der PDS befriedigt werden, nun geht der Blick zur AfD



Als die ostdeutsche Wut noch klar fokussiert war: brennendes Plakat mit einem Foto von Erich Honecker, 1990 Foto:Wolfgang Kunz/fotofinder

oder gleich nach Russland, so der Autor.

Kowalczyks eigener Freiheitsbegriff speist sich aus den großen Theorien des bürgerlichen Liberalismus, vor allem Karl Popper ist ein zentraler Bezugspunkt. Das verbindet ihn mit Figuren wie Joachim Gauck oder anderen ehemaligen Bürgerrechtlern, die einer jahrelangen Beschallung durch den Marxismus-Leninismus einen vom gesellschaftlichen Sein befreiten Freiheitsbegriff entgegenstellen: Das selbstbestimmte Subjekt ist Souverän seiner eigenen Freiheitsmöglichkeiten.

Mit klarer Überzeugung zerlegt Kowalczyk schließlich all das, was er als Mythen von Freiheit und Unfreiheit identifiziert: Die ostdeutsche Wut redet die Ketten herbei, die es sich selbst anlegt. Das liegt auch daran, dass ein Großteil sich nie als politisches Subjekt konstituiert hat.

Die DDR war zwar ein ideologiereiches, aber politikarmes Land, das keine Möglich-

keiten der Partizipation vorsah. Und die Friedliche Revolution wurde entgegen allen Verklärungen vor allem durch eine kleine Minderheit gemacht, während die Mehrheit hinter den Gardinen zuschaut. Und nun machen sich auch noch Einlassungen wie die von Dirk Oschmann daran, die ostdeutsche Gesellschaft endgültig zu entmündigen, indem sie sie zu einer westdeutschen Erfindung degradieren.

Die Widerborstigkeit des Autors ist erfrischend, schreibt sie doch gegen den irrliehenden Kitsch an, dass man dem Autoritarismus nur so lange ein offenes Ohr hinhalten müsse, bis er sich politisch erledigt habe. Stattdessen nimmt Kowalczyk die Gesellschaft in die Pflicht, sich in „die eigenen Angelegenheiten einzumischen“. Dem Temperament des Autors mag es geschuldet sein, dass diese Ermunterung im Ton der Berliner Schnauzigkeit daherkommt, genauso wie er

in diesem Buch weiter am Image des ewigen Außenseiters dreht, obwohl er mittlerweile zu den meistrezitierten Historikern des Landes gehört.

Dass der Einladung des Autors wenige folgen werden, liegt nicht nur daran, dass er die Tür rhetorisch schon zugeworfen hat, bevor die ersten Gäste angekommen sind, sondern auch weil sein Freiheitsbegriff wiederum ideologische Verbohrtheiten produziert: In seinem Kampf um die Freiheit müssen Opfer gebracht werden, eines dieser Opfer ist die soziale Frage. Kowalczyk möchte den Blick auf die Transformationsjahre vom starken Fokus auf ihre sozialen Verwerfungen befreien und entökonomisiert damit die politische Entwicklung Ostdeutschlands. So begibt sich die Diskussion allerdings ohne Not auf einen Pfad der Übervereinfachung und „Freiheitschock“ beweist einmal wieder: Ein Schritt nach vorne kann auch einer im Kreis sein.



**Ilko-Sascha Kowalczyk:** „Freiheitschock: Eine andere Geschichte Ostdeutschlands von 1989 bis heute“. C.H. Beck, München 2024, 240 Seiten, 22 Euro

# Der Transformationsblues

AfD, Klimastreit, Bauernproteste: Vier Wissenschaftler\*innen der Universität Jena haben mittels einer Bevölkerungsbefragung die gesellschaftlichen Verwerfungen um die sozial-ökologische Transformation untersucht

Von Nina Apin

Sachsen im Hochsommer. Alle paar Meter grüßt ein aggressives Wahlplakat. Die AfD findet „Keine Heizung ist illegal“, die rechtsextremen Freien Sachsen wollen ausländische Kriminelle „nach Berlin abschieben“. Auf anderen Plakaten wird über Lastenfahräder, Bioessen und Gendersternchen hergezogen.

Wer wissen will, warum es gerade die Grünen sind, die derzeit nicht nur im Osten zur Zielscheibe politischer Hetze werden, sollte die soziologische Analyse von vier Wissenschaftler\*innen der Universität Jena lesen. Dennis Eversberg, Martin Fritz, Linda von Faber und Matthias Schmelzer haben in einer repräsentativen Umfrage 4.000 Menschen zu ihren Einstellungen und Gefühlen bezüglich des gesellschaftlich-ökologischen Wandels sowie zu ihren Alltagsgewohnheiten und sozio-ökonomischer Situation befragt. Die Ergebnisse haben sie in dem Band „Der neue sozial-ökologische Klassenkonflikt“ zusammengefasst, der eine Art Mentalitätslandkarte Deutschlands entwirft.

Heiter ist diese Landkarte nicht gerade: Die sozial-ökologische Transformation der Gesellschaft drohe zu scheitern, schreiben

die Autor\*innen. Im Gegensatz zur vielbeachteten „Triggerpunkte“-Analyse der Wissenschaftler\*innen um Steffen Mau, die Ende 2023 noch eine stabile Mitte und einen Konsens für notwendige Veränderungen in der deutschen Bevölkerung vorfanden, sieht das Quartett aus Jena diesen Konsens nun „ausgehöhlt“. Und das nicht nur an den politischen Rändern: Die Wissenschaftler\*innen sprechen von einer „gemeinsamen Frontstellung gegen eine Klima- und Transformationspolitik, die als sozial unausgewogen, übereilt und ideologiegetrieben wahrgenommen wird“.

Wohlhabende städtische Grünenwähler\*innen gegen überforderte „einfache“ Leute? So einfach ist es laut den Autor\*innen nicht. Der Konflikt um einen klimagerechten Um-

Im Gegensatz zur „Triggerpunkte“-Analyse, die einen Konsens für Veränderungen in der Bevölkerung vorfand, sieht das Quartett diesen Konsens „ausgehöhlt“

bau des Landes finde nicht nur von oben nach unten statt – sondern genauso auf der Horizontalen, zwischen einem „materiell-eigentumsbasierten“ und einem „postmateriell-bildungsbasierten“ Lager. Während die einen von Geschwindigkeit und Ausmaß des gesellschaftlichen Wandels überfordert sind, blicken die anderen optimistisch auf Veränderungen.

Dieser Veränderungskonflikt werde politisch und medial allerdings überbetont und falsch dargestellt, finden die Autor\*innen. So sei das ökosoziale Spektrum sehr uneinheitlich und die pauschale Unterstellung von sozialer Unsensibilität ungerechtfertigt: Viele Wohlhabende träten sehr wohl für sozialen Interessensausgleich ein – andere wieder lebten ökonomisch prekär und seien eher konservativ-verzichtsorientiert eingestellt.

Nach Ansicht der Autor\*innen verläuft der Konflikt nicht ideologisch zwischen Grünen- und AfD-Wähler\*innen, wie gängige Analysen behaupten. Die entscheidenden Widerstände gegen transformative Politik kämen aus den Zentren wirtschaftlicher Macht und von einer besitzenden Klasse; gegen eine angemessene Beteiligung großer Vermögen an den Kosten, gegen Sozialbindung und verbindliche Regeln.

Ein Verteilungskonflikt also, auf Kosten derer, die im Buch als „innere“ und „äußere Peripherie“ bezeichnet werden: Pflege- und Dienstleistungsbeschäftigte, landwirtschaftliche Saisonkräfte, Mittellose und diejenigen, die anderswo die Grundlagen unseres Wohlstands erwirtschafteten.

FDP und Union und AfD versuchten von dieser Konfliktdimension abzulenken, indem sie die im übergeordneten Überlebensinteresse aller liegende Klimapolitik zum Spezialanliegen der Grünen umdeuteten – und so die Interessen wohlhabender Eigenheim- und Autobesitzer\*innen schützten.

Kann es unter diesen Vorzeichen eine Klimawende überhaupt geben? Die Jenaer Autor\*innen bejahen das sehr vorsichtig und geben politische Empfehlungen: Keine Moralappelle an die Einzelnen, sondern verbindliche politische Weichenstellungen für alle samt Ausbau einer ressourcenschonenden öffentlichen Infrastruktur. Umverteilung durch höhere Belastung der Vermögens- und „Vermenschmutzereliten“. Mehr demokratische Partizipation statt Werben um „Akzeptanz“.

Dann, und nur dann, könnte die ökosoziale Transformation, so schlecht sie derzeit politisch durchsetzbar sei, doch noch gelingen.



**Dennis Eversberg et al.:** „Der neue sozial-ökologische Klassenkonflikt“. Campus Verlag, Frankfurt/M. 2024, 221 Seiten, 34 Euro



Priyanka Borpujari  
Fernsicht – Indien

## Wer Frauenrechte sagt, muss auch Klassenkampf sagen

Im Jahr 2013 schrieb ich über eine Frau, die in der indischen Hauptstadt von fünf Männern brutal vergewaltigt wurde und an den Verletzungen starb. Dies führte in Indien zu einem massiven Aufruhr wegen mangelnder Sicherheit von Frauen im öffentlichen Raum. Er rüttelte die Nation wach und machte ihr die Tragheit des Justizsystems bewusst. Er führte zur Einrichtung von Schnellgerichten, die Vergewaltigungsfälle verhandeln. Ich erinnere mich, dass ich damals mit jemandem diskutierte: Müssen wir über die Sicherheit von Frauen nur dann sprechen, wenn es zu einer Vergewaltigung kommt und wenn das Opfer aus der Mittelschicht stammt? Was ist mit den alltäglichen Fällen von Sexismus und Misogynie? Einige Vergewaltigungen scheinen das Gewissen mehr zu beunruhigen als andere, insbesondere wenn bei letzteren indigene, Dalit-, muslimische oder arme Frauen zum Opfer werden.

Im vergangenen Monat waren auf den Straßen und in den indischen Medien ähnliche Szenen zu sehen, als eine angehende Ärztin, die sich nach einer 36-Stunden-Schicht ausruhen wollte, in einem Seminarraum der medizinischen Fakultät in Kalkutta tot aufgefunden wurde. Ihre Leiche wies Blutungen im Mund und an den Genitalien auf. Als ihr Name bekannt wurde, zeigten lokale Pornoseiten den

## Frauen aus einem Slum wurden von der Demo wieder heimgeschickt

Trend einer Suche nach dem Vergewaltigungsvideo.

Während Indien durch den Fall in Kalkutta unter Schock stand, wurde die Malayalam-Filmindustrie in Indiens südlichem Bundesstaat Kerala in ihren Grundfesten erschüttert: Ein von der Regierung in Auftrag gegebener Bericht stürzte Helden von ihrem Podest, als er ihre Namen als Täter sexuellen Fehlverhaltens nannte. Viele Schauspielerinnen hatten berichtet, dass sie befürchteten, dass ihre Kollegen nachts an ihre Türen klopfen.

Im ganzen Land kam es zu Protesten, aber ein Vorfall hat mich wirklich beunruhigt: Als Frauen aus einem Slum in Mumbai an einem „Reclaim the Night“-Protest teilnehmen wollten, wurden sie mit Demütigungen nach Hause geschickt. Die Frauen aus den Slums hatten sich dem Protest angeschlossen, weil sie besonders gefährdet sind, weil sie unter prekären Bedingungen auf der Straße leben und keine Schutzräume haben. Die Organisatorinnen des Protests kamen aus der Oberschicht der benachbarten Gated Communities und erklärten den Frauen aus dem Slum, dass ihre Probleme anders gelagert seien.

Sosehr mich das auch verärgert, überrascht es mich nicht. Die Welt hat ähnliche Beispiele erlebt, als einige Frauen ihre Anliegen für wichtiger hielten als die anderer. Wir sehen dies in den Schriften der Schriftstellerin Rafia Zakaria, die deutlich zeigt, wie weiße Frauen der Oberschicht sich weigern, ihre eigenen Privilegien zu sehen und ihre Mitschuld an der Aufrechterhaltung ungerechter Systeme.

Wir sehen das an der Art und Weise, wie weibliche Führungspersonlichkeiten in Europa eine einwandererfeindliche und faschistische Politik vertreten; wir sehen das an dem Wahlzirkus in den USA, wo eine Frau, die hofft, die erste Präsidentin zu werden, verspricht, „die stärkste, tödlichste Kampftruppe der Welt“ zu haben. Und Indien hat auch in den 1970er Jahren unter der Führung einer klugen Premierministerin Brutalität erfahren.

Heißt das, dass wir aufhören sollten, uns für mehr weibliche Führungskräfte einzusetzen? Weit gefehlt. Es gibt genügend Beweise dafür, dass Frauen bessere Führungskräfte sind. Aber wir müssen uns – außer für die Sicherheit von Frauen in allen Bereichen – auch dafür einsetzen, dass Frauen bessere Führungspersonlichkeiten werden und nicht ungleiche, patriarchale, brutale, kapitalistische Systeme aufrechterhalten.

**Priyanka Borpujari** ist preisgekrönte Journalistin. Sie hat über Menschenrechtsfragen aus Japan, Indien, Argentinien, Bosnien-Herzegowina, El Salvador und Indonesien berichtet. Aktuell schreibt sie für die taz aus Indien.

Kommentar von **Barbara Oertel** zur Lage in der Ukraine

## Dem Hai zum Fraß

Frankreich hat die Schlacht verloren, aber nicht den Krieg.“ Mit diesen Worten wandte sich Charles de Gaulle, der spätere Präsident Frankreichs, am 18. Juni 1940 an seine Landsleute. Es war ein Appell, um nach einer unerwartet schnellen Niederlage gegen das Deutsche Reich den Kampf gegen die Nazis fortzusetzen.

Vielleicht mag der berühmte Ausspruch auch Kyjiwer Militärstrategen durch den Kopf gegangen sein, bevor ukrainische Truppen am 6. August quasi handstreichartig und ohne größere Gegenwehr in die russische Region Kursk vordrangen. Zweifellos: Diese Entwicklung dürfte den Willen vieler Ukrainer\*innen, sich auch noch nach zweieinhalb Jahren eines brutalen und zermürbenden Angriffskrieges dem russischen Aggressor zu widersetzen, bestärken. Doch abgesehen davon stochern selbst Militärexpert\*innen dreieinhalb Wochen später – in dieser Zeit haben ukraini-

sche Truppen in Kursk stetig weitere Erschaffungen unter ihre Kontrolle gebracht – immer noch im Nebel.

Was genau soll mit dieser „Operation“ erreicht werden? Sollte es eine Intention gewesen sein, einen teilweisen Rückzug der russischen Truppen von der Frontlinie im Donbass zu erzwingen, so ist diese Rechnung bislang nicht aufgegangen. Stattdessen kämpfen sich russische Truppen dort langsam, aber unaufhaltsam vor. Die Einnahme der strategisch wichtigen Stadt Pokrowsk, die wie Awdijiwka und Bachmut in Schutt und Asche gebombt wird, ist wohl nicht mehr aufzuhalten.

Vor diesem Hintergrund und angesichts des Umstandes, dass Russlands erklärtes Ziel (nachzulesen bei Ex-Präsident Dmitri Medwedjew) immer noch die Auslöschung der Ukraine ist, mutet die Diskussion über eine weitere militärische Unterstützung des angegriffenen Landes fast schon gespen-

tisch an. Man stehe an der Seite Kyjiws, heißt es ja immer wieder so schön, so auch beim Treffen der EU-Außenminister in dieser Woche. Gleichzeitig soll die Ukraine, um westliche Waffen gegen militärische Ziele in Russland einsetzen zu dürfen, jeweils um Erlaubnis bitten. Ganz so, als ob das Zeitfenster riesengroß wäre. Ernsthaft?

Wie schön, dass es so aufgeklärte Geister wie Sahra Wagenknecht gibt. Sie hat gerade zwei Wahlkämpfe im Osten Deutschlands bestritten – mit einer Friedensbotschaft, die in Bezug auf die Ukraine so einfach wie klar ist: überhaupt keine Waffen mehr liefern und sich an den Verhandlungstisch setzen. Das Perfide ist, was dabei unausgesprochen bleibt: Denn in letzter Konsequenz bedeutet das, die ganze Ukraine komplett zum russischen Abschuss freizugeben. Dass dieses Credo bei vielen Wähler\*innen ihres neuen Bündnisses am Sonntag einzahlen könnte, ist tragisch.



Kommentar von **Harriet Wolff** zur politischen Krise Frankreichs

## Wie lange noch?

Big Business geht vor. Nach einer Woche erfolgloser Audienzen, die Frankreichs Präsident Emmanuel Macron gewährt hat, um das Premierministerinnenamt zu besetzen, ist er – der ohne größere Not das Parlament im Juni aufgelöst und damit die bestehende politische Krise extrem verstärkt hat – kurz mal nach Serbien abgedüst. Macron macht dort einen lukrativen Waffendeal klar, mit dem zwielichtigen und russlandfreundlichen Präsidenten Aleksandar Vučić.

Macron, dessen Parteienbündnis Ensemble bei den vorgezogenen Parlamentswahlen herb verloren hatte, lässt sich immer noch Zeit, das Amt zu besetzen. Ein selbstgefälliger Akt, der sein ohnehin geringes Ansehen in der französischen Gesellschaft, aber auch die Stimmung im Lande bitter beschädigt. Ständig predigt Macron, dass ihm eine kompromissbereite, große Koalition guter Demokrat:innen vorschwebt, allein,

er ist derjenige, der kompromissunfähig ist. Was er dem siegreichen Bündnis Nouveau Front Populaire (NFP) vorwirft, dass es für dieses nichts außer dem Programm der NFP gäbe, trifft für ihn zu: Er will hinter und vor den Kulissen einfach alles bestimmen. Der Präsident, der sich trotz Niederlage innenpolitisch stets als Marionetten-Maestro begreift, steht jetzt vor dem politischen Salat, den er selbst angerichtet hat, durch sieben Jahre die französische Parteienlandschaft Kaputtzumachen. Inklusive einem gefährlich erstarkten ultrarechten Rassemblement National, das sich stets falscher und noch staatstragender gibt. Fast niemand hat derzeit Lust, sich als neuer Regierungschef von Macron herumkommandieren zu lassen, ohne Mehrheit im Parlament dazustehen, beziehungsweise durch Misstrauensvoten gestürzt zu werden. Wer strategisch und machtbewusst denkt, hat als Politiker:in in Frankreich jetzt vor al-

lem die Präsidentschaftswahlen im Jahr 2027 vor Augen.

Und dennoch: Jenseits des linken Volkstribunen Jean-Luc Mélenchon von La France Insoumise (LFI), dessen Lebensziel es ist, die französische Gesellschaft nutzlos zu polarisieren, gibt es nach Lösungen suchende Politiker:innen im Linksbündnis NFP – was wahrscheinlich zu dessen Bruch führen wird. Selbst die von Macron abgelehnte, vom NFP nominierte Premierministerkandidatin Lucie Castets hat vorsichtige Verhandlungsbereitschaft erklärt. Sie meint es im übrigen Ernst mit ihrer Kandidatur – eben hat sie ihren eigentlichen Job gekündigt.

Ironie der Geschichte: Es könnte Macron in dieser verfahrenen Situation bald nichts anderes übrigbleiben, als Bernard Cazeneuve als Regierungschef anzufordern. Er war der letzte Premierminister unter dem Sozialisten François Hollande – bevor Macron 2017 die Präsidentschaftswahlen gewann ...

## Der rote Faden

Frankreich



Durch die Woche mit **Simone Schmollack**

Foto: Barbara Dielt

Ach, weeßte, ick lass loofen

Wäre ich doch einfach in Frankreich geblieben. Auf irgendeinem dieser nonchalanten Campingplätze, in der Bretagne, am Atlantik, im Val de Loire. Je m'en fous, Hauptsache la France. Das Zelt auf der Wiese, das Rattatouille auf dem Tisch, der Mann lässt den Crémant knallen. Von Französinen und Franzosen lernen, heißt leben lernen. Wer sonst, wenn nicht sie verstehen was von bonheur und laissez faire. Da interessiert sie auch Null, ob die da in Paris das endlich mal mit der Regierungsbildung hinkriegen. Ach, Macron hat gerade Lucie Castets, die

Kandidatin des linken Wahlbündnisses Nouveau Front populaire, als Ministerpräsidentin abblitzen lassen? Muss er wohl weitersuchen, seine Sache. C'est la vie!

Aber bekanntlich ist das Leben kein Ponyhof (außer auf einem französischen Campingplatz) und die taz nicht das Sozialamt (schade eigentlich). Also musste ich die Entschleunigungszone verlassen und nach Berlin zurückkehren, und mein bon sentiment war schon nach zwei Tagen perdu. Und das, obwohl Frankreich mich verfolgt: Anschlag in der Küstenstadt La Grande-Motte, Verhaftung des Telegram-Chefs

# Brandmauer! Welche Brandmauer?

Gegen die AfD wird gern eine feste Brandmauer gefordert. Diese ist im Osten nicht nur nicht vorhanden, sondern im Alltag überhaupt nicht möglich

Von Jan Feddersen

Ein Wort zum aktuellen politischen Geschehen in der Bundesrepublik bündelt die größte Furcht nichtautoritärer Kräfte so sehr wie dieses: Brandmauer. Also die Unvereinbarkeit politischer Allianzen mit der AfD oder anderen rechtsextremistischen Kräften. Und das in jeder Hinsicht umfassend, im allerletzten Dorf und in jeder Kleinstadt soll – wenn schon nicht formal per Beschluss, dann doch durch mehr oder weniger stille Übereinkunft – gelten, mit der AfD nicht zu paktieren.

Das wird im wahren Leben indes nicht zu halten sein. Die Brandmauer ist ein politisches Konstrukt, das vor allem den Politikerinnen\* der Union gilt. Aber was ist mit den Ebenen darunter? Vereinen, Schulen, Firmen? In zivilgesellschaftlichen, aber ebenso vopolitischen Räumen, in denen auch Machtbeziehungen bestehen? Oder in der Kommunalpolitik? Hier ist das Gebilde längst nicht nur wackelig, sondern auch einsturzgefährdet. Das liegt nicht nur daran, dass die Akteurinnen\* der AfD zu Zebrastrifen, Schultoiletten und Umgehungsstraßen auch etwas zu sagen haben, sondern auch, weil im gelebten Alltag ein Berührungsverbot mit dieser Partei schlecht praktiziert werden kann. Bei Bäckereien, in Frisierläden, Autowerkstätten, bei Handwerkerinnen\*, in Arztpraxen kann nicht ausgeschlossen werden, dass man es mit AfD-geneigten Wählenden zu tun bekommt. Die Rechtsextremen sind vor allem im Osten der Republik kein unappetitlicher Minderheitsfaktor mehr, sondern faktisch schon Volkspartei. Zumindest in den Mentalitäten der einstigen DDR-Landstriche. So ähnlich wie die LePen-Ultrarationalisten in Frankreich, die in der Provence und im Norden des Landes erheblichen kommunalen Einfluss ausüben.

Dass die AfD nach der Wahl in Thüringen und Sachsen am 1. September und am 22. September in Brandenburg eine stark tonangebende Kraft sein könnte, ist offenkundig. Eine Koalition mit ihr kann es nicht geben – und wird es auch nicht. Die CDU, an der diese Frage hängt, weiß, dass auch nur ein Grad Nachgiebigkeit in dieser Frage sofort und zu Recht im ganzen Land skandalisiert würde. In anderen Ländern, etwa in Großbritannien, Frankreich, Italien wurde und wird den deutschen Konservativen vorgelebt, wie es ist, den Rechtspopulismus zu nähren, indem man sich diesem inhaltlich annähert: parteierstörend.

Das sind Erwägungen, wie sie in den Berliner Parteizentralen angestellt werden, weit weg vom echten Leben bis in die kleinsten Verästelungen politischer Machtausübung. Dass der „Osten“ anders funktioniert als der Westen, hat das politisch wache Publikum vor fünf Jahren erlebt, als die FDP-Zentrale es nicht schaffte, ihren heutzutage nur noch irrlichternd zu nennenden Politiker Thomas Kemmerich davon abzuhalten, sich zum Ministerpräsidenten Thüringens mit Hilfe der AfD wählen zu lassen – gegen den populären Bodo Ramelow von der Linkspartei. Auch die damalige CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer musste erkennen, dass ihre Macht an den Landesgrenzen zu Thüringen nichts mehr gilt. Da-

hinter machten sie ja doch, was sie wollen – eine Lehrstunde für die deutsche Parteiendemokratie, nicht nur der Union: Ja, doch, der Osten tickt irgendwie anders.

Wer annimmt, von oben anweisen zu können, wie der Laden unten zu laufen hat, der verliert. Wer sich glaubwürdig von den, aus ostdeutscher Sicht, Allüren hauptstädtischen Dirigats absetzt, kann gewinnen. Niemand weiß das besser als der sächsische Ministerpräsident Michael Kretschmer, der beim Angriffskrieg auf die Ukraine Hal-



Illustration: Katja Gendikova

tungen äußert, die der Beschlusslage seiner Partei im Bund widersprechen. So setzt er von Beginn an auf Verhandlungen, auch mit dem Aggressor Russland.

Aber dort, wo er regiert, muss er so reden, ob es uns gefällt oder nicht. Der postrealsozialistische Osten tickt diesbezüglich augenscheinlich anders als vergleichbare Gesellschaften etwa im Baltikum oder in Polen.

Das bestätigt nicht nur die kluge Studie des im Osten aufgewachsenen Soziologen Steffen Mau

mit dem Titel „Ungleich vereint“. Daher sind Debatten um Brandmauern unterhalb von Landesparlamenten immer nur theoretisch. Im praktischen Leben, in Dörfern, Landkreisen, Städten, also im konkreten Alltag der kommunalen Arbeit, werden Unvereinbarkeitsbeschlüsse nicht oder nie lupenrein umgesetzt werden können. Zumal SPD, Grüne und Linkspartei in den Kommunen nur noch selten über reale Durchsetzungsfähigkeit verfügen.

Man wird also mit dem Zeitgeist und seinen Akteurinnen\* im Osten der Republik umgehen müssen. Eine andere Wirklichkeit dort kann man sich wünschen und für sie kämpfen, man kann sie aber nicht wegbeschießen. Die Verfassungsblogger\* um Maximilian Steinbeis haben Vorschläge gemacht, wie man der Eroberung der Institutionen und Rechtsorgane durch die AfD und ihre Leute Einhalt gebieten kann. Und doch: Man wird eine im Osten populäre Partei wie die rechtsextremistisch gefärbte AfD nicht völlig außen vor halten können.

Dass das zu Schäden am bundesdeutschen Haus der Demokratie führen wird, muss jetzt schon nicht sonderlich mutig gewissagt werden. In Europa konnte man das bereits beobachten. So hat die PiS-Partei in Polen über acht Jahre vorgemacht, wie man die Unabhängigkeit der Justiz fast zerstört, die neue konservativ-liberalen Regierung Donald Tusks weiß davon nicht nur ein Lied zu singen. Eine vollständige Prophylaxe gegen schwere Verletzungen des demokratischen Gefüges gibt es nicht. Es ist schlicht: So ist

bunte Gesellschaft, dass die beiden Wahlabende keine Jubeltage werden. Die Partei, auf die es nach den Landtagswahlen ankommt, ist die CDU. Sie muss ihren Einfluss, etwa über die Innenministerien, nutzen, um die „bunten“ Teile im Gesellschaftlichen zu schützen. Dass die Hassschäumenden Demonstrantinnen\* beim CSD in Bautzen überhaupt so nah an die queere Parade herankommen konnten, dass der sächsische Innenminister Armin Schuster viel zu lange brauchte, um ein wertschätzendes Wort für den CSD zu finden, ist schwerer erträglich als homophobe oder gendersprachkritische Hassparolen von Nazis. Anders

## Die Rechtsextremen sind im Osten der Republik kein unappetitlicher Minderheitsfaktor mehr, sondern faktisch schon Volkspartei

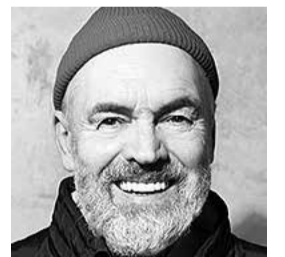
gesagt: Die CDU und die von ihr verantwortete Polizei muss dem rechten Mob gegenüber deutlich artikulieren, dass man nötigenfalls mit juristischen Eilverfahren auf ihn reagieren wird. Die CDU wird, sonst fliegt ihr der demokratische Laden noch selbst um die Ohren, sich damit befreunden müssen, so etwas wie queere Paraden zu mögen. Ohne gleich in Liebe zu ihnen verfallen zu müssen.

An die Polizei muss der Anspruch gestellt werden, dass sie nichts hinnehmen wird, was rassistisch, homophob, misogyn ist. Jede Attacke auf ausländisch aussehende Menschen, überhaupt auf Personen, die verletzlich sind, gehören geahndet. Zum demokratischen Miteinander zählt gerade für Schwächere das Bewusstsein, dass sie geschützt werden, notfalls mit staatlicher, also polizeilicher Gewalt. Ebenso gehören Lehrer und Lehrerinnen geschützt, die sich den völkisch gesinnten Ansprüchen (auch aus ihrer Schülerschaft) widersetzen: Hier warten echte Brandmauern auf die Union, zur Not auch gegen Widerstände aus der Elternschaft.

Die Lage scheint trostlos, auch, weil das Wort „Brandmauer“ allzu stark die parlamentarische Perspektive meinte. Diese zählt nicht gering, aber in den drei Bundesländern hat man es mit anderen Mächten als einzig den Organen der repräsentativen Demokratie zu tun: Was im Alltag Gewicht hat, sind vor allem Dinge außerhalb der Parlamente. Das ist ohnehin kein Naturzustand, auch wenn der Ost-Diagnostiker Steffen Mau kühl sagt, dass die rechtspopulistischen Verhältnisse nicht über Nacht verschwinden werden, sie haben auf absehbare Zeit Dauer.

Ist der Traum von einer bunten Republik also ausgeträumt? Sollte jetzt, wie jüngst der Spiegel nahelegte, vom Faschismus spekuliert werden? Dass er näher komme? Ich halte das für eine teufelsbeterische Haltung. Klüger ordnete das vor kurzem Nancy Pelosi, Grande Dame der Strippenzieherei im US-Repräsentantenhaus und Hassobjekt Nummer eins des rechten US-Mobs, ein. Sie antwortete auf die Frage, wie sie all die Jahre unter Trump und anderen Präsidenten ausgehalten habe, nur dies: Politische Verhältnisse, das habe sie in ihrem Leben gelernt, können sich ändern. Immer. So eben auch im Osten unserer Republik. Die Marginalität der Anständigen und Bunten im Osten, sie wird nicht ewig so sein.

**Jan Feddersen** ist taz-Redakteur für besondere Aufgaben und war in seinem Leben schon vieles, darunter Postbote, Möbelverkäufer, Versicherungskartensortierer, Zeitungsausträger.



### Solingen

Pawel Durow auf einem Flughafen bei Paris, die nächste olympische Glitzer-show, die Paralympics.

Das französische Funkeln verblasst allerdings angesichts des deutschen Defätismus. Hier dreht sich alles um die Messerattacke in Solingen, um Asylrechtsverschärfungen, die zügiger beschlossen werden, als der Kanzler spricht, um Friedrich Merz. Und dann sind da noch all diese brillanten politischen Mantras: „Das gehen wir jetzt konsequent an.“ „Das muss aufgeklärt werden.“ „Das gehört auf den Prüfstand.“ Innenministerin Faeser sucht fieberhaft nach „rechtlich und prak-

tisch tragfähigen Wegen“, Merz ruft mal rasch den „nationalen Notstand“ aus. Und wie geht nur die „Zeitenwende im Inneren“, die Nordrhein-Westfalens Integrationsministerin, die Grüne Josefine Paul, vollziehen will? Ich würde das sehr gern wissen, vielleicht kann ich damit ja auch in der Yoga-Gruppe angeben.

Die trifft sich allerdings erst nächsten Mittwoch nach der Arbeit wieder. Bis dahin muss ich mich anders über Wasser halten: Also her mit dem Crémant.

Doch der wird mir nun auch noch vermiest. Jedenfalls kommt Burkhard

### Alkohol

Blienert, der Suchtbeauftragte der Bundesregierung, ausgerechnet jetzt, in besten Sommerzeiten mit Aperol Spritz, Rosé-Schorle und Pastis auf Eis, mit dem Knaller um die Ecke, dass jeder, wirklich jeder (sic!) Tropfen Alkohol dem Körper schadet. Wer bisher noch nicht wusste, dass zu viel davon einfach zu viel ist, dürfte spätestens jetzt alarmiert sein: Halte dich an Wasser und Tee und du wirst 100 Jahre alt. Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Weil du vor Freudlosigkeit schon viel früher gestorben bist. Ich weiß, ich weiß, man kann auch ohne Alkohol lustig sein. Aber mit macht mehr Spaf.

Und lassen Sie mich eines anmerken: Crevetten schmecken mit Crémant einfach noch besser – nicht nur auf einem französischen Zeltplatz.

Man muss es mit dem Trinken ja nicht so übertreiben wie Noel und Liam Gallagher. Die beiden sind Oasis, eine Britpop-Band, die nach längerer Auszeit gerade Comeback und Tournee angekündigt haben. Man hatte ja gedacht, die sind weg auf immer und ewig. Wegen zu vieler – Achtung, keine Ironie – Alkoholexzesse. Noels Arzt hatte seinem Patienten vor Jahren eine Partyreduktion verordnet, auch Liams Körper machte nicht mehr das, was Liams

### Oasis

Kopf wollte. Mittlerweile hat er eine neue Hüfte und trinkt grünen Tee.

Nun ja, selbst grüner Tee soll der Leber schaden. Aber soll Liam machen, er hat ja auch keine Koteletten mehr, Noel hat sie auch abrasiert. Ohne diese Dinger sind Oasis noch weniger hot, als sie es ohnehin nie waren. Ich halte mich sowieso eher an Oasis Cooler: Gin, Wermut, Soda, Zitronensaft, Eiswürfel. Oasis Cooler kann das bonheur und laissez faire nicht zurückbringen. Aber damit lässt es sich ein wenig leichter sagen: Ach weefste, ick lass loofen.

Nächste Woche: Lukas Wallraff

# Da ist jede Menge Geld in der Luft

Telegram-Gründer Durow ist gegen Kautions auf freiem Fuß. Doch es ruckelt weiterhin im Verhältnis von Start-up-Milliardären und traditioneller Kapitalfraktion

Von Daniél Kretschmar

Eine spannende Woche im Wolkenkuckucksheim der Internetmilliardäre liegt hinter uns. Einer, Pawel Durow, Exilrusse und Gründer des Messengers Telegram, ist nach Vorwürfen der Duldung und Förderung illegaler Aktivitäten auf seiner Plattform nur gegen eine Kautions von 5 Millionen Euro auf freiem Fuß. Fürs Erste muss er sich zweimal in der Woche auf einer Polizeiwache melden. Der reichste Mann der Welt, Elon Musk, erklärt diese Zudringlichkeit der französischen Justiz zu einem Angriff auf die Meinungsfreiheit.

Facebook-Gründer Mark Zuckerberg beklagt sich derweil in einem Brief über unlautere Einflussnahme der Biden-Administration auf Inhalte seiner Plattform. Konkret geht es um Versuche, die Verbreitung von Berichten über den Sohn des Präsidenten, Hunter Biden, einzuschränken und in der Hochphase der Pandemie Posts, die sich auf Covid beziehen, zu regulieren. Zuckerberg behauptet, jeden Eindruck von Einflussnahme auf Wahlen vermeiden zu wollen. Sein Brief ist sicher nicht unabsichtlich an republikanische Mitglieder des US-Abgeordnetenhauses gerichtet. Die verbreiten den knapp zweiseitigen Wisch fleißig weiter, selbstverständlich ausschließlich im Interesse der Meinungsfreiheit und nicht aus Wahlkampfkalcul. An der Seitenlinie applaudiert auch hier: Elon Musk.

Dessen Unterstützung der Republikanischen Partei Trump'scher Prägung geht inzwischen so weit, dass er mit Chris Young in dieser Woche einen gut vernetzten republikanischen Berater und Lobbyisten engagierte. Young soll laut *New York Times* die politischen Ambitionen Musks koordinierter voranbringen. Der Tesla-, SpaceX- und Twitter/X-Chef weiß genau, was für ihn in den kommenden Jahren auf dem Spiel steht: jede Menge Geld. Er folgt deshalb dem Vorbild seines alten Bekannten, des Paypal-Gründers und Facebook-Finanziers Peter Thiel. Der gibt bereits seit mehr



Auch Elon Musks Privatjet muss gelegentlich zum Auftanken in der realen Welt landen  
Foto: Filip Singer/epa

als 20 Jahren erhebliche Summen für politischen Einfluss aus. Kampagnen und Kandidaturen, je weiter rechts, umso lieber, finden immer wieder ihren Weg zu Thiel.

Denn ökonomische und politische Macht ziehen sich an, gehen ineinander über, auch wenn sie bisweilen miteinander konkurrieren. Die politischen Systeme und ihre Eliten wachsen über Jahrzehnte, teils Jahrhunderte eng verwoben mit den Interessen der ökonomischen Sphäre. Die gegenseitigen Einflüsse und Abhängigkeiten wirken meist automatisch, oft subtil. Man kennt sich und weiß um die gemeinsame Aufgabe: Stabilität produzieren, Risiken vorbeugen, Profite fördern. Die vergleichsweise junge Gruppe der Start-up-Milliardäre ist dabei einerseits ein Unsicherheitsfaktor, der die eingeübten Abläufe empfindlich stören kann. Andererseits sind sie aber auch mächtige Verbündete der traditionellen Kapitalfraktion bei der Einhegung politischer Projekte, die das ungestörte Profitwachstum gefährden.

Regulierungsversuche innerhalb der EU jedoch zielen gegenüber den digitalen Plattformen

vor allem auf deren rowdyhaftes Erscheinungsbild. Der Wunsch nach staatlicher Kontrolle bewegt sich hier immer wieder im Grenzbereich zwischen der vernünftigen Sanktion krimineller Inhalte und kritikwürdiger Zensur. Nicht selten spielt bei behördlichen Eingriffen ein autoritärer Überwachungsreflex

## Unter Präsident Biden wurde die Gangart gegenüber Monopolen erheblich verschärft

mit. Die unmittelbare Ökonomie der Plattformen spielt dabei nur insoweit eine Rolle, als sie die Berechnungsgrundlage für die angedrohten Strafzahlungen bei Regelverstößen darstellt. Die Verhaftung Durows lässt sich vor diesem Hintergrund auch als eine Drohbärde interpretieren. Sie greift weniger das Geschäftsmodell seines Unternehmens an, sondern könnte einfach nur den staatlichen Anspruch auf zum Beispiel Nutzerdaten, Inhalte von Chats und dergleichen etwas handfester untermauern.

In den USA hingegen mit einer historisch gewachsenen, sehr viel liberaleren Auslegung der Redefreiheit droht den digitalen Plattformen derzeit eine anders gelagerte Gefahr. Nach Jahrzehnten der Vernachlässigung der Antimonopolpolitik, sowohl durch demokratische als auch republikanische Administrationen, haben unter Präsident Biden mit der Federal Trade Commission (FTC) und dem Justizministerium zwei Bundesbehörden die Gangart gegenüber Monopolen erheblich verschärft. So sind zum Beispiel die wettbewerbsverzerrenden Machtpositionen von Amazon und Google auf dem Werbemarkt und im Internethandel Ziel von Interventionen sowohl der FTC-Chefin Lina Khan als auch des Bundesanwalts Jonathan Kanter. Nach einem Wahlsieg der Demokraten im November könnten beide gegebenenfalls ihre Arbeit fortsetzen. Noch unklar ist, ob die von Biden vor-

geschlagene empfindliche Besteuerung von Kapitalerträgen auch von einer Harris-Administration weiterverfolgt würde. Alles in allem haben Musk, Zuckerberg und Bezos also Milliarden Gründe, ihren politischen Einfluss auszubauen. Zumindest was die tiefe Feindschaft gegen Lina Khan angeht, finden sich dabei Verbündete sogar über Parteigrenzen hinweg. Barry Diller, milliardenschwerer Medienunternehmer und Großspender der Demokraten, erklärte in einem Interview vor der Democratic National Convention, dass er von Kamala Harris im Falle eines Wahlsiegs schon erwarten würde, dass Khan gehen müsste.

In der Summe sehen sich die Techmilliardäre also auf beiden Seiten des Atlantiks mit unterschiedlichen Entwicklungen konfrontiert, die Profite und Macht der Plattformen beschränken können. Noch dazu mit der zumindest impliziten Drohung, ab einem gewissen Grad der Unbotmäßigkeit persönlich zur Rechenschaft gezogen zu werden. Das wohlfeile Gerede von Meinungsfreiheit und Demokratie wird so zu einem leicht durchschaubaren Versuch zu vernebeln, dass es in Wirklichkeit nur ums Geld und die eigene Unantastbarkeit geht. Die extreme Rechte scheint dabei, wie historisch schon wiederholt unter Beweis gestellt, der natürliche Verbündete des Kapitals zu sein.

Und Durow? Der kann sich jetzt überlegen, ob er den Rücken wenigstens in Europa frei bekommt mit ein bisschen Entgegenkommen gegenüber den französischen Ermittlungsbehörden. Seine Alternative ist die Rückkehr nach Russland, wo selbst die Leben milliardenschwerer Oligarchen im Zweifel von der Gnade Putins abhängen. Der kann geduldig beobachten, ob und wann der Moment gekommen ist, da die reichsten Männer des Planeten in seine Einflussphäre gelangen, denn er weiß: Die mit viel Geld erkaufte Freiheit über den Wolken ist zwar grenzenlos, aber auch der teuerste Privatjet muss gelegentlich zum Auftanken in der realen Welt landen.



Erica Zingher  
Grazzone

## Was Transnistrien über Verhandlungen mit Russland lehrt

Genau so lange wie die Ukraine vollständig von Russland angegriffen wird, wird sie dazu aufgerufen, sich an den Verhandlungstisch mit dem Aggressor zu setzen. Und das, bevor Russlands Truppen abgezogen sind. Diese Rufe werden mittlerweile lauter.

Die Republik Moldau hat genau das Jahrzehnte versucht. Das Ergebnis: Die russischen Truppen, die im Osten des Landes, auf dem Gebiet Transnistrien, stationiert sind, befinden sich noch immer dort.

Fast jeden Sommer meines Lebens habe ich in Transnistrien verbracht. Vom Flughafen in der Hauptstadt Moldaus Chişinău ging es vorbei an den Checkpoints: Erst kamen die moldauischen Grenzbeamten, Luft anhalten bei den russischen „Friedenssoldaten“, wie sie sich nennen, und zuletzt in die grauen und misstrauischen Gesichter der transnistrischen Beamten blickend, kam ich erst zur Ruhe, wenn ich am reich gedeckten Esstisch meiner Oma saß.

Mir fehlt Transnistrien als Erinnerungsort, als Ort meiner Kindheit. Ich vermisse meine Oma, die kurz vor dem russischen Überfall auf die Ukraine starb; ich vermisse ihr schiefes, mit Teppichen ausgelegtes Holzhaus, ihren reichen Garten, und baden an dem Fluss, der Transnistrien und Moldau voneinander trennt.

Transnistrien hat 1990 seine Unabhängigkeit erklärt – und war doch nie frei. Bis heute ist es ein mafioser Oligarchenstaat unter dem Einfluss Russlands. Ein durch Armut, Unterdrückung und Willkür gezeichneter Landstrich.

Mit jedem Jahr, das ich älter wurde, ging es den Menschen dort dreckiger, wanderten die Jungen ab, nahm die Gewalt durch den Geheimdienst zu.

In meinem Aufwachen in Deutschland war Transnistrien den wenigsten ein Begriff. Schon als Jugendliche befremdete mich, wie sich kaum jemand dafür zu interessieren schien, dass mitten in Europa, in einem souveränen Staat, russische Truppen stationiert waren.

Ein frozen conflict, der jederzeit wieder hätte auftauen können. Rückblickend verstehe ich,

## Transnistrien ist unabhängig und war doch nie frei

dass dahinter ein privilegiertes Desinteresse steckte, eine romantisierte Russlandliebe des Westens, die nur den eigenen Wohlstand im Blick hatte und dafür die Interessen anderer Länder Osteuropas ausblendete. Mit dem 24. Februar 2024 hat sich das, wenn auch viel zu spät, geändert.

Beide Länder, die Ukraine und Moldau, verbindet der Wunsch nach Unabhängigkeit, die Erfahrung sowjetischer Herrschaft und russischer Einflussnahme.

1994 und erneut 1999 hatte sich Russland dazu bereit erklärt, seine Truppen aus Transnistrien abzuziehen – und es doch nie getan. Zahlreiche Gespräche im sogenannten 5+2-Format haben minimale Verbesserungen für das Leben der Menschen auf beiden Seiten bringen können, der Konflikt und die Tatsache, dass sich Russlands Soldaten nicht zurückziehen wollen, konnten nicht gelöst werden. Diese Erfahrung darf die Ukraine niemals machen.

Gerade erst feierte Moldau seine Unabhängigkeit. 33 Jahre frei von sowjetischer Herrschaft. Sicher, nicht alles läuft gut in dem kleinen Land. Doch es gibt eine freie Presse, freie Justiz, eine Zivilgesellschaft. Moldau ist eine Demokratie, wenn auch im Lernprozess.

Im Oktober stehen Präsidentschaftswahlen an, in einem Referendum sollen Bürger über eine EU-Mitgliedschaft abstimmen. Schon jetzt haben die Versuche Russlands, Moldau zu destabilisieren, einen neuen Höhepunkt erreicht.

Transnistrien, der eingefrorene Konflikt, ist die Achillesferse Moldaus. 33 Jahre, nachdem das Land seine Unabhängigkeit erlangt hat, bleibt es ein Kampf, diese auch zu garantieren.

Ich wünsche diese Achillesferse keinem Land, am wenigsten der Ukraine. Heißt: Verhandlungen ja, aber nur, wenn Russland verschwindet.

Erica Zingher ist Journalistin und arbeitet als Referentin bei democ.

Hier erscheinen zwei Kolumnen im Wechsel. Nächste Woche: „Geraschel“ von Doris Akrap

Anzeige

als PDF, zur Probe oder im Print:

**Jetzt ein LN-Abo bestellen!**

**Kritisch. Solidarisch. Unabhängig.**

latineamerika-nachrichten.de



bundes **talk** 



**bundestalk**

## Kippt der Osten nach rechts?

Bei den Landtagswahlen in Thüringen und Sachsen drohen Siege der AfD. Wird das Messer-Attentat in Solingen das Wahlergebnis beeinflussen?

Darüber diskutiert **Stefan Reinecke** mit **Sabine am Orde**, **Kersten Augustin** und **Gareth Joswig**.

**Jetzt hören!**

# zukunft

klima wissen utopien

17

36 % • Körperpflege

27 % • Toilettenspülung

12 % • Wäschewaschen

9 % • Kleingewerbeanteil

6 % • Geschirrspülen

6 % • Putzen und Garten

4 % • Essen und Trinken

1990



147 l  
pro Person

2000



129 l  
pro Person

2010



122 l  
pro Person

2023



121 l  
pro Person

## die gute nachricht

# Deutsche verbrauchen immer weniger Trinkwasser

33 Liter Wasser verbraucht eine Person in Deutschland durchschnittlich pro Tag – und das allein, wenn sie auf die Toilette geht. Dazu kommen 44 Liter für Körperpflege und knapp 15 Liter zum Wäschewaschen. Rechnet man Geschirrspülen, Putzen und Kochen hinzu, kommt man auf die vorläufige Angabe des Bundesverbands der Energie- und Wasserwirtschaft für 2023: 121 Liter Trinkwasser pro Kopf und Tag. 121 Liter, das klingt nicht gerade wenig. Doch betrachtet man die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, stellt man fest:

Der Trinkwasserverbrauch in Deutschland sinkt mehr oder weniger kontinuierlich. Im Jahr 1990 lag der durchschnittliche Verbrauch noch bei 147 Litern, im Jahr 2000 bereits bei 129 Litern. 129 Liter wurden auch im Coronajahr 2020 gemessen. Das könnte daran liegen, dass die Menschen mehr Zeit zu Hause verbracht haben. Oder, und das wäre auch eine gute Nachricht, sie scheinen der Empfehlung gefolgt zu sein, sich häufiger die Hände zu waschen, um sich vor Infektionen zu schützen.

Katharina Federl



Ulrike Herrmann  
Cash & Crash

Wer in Großbritannien urlaubt, jammert schnell: alles so teuer hier. Aber auf den zweiten Blick stimmt das nicht unbedingt

Die deutsche Familie am Nebentisch war etwas enttäuscht, als sie in der Küche eines walisischen Hostels saß. „Wir sind ja nicht arm, aber Großbritannien ist so teuer wie Skandinavien!“ Am schlimmsten sei es natürlich in London, wo ein Pint Bier (0,568 Liter) lockere 9 Euro kostet. In einem ganz normalen Pub, wohlgemerkt, nicht im Ritz.

Diese gefühlte Wahrheit trägt allerdings ein bisschen. So teuer ist Großbritannien gar nicht. Es kommt nur darauf an, was man kauft, wie ein umfangreicher Preisvergleich zeigt. Zum Beispiel sind Zwiebeln sehr billig und kosten 21,6 Prozent weniger als in Deutschland. Preiswert sind auch Reis, Hühnerfleisch und Salatköpfe.

Teurer sind hingegen normale Restaurants: plus 18,1 Prozent im Vergleich zu Deutschland. Umgekehrt ist McDonald's aber billiger: minus 17,3 Prozent. Bei den Getränken ist es ähnlich: Bier kostet 32,8 Prozent mehr, dafür sind es bei Coke oder Pepsi 25,4 Prozent weniger.

Kurz: Für Deutsche ist ein Urlaub in Großbritannien machbar. Schwieriger ist es für die Briten selbst. Sie müssen ähnliche Preise wie in Deutschland zahlen – verdienen aber im Durchschnitt weniger. Das Pro-Kopf-Einkommen liegt um fast 12 Prozent niedriger, wenn man die Kaufkraft berücksichtigt.

Die Briten selbst haben auch das Gefühl, dass sie verarmen, und dafür einen Begriff geprägt: „The cost of living crisis“, also die Krise der Lebenshaltungskosten. In den vergangenen vier Jahren folgte ein ökonomischer Schock auf den nächsten: Erst kam der Brexit, dann wurde die Coronapandemie so falsch gesteuert, dass die Wirtschaft um 10 Prozent einbrach. Kaum hatte sich das Geschäftsleben leidlich erholt, führte

Deutsche sind zwar reicher als die Briten, aber mindestens genauso verbohrt

der Ukrainekrieg zu einer Inflation von 9 Prozent, weswegen die Bank of England die Leitzinsen drastisch hochgesetzt hat, was nun die Wirtschaft belastet.

Es wäre leicht, Großbritannien als ökonomisches Desaster zu beschreiben. Aber gerade Deutsche sollten sich hüten, selbstzufrieden auf die Nachbarn zu blicken. Denn trotz aller Schocks ist die britische Wirtschaft in den vergangenen vier Jahren stärker gewachsen als die deutsche. Von 2020 bis 2023 betrug das Plus dort 1,7 Prozent – in der Bundesrepublik waren es nur 0,7 Prozent.

Die Deutschen sind zwar reicher als die Briten, aber mindestens genauso verbohrt. Viele nehmen gar nicht wahr, dass eine Krise droht. Immer noch halten es 53 Prozent der Bundesbürger für eine gute Idee, an der Schuldenbremse festzuhalten – und auf Investitionen zu verzichten, obwohl Straßen und Schienen verrotten und Klimaschutz so wichtig wäre.

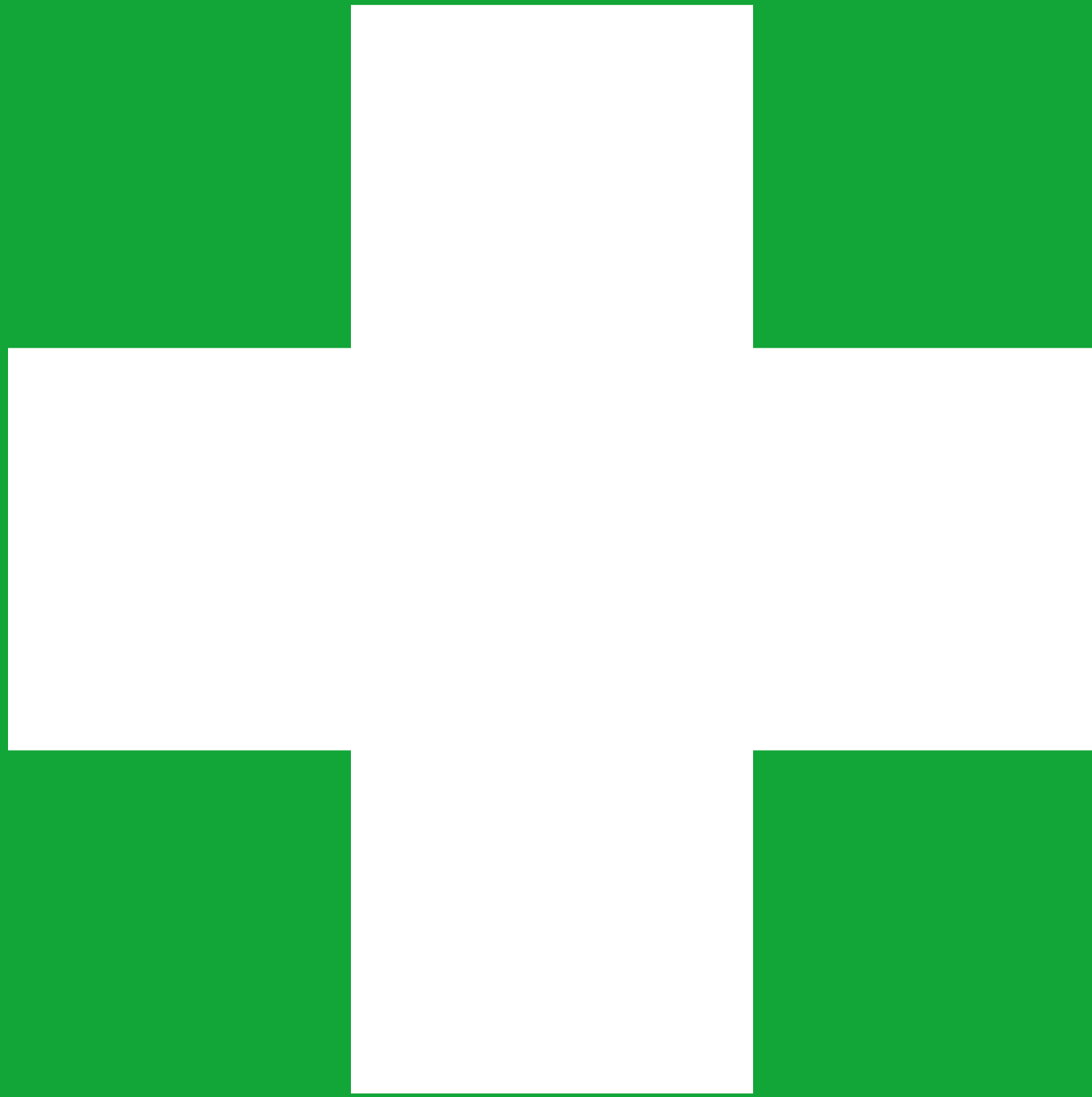
Jedes Land hat eben eigene ideologische Marotten. Eine explizite

Schuldenbremse hat Großbritannien nicht, aber dafür darf der Brexit nicht angetastet werden. Der neue Labour-Premier Keir Starmer versichert fast täglich, dass er nicht zurück in die EU will. Stattdessen setzt er auf Handel mit fernen Ländern.

Ein Erfolg ist schon in Sicht: Demnächst wird Großbritannien dem CPTPP-Handelsvertrag zwischen Australien, Brunei, Chile, Japan, Kanada, Malaysia, Mexiko, Neuseeland, Peru, Singapur und Japan beitreten. Diese Länderliste ist beachtlich, bringt aber nicht viel: Der britische Rechnungshof hat schon ausgerechnet, dass die britische Wirtschaftsleistung um ganze 0,04 Prozent steigen wird.

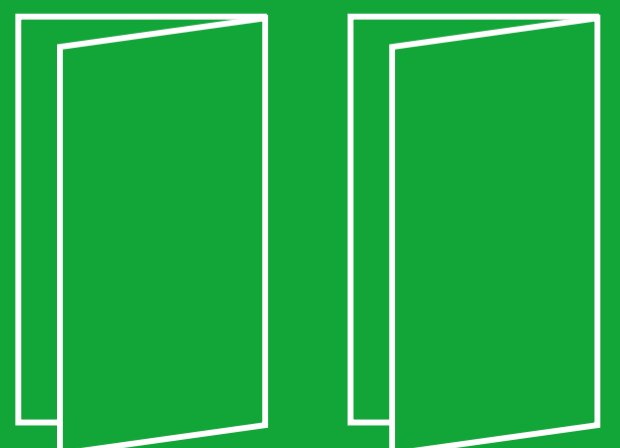
Für die Briten wird es also vorerst dabei bleiben, dass sie weniger als die Deutschen verdienen – aber etwa die gleichen Preise zahlen. The „cost of living crisis“ geht weiter.

Ulrike Herrmann ist Wirtschaftskorrespondentin der taz. Hier analysiert sie monatlich ein Zukunftsthema aus ökonomischer Perspektive.



# Ein Türsteher für die Notaufnahme

Kleine Krankenhäuser schließen, es gibt immer weniger Hausärzte. Deshalb strömen Menschen in die Notaufnahme großer Kliniken. Um diesen Ansturm bewältigen zu können, wird in Freiburg jetzt per Algorithmus vorsortiert. Funktioniert das neue System?



Aus Freiburg **Sophie Fichtner**

W er in die Notaufnahme will, muss durch eine von zwei silbernen Schiebetüren. So groß, dass ein Pferd hindurchpassen würde. So industriell, dass man dahinter eine Kühlkammer erwartet. Triage 1 und Triage 2 steht in großen schwarzen Buchstaben auf den Kabinen. Es pingt, Nummer 0013 steht auf dem Flachbildschirm. Tür 1 rollt auf und eine Frau lehnt sich heraus: „Ich mache die Ersteinschätzung“, sagt sie mit heller Stimme und bittet die einzige Patientin herein, die um 9 Uhr an diesem Sommermorgen im bereits stickigen Wartezimmer sitzt. Der Frau steckt eine Scherbe im Fuß.

Triage, ein Wort, das Angst auslöst, seit sich in Bergamo zu Beginn der Coronapandemie die Särge stapelten. In den überfüllten Kliniken mussten die Ärzt:innen in der norditalienischen Stadt entscheiden: Wen können wir noch behandeln, wer wird seinem Schicksal überlassen? Felix Hans steht vor den zwei Türen und winkt lachend ab: „Hier geht es nicht darum, wer noch beatmet wird und wer nicht.“ Triage bedeutet in der Notfallmedizin, die Patient:innen systematisch einzustufen.

Hans ist Oberarzt an der Freiburger Universitätsklinik. Zurzeit steht er allerdings weniger am Krankenbett, sondern arbeitet daran, die Patientenströme besser zu lenken. Denn die Notaufnahmen haben ein Problem: Die Anzahl der Patient:innen steigt seit Jahren stetig an. Nicht weil mehr Menschen Unfälle haben, sondern weil kleine Krankenhäuser schließen und es zu wenig Hausärzt:innen gibt – gerade auf dem Land. Also drängen die Menschen in die Notaufnahme der großen Kliniken. Wie die in Freiburg. Vor allem die Krankenhausschließungen machen sich hier bemerkbar: Jedes Jahr behandeln sie fast 10 Prozent mehr schwere Fälle. Wenn das so weitergeht, „gehen wir unter“, sagt Hans.

Damit es nicht so weit kommt, wurde die Notaufnahme umgebaut. Der Linoaleumboden ist zwar noch krankenhausauf, das Licht im Warteraum neongrell, aber die Triage-Kabinen sind so in kaum einer anderen Klinik zu finden. Links steht ein Stuhl, daneben liegt ein Fieberthermometer, in der Ecke hängen Kotztüten. Für den Extremfall gibt es einen Defibrillator. Seit Oktober 2023 werden die Patient:innen hier zuerst abgecheckt und es wird entschieden: Ist das wirklich ein Fall für die Notaufnahme? Falls nicht, werden sie in der angegliederten Notdienstpraxis untersucht.

Hans weiß, was es heißt, wenn die Krankenhäuser voll sind. Bis Oktober ist er selbst noch im Helikopter zu Notfällen geflogen. Einmal landete er in Kandern im Schwarzwald bei einer Frau, die eine Treppe heruntergefallen war. Sie hatte schon blaue Flecken um die Augen, ein Zeichen für ein schweres Schädel-Hirn-Trauma, erinnert er sich. Hans rief erst in Lörrach im Krankenhaus an: alles voll. Dann in Villingen und in Basel, aber in der Schweiz wollen sie keine deutschen Patient:innen. In Freiburg lehnten sie ab, weil sie nicht die nächste Klinik waren. Nachdem er eine Stunde herumtelefoniert hatte, machte er eine Zwangsbelegung und flog mit ihr nach Lörrach.

Der 43-jährige, runde Brille, geschichtetes braunes Haar, Motorradfahrer, arbeitet seit zehn Jahren in der Notaufnahme in Freiburg. Jetzt will er anhand von Daten herausfinden, wo es klemmt. „Wir wollen keine Fließbandmedizin machen“, sagt er, und eine

Wartenummer nach der anderen abhaken. Aber sie wollen wissen, warum die Notaufnahme verstopft. „Kommen am Sonntag um 18 Uhr einfach so viele Patienten? Oder nach einem Fußballspiel, stehen da zwei Stunden später alle besoffen bei uns vor der Tür?“

Er läuft durch die Krankenhausflure und fragt seine Kolleg:innen: „Noch nicht im Urlaub? Die Kleine hat doch jetzt Ferien“, „Wann ist die Abschlussarbeit fertig“ und bietet sein halbes Balisto an. Man nimmt es ihm ab, wenn er sagt: „Ich will für meine Leute sorgen.“ In der Notaufnahme arbeitet man in Schichten, rund um die Uhr. „Die haben ein totes Kind auf dem Arm und sollen sich eine halbe Stunde später wieder um ein Sprunggelenk kümmern.“ Der Druck sei enorm.

Unter Notfallmediziner:innen gebe es daher eine hohe Suchterkrankungsrate, sie ließen sich oft scheiden, hätten eine hohe Selbstmordrate, sagt Hans. Und das sei nicht nur ein Freiburger Problem, sondern weltweit so. Also sucht er nach Wegen, sie zu entlasten, auch damit sie an der Uniklinik bleiben.

Durch die vielen Schnupfenpatient:innen hätten die Ärzt:innen einen weniger freien Kopf für die Schwerkranken – um die es hier eigentlich geht. Hans öffnet die Tür zum Schockraum. Ein Raum, in den man nie geschoben werden will und gleichzeitig dankbar ist, dass es ihn gibt. Es sieht aus wie im Inneren einer Rakete, überall Knöpfe, Schläuche, Displays. Hier werden Menschen wiederbelebt.

Alle Notfallpatient:innen in Deutschland sollen spätestens nach 10 Minuten ersteingeschätzt werden, das ist die Vorgabe. In der Praxis weicht das in vielen Krankenhäusern ab. Sie messen erst die Zeit, wenn sich die Patient:innen offiziell anmelden. Dass sie vorher schon im Wartezimmer saßen, wird ignoriert. Siebzig Prozent der Patient:innen kommen selbstständig in die Freiburger Notaufnahme, sie ziehen jetzt als Erstes eine Nummer. Dann läuft die Zeit.

0043 steht gegen 12.30 Uhr auf dem ausgedruckten Bon. Der Mittwochvormittag war ruhig, auch während der Mittagspausenzeit kommt kaum jemand. Am Wochenende würden die Wartemarken schon im Hunderterbereich liegen, sagt Carolin Meisel. Sie trägt Mundschutz, Turnschuhe mit federnder Sohle und macht heute die Ersteinschätzung in Kabine 1. Bevor sie zur Triage-Pflegekraft weitergebildet wurde, hat sie in der Notaufnahme gearbeitet. Jetzt entscheidet sie, wie dringend eine Behandlung ist.

Per Knopfdruck öffnet Meisel die Schiebetür und ruft 0043 auf, ein junger Mann steht auf. In einer fließenden Bewegung legt sie ihm die Blutdruckmanschette um den Arm, klemmt ein Sauerstoffmessgerät an seinen Finger, steckt das Thermometer ins Ohr und hört gleichzeitig zu. Er ist wegen eines Abszesses am Gesäß da, der aufgeschnitten werden muss, damit der Eiter abfließt. „Beschreiben Sie mir die Größe als Obstkern“, sagt sie. Er schätzt mit den Fingern, zwischen Daumen und Zeigefinger würde ein Aprikosenkern passen. Meisel entscheidet sich für die Notaufnahme. Bei Kirschkernegröße wäre es die Praxis gewesen, sagt sie.

In der linken Bildschirmecke läuft eine Uhr und misst, ob die 10 Minuten eingehalten werden. Durchschnittlich warten Patient:innen gerade 1 Minute und 24 Sekunden, bis sie für die Triage aufgerufen werden. Einschließlich der Ersteinschätzung sind es 5:42 Minuten. Diesmal waren es knapp 4 Minuten. Der Mann verlässt die Kabine. „Der roten Linie nach“, sagt Meisel noch. Auf sei-

nem ausgedruckten Triage-Protokoll steht Stufe 4.

Wer in welche Stufe gehört, legt der international gültige Triage-Algorithmus ESI fest. Carolin Meisel kennt ihn auswendig. Trotzdem hat sie ihn in ein kleines Notizbuch geklebt, das sie in ihrem Kittel bei sich trägt. Das System unterscheidet zwischen fünf Stufen. Eins heißt: sofort Leben retten! Zwei bedeutet, die Person befindet sich in einer Hochrisikosituation und muss in den nächsten 10 Minuten von einer Ärztin gesehen werden. Danach folgt die entscheidende Abstufung, der Wartebereich. Patient:innen ab Level 3 können warten, ohne dass sich ihr Zustand verschlechtert. Stufe 5 ist am wenigsten dringlich und die Menschen landen häufig in der ambulanten Notfallpraxis.

”

**Die Maschine sagt:  
Hochrisikosituation!  
Die Fachfrau sagt:  
„Unsportlicher Patient“**

Während der Ersteinschätzung gibt Meisel den Grund für den Krankenhausbesuch und alle gemessenen Vitalwerte in den Computer ein. Herzfrequenz, Blutdruck und Blutsauerstoff, den empfundenen Schmerz und die Körpertemperatur. Sofort spuckt die neue Triage-Software eine Stufe und einen Sektor aus, also Notaufnahme oder Praxis. Das Programm ist neben den Triage-Kabinen die zweite Neuheit in der Freiburger Notaufnahme. Felix Hans hat es mit einem Kollegen entwickelt. Dafür haben sie Ärzt:innen aus der Unfallchirurgie, der neurologischen und klinischen Notfallmedizin, Patient:innen mit unterschiedlichen Beschwerden gezeigt und gefragt, wie sie die Fälle einstufen würden. Auf Basis ihrer Einschätzungen und der gemessenen Vitalwerte entscheidet die Software.

Diesem Vorschlag kann Carolin Meisel zustimmen oder eine andere Stufe auswählen. „Meistens bin ich entspannter als das Programm“, sagt sie. Wie beim nächsten Patienten. Er hat Grippe Symptome – Fieber, Schnupfen, hustet – und einen erhöhten Puls. Als sie die Herzfrequenz in den Computer tippt, springt das System auf Stufe 2. Das Feld leuchtet rot. Die Maschine sagt: Hochrisikosituation! Die Fachfrau sagt: „Unsportlicher Patient.“ Wenn man nicht fit ist und dann ein paar Tage Fieber hatte, sei es normal, dass der Puls hoch ist. Sie wählt Stufe 4 aus und schickt den Mann in die Praxis.

13.20 Uhr, Nummer 0045 hat Kopfdruck, seit zwei Tagen. „Waren Sie schon beim Hausarzt?“, fragt sie. Er schüttelt den Kopf. „Haben sie Stress?“, „Ein bisschen.“ Meisel klickt auf die 5. „Der hat nichts“, sagt sie, als er raus ist.

Warum setzen sie die Patient:innen mit Schnupfen, Kopfweh und Mückenstichen nicht wieder vor die Tür? Das ist immerhin eine Notaufnahme und keine Apotheke. Krankenhäuser dürfen Patient:innen ablehnen, wenn es sich nicht um einen Notfall handelt. Aber Hans findet: „Selbst wenn Sie nur einen Schnupfen haben, ist das eine subjektive Not.“ Sie wollen deshalb direkt helfen.

Mitte Juli hat Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach das Gesetz zur Notfallreform auf den Weg gebracht. Es will, was in Freiburg schon Praxis ist: Integrierte Notfallzentren. Also ambulante Praxen, die der Notaufnahme angegliedert sind, um für Entlastung in den Kliniken zu sorgen. Deshalb erwar-

tet Hans, dass sie die Ersteinschätzung durch eine ausgebildete Triage-Pflegekraft bald bezahlt bekommen.

Bisher ist das nicht der Fall, weil die Krankenkassenkarte erst hinter der Triage-Kabine durchgezogen wird – entweder in der Notfallpraxis oder der Notaufnahme. Noch geht die Uniklinik also in Vorleistung, weil es sich am Ende lohnen könnte: Entlastetes Personal, mehr Kapazitäten für schwere Fälle, verkürzte Wartezeiten für die Patient:innen.

Oberarzt Hans nennt einen weiteren Grund: „Wenn sie ein Hammer sind, sehen sie immer einen Nagel, den sie in die Wand schlagen wollen.“ So würden Mediziner:innen auch funktionieren. Kardiologinnen vermuteten überall Herzinfarkte, der Neurologe wolle immer ein CT, die Internistin ein Blutbild.

sondern genauso gut in der Praxis behandelt werden kann, kostet das Gesundheitssystem also rund 30-mal weniger.

Gerade überarbeiten Hans und sein Kollege den Algorithmus mit den neu gewonnenen Daten. Theoretisch könnte daraus eine künstliche Intelligenz entwickelt werden, die irgendwann die Triage übernimmt. Mit jeder Nummer, die vorne am Eingang gezogen wird, werden schließlich sehr genaue, aber anonyme Daten gesammelt, was sie einfach verfügbar macht. Bis sie ihre Software mit KI weiterentwickeln können, werden aber noch zwei, drei Jahre vergehen, schätzt Hans. Zuerst müssen sie einige Auflagen, die für Medizinprodukte gelten, erfüllen. Noch ist alles in der Testphase.

Und noch wählt Carolin Meisel fast immer eine andere Stufe als die Software aus. Sie stuft nicht nur runter, wenn Patient:innen durch eine Grippe einen erhöhten Puls haben, sondern auch hoch, weil sie eben keine Maschine ist. An einem heißen Sommertag ziehe sie eine Schwangere, die nur ein Rezept braucht, zum Beispiel vor, damit sie sich schneller wieder zu Hause auf der Couch ausruhen kann.

Oder um 15 Uhr, als Meisels Kollegin schnell reagiert. Eine Patientin ist in einer psychischen Notsituation. Sie setzt sich immer wieder hektisch vom Stuhl auf den Boden und zurück. Auf ihrem Kleid ist am Rücken ein großer nasser Fleck, weil sie sich Wasser über den Kopf gekippt hat. Ihr Schädel brenne wie ein Vulkan. Die Triage-Pflegekraft hakt sich die Patientin unter den Arm und bringt sie direkt zu einer Ärztin.

Felix Hans sagt auch: „Was nicht passieren darf, ist, dass eine Maschine medizinische Entscheidungen trifft.“ Er sieht aber Potenzial darin, dass eine Software schnell Vorhersagen trifft und die Ärzt:innen warnen kann. Bei der Erkennung einer Blutvergiftung, wo es auf jede Minute ankommt, könne künstliche Intelligenz einen entscheidenden Unterschied machen. „Wenn Opa Klaus kurzatmig, mit Schwindel und niedrigem Blutdruck in die Notaufnahme kommt, könnte die Maschine Alarm schlagen“ – weil sie weiß, dass 300 andere Patient:innen mit denselben Symptomen eine Blutvergiftung hatten. Der frühe Patientenkontakt, bei dem systematisch die Vitalwerte gemessen werden, Hans sieht darin eine Chance.

Einen Patienten aus seinen ersten Klinikjahren kann er nicht vergessen. Der Mann war mit Verdacht auf Nierensteine in die Klinik gekommen und sollte vom Urologen untersucht werden. Hans lief an seinem Zimmer vorbei, er lag mit hochgelagerten Beinen im Bett. Er dachte: „Nierensteine, da hat man starke Schmerzen, aber muss normalerweise nicht den Kreislauf stabilisieren.“ Hans holte den Ultraschall, sah die aufgerissene Aorta. Noch während er den Mann in den Schockraum schob, ist er gestorben. „Das hätte nicht passieren müssen“, sagt Hans. Wenn sofort die Vitalwerte gemessen worden wären, hätten sie die unnatürlich hohe Herzfrequenz festgestellt, und dass wahrscheinlich kein Nierenstein die Ursache für seine Schmerzen war. Mit dem neuen Triage-System hätte der Mann also gerettet werden können, glaubt Hans.

Sieben Stunden in der Freiburger Notaufnahme, ein Mann Ende 30 betrifft die Triage-Kabine. Hauptbeschwerde: Mundgeruch. Die Triage-Pflegekraft durchsucht ein-, zwei-, dreimal die Tabelle, die sämtliche Besuchsgründe auflistet – vergeblich. Stufe 5, klickt sie an, kein Fall für die Notaufnahme.

**doppelblind**



**Warum das Eis im Westen der Antarktis schneller schmilzt als im Osten**

**Worum geht's?**

Die globale Erderwärmung geht auch am kältesten Ort der Welt nicht vorbei. Das sogenannte ewige Eis in der Antarktis schmilzt, und das stärker als bislang angenommen. Im westlichen Teil des Kontinents verschwindet es dabei deutlich schneller als im Osten. Das liegt unter anderem daran, dass der dort liegende Thwaites-Gletscher vom immer wärmer werdenden Meerwasser unterspült wird.

Ein internationales Forschungsteam hat nun herausgefunden, dass das schnellere Schmelzen in der Westantarktis möglicherweise auch mit ihrer Entstehung zusammenhängt. Neue Proben zeigen, dass sich das Eis nicht wie bislang angenommen im Zentrum der Antarktis, sondern im Osten gebildet und von dort nur langsam Richtung Westen ausgebreitet hat. Ihre Erkenntnisse haben die Forschenden in dem Fachjournal *Science* veröffentlicht.

**Die Studie**

2017 machte sich das Team mit dem Forschungseisbrecher Polarstern auf den Weg in die Westantarktis. Mit an Bord hatten sie den einzigartigen Bohrer MARUM-MeBo70. Sein rotierender Bohrkopf ermöglichte es erstmals, etwa zehn Meter in den antarktischen Meeresboden zu bohren und dort Sedimentproben zu entnehmen. Die Proben widerlegen die bisherige Annahme, dass sich das antarktische Eisschild im Zentrum des Kontinents gebildet und von dort aus ausgebreitet hat. Sie zeigen, dass es sich stattdessen vor rund 34 Millionen Jahren am östlichen Rand des Kontinents gebildet haben muss.

Zu diesem Zeitpunkt war die Westantarktis den neuen Erkenntnissen zufolge noch komplett eisfrei und zu großen Teilen von dichten Laubwäldern bedeckt. Mithilfe aufwendiger Modellierungen kommen die Forschenden zu dem Schluss, dass das westantarktische Eis erst vor rund 27 Millionen Jahren entstanden sein kann – mindestens 7 Millionen Jahre später als im Osten.

**Was bringt's?**

Vor rund 34 Millionen Jahren, als sich das antarktische Eis bildete, erlebte unser Planet den bisher letzten großen Klimawandel. Es war der Übergang von einem warmen, lebensfeindlichen Treibhausklima mit keinen oder nur sehr wenigen Eisflächen in ein kühleres Eishausklima mit riesigen Gletschern, das bis heute anhält.

Grund für diese klimatischen Veränderungen war eine rapide Abnahme der CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre. Aufgrund der menschengemachten Erderwärmung wandelt sich das Klima aber langsam wieder zu einem Treibhausklima.

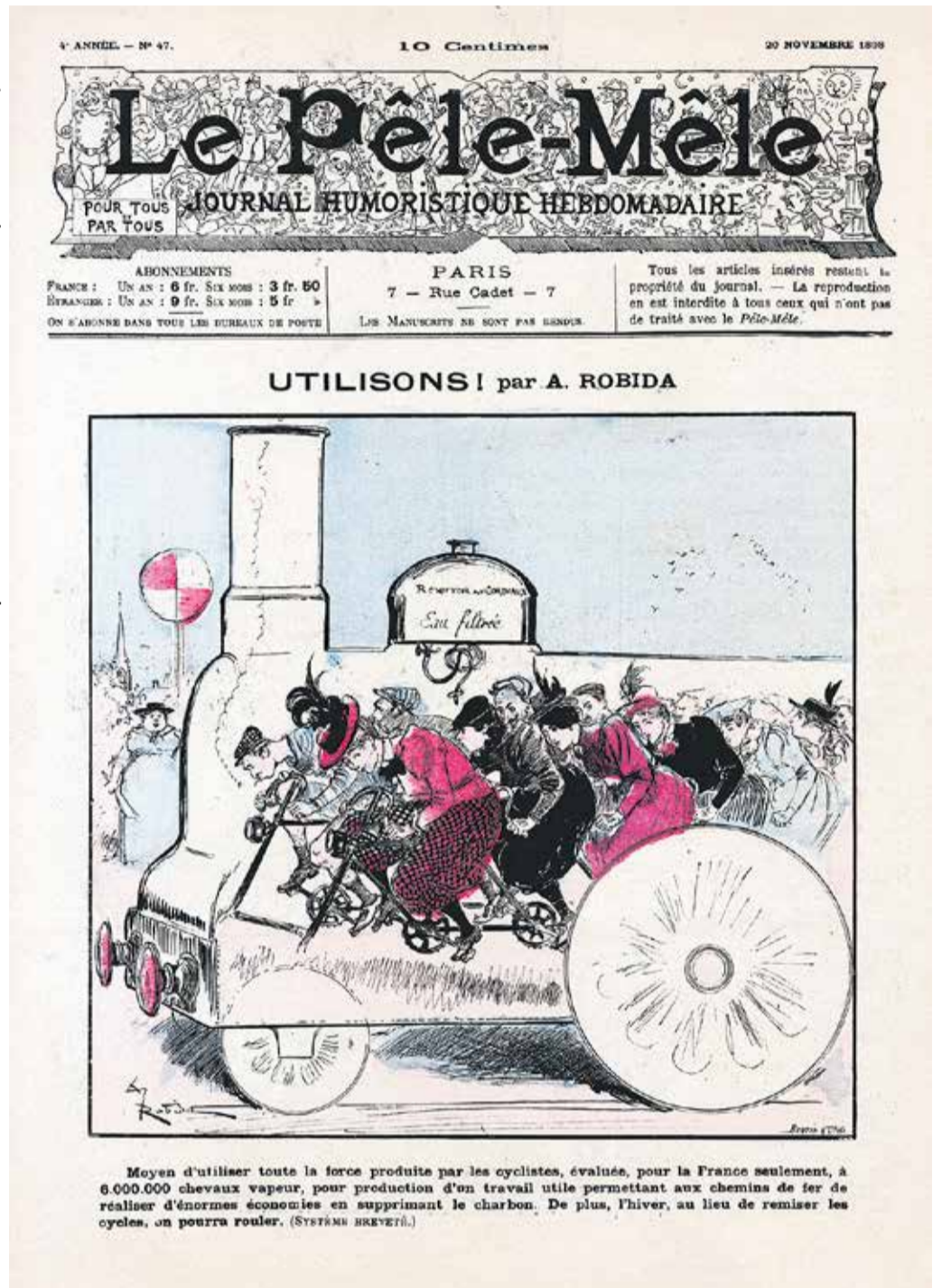
Der Blick in die Vergangenheit hilft auch, die Zukunft zu verstehen. Die Untersuchungen zeigen, dass das westliche Eis sensibler auf CO<sub>2</sub> reagiert und eine leichte Erwärmung schon ausreichen würde, um es zu schmelzen. Außerdem können Klimamodelle nun sehr viel genauer berechnen, welche Auswirkungen permanent vergletscherte Bereiche auf die globale Klimadynamik haben.

Tabea Kirchner

**Neue wissenschaftliche Studien** stellen wir jede Woche an dieser Stelle vor – und erklären, welchen Fortschritt sie bringen. Sie wollen die Studie finden? Jede hat einen Code, den DOI, hier lautet er: 10.1126/science.adj3931

**zurück in die zukunft**

Mehr als 60.000 Höhenmeter müssen die Fahrer der Spanierndfahrt, der Vuelta a España, derzeit bewältigen, fast siebenmal der Anstieg des Mount Everest. Dieses Wochenende fahren sie in den Bergen Asturiens. Das Hauptfeld, also die Gruppe mit den meisten Fahrer:innen, nennt man bei solchen Rennen Peloton. Die Fahrer:innen fahren möglichst dicht hintereinander, um vom Windschatten der anderen zu profitieren. Für Außenstehende kann diese Formation, die oft mit mehr als 40 Kilometern pro Stunde unterwegs ist, wie ein Zug wirken. Heutzutage entfaltet dieser Zug seine Kraft vor allem zur Unterhaltung von Zuschauer:innen. 1898 hatte der französische Zeichner Albert Robida eine Idee, wie die Kraft von vielen Radfahrenden vermeintlich sinnvoller genutzt werden könnte: Er stellt sich einen Zug vor, der von zahlreichen Menschen auf Fahrrädern angetrieben wird. Die Eisenbahn könne damit massive Einsparungen erzielen, weil keine Kohle mehr verbrannt werden muss. Bei Robidas Konstruktion sind die Fahrräder in fester Reihenfolge auf dem Zug montiert. Bei der Vuelta ist die Reihenfolge im Kampf um das Maillot Rojo, das rote Gewinnertrikot, noch offen, bis zum 8. September läuft die Rundfahrt. Dem Australier Ben O'Connor, bei Redaktionsschluss Führender in der Gesamtwertung, könnte in Spanien eine kleine Überraschung gelingen, wenn er das rote Trikot bis Madrid verteidigen kann.



Aus dem Schlot von Albert Robidas Lokomotive steigt nur der Zigarettenrauch der Radler:innen. Foto: Kharbine Tapabor/Imago

Yannik Achternbosch

**Zukunftsbilder aus der Vergangenheit** und was man aus ihnen lernen kann, erkunden wir hier in jeder Ausgabe.



**Gruppenreisen für Individualist:innen**

**MIT TAZ-REISEN DER SONNE HINTERHER**

Die taz-Reiseleiter:innen sind Türöffner für fremde Kulturen; sie ermöglichen Treffen mit engagierten Menschen und interessanten Projekten.

5. bis 17. Oktober

**MAROKKO (SÜD)**

Marrakesch – Hoher Atlas – Tazenakt – Zagora

mit Abderrahmane Ammar

Marokko hat vor allem durch eine starke Frauenbewegung eine dynamische gesellschaftliche Öffnung erlebt. Auf einer Fahrt von Marrakesch über den Hohen Atlas zu den Palmenoasen am Draa-Fluss lernen Sie Frauen aus dem Netzwerk „Synergie Civique“ kennen: u. a. die Berber-Künstlerin Fatima Mellal im Hohen Atlas, Teppichweberinnen in Tazenakt und die sehr aktive Frauengruppe „El Amane“ in Marrakesch.

1.890 € (DZ/HP/ohne Anreise)

12. bis 20. Oktober

**ISTANBUL**

mit Bosphorus-Fahrt bis zum Schwarzen Meer

mit Nihat Gençosman und Gottschlich (taz)

Istanbul ist eine der ältesten Metropolen Europas, herrlich am Bosphorus gelegen, vielschichtig und widersprüchlich. Es gibt völlig unterschiedliche Stadtteile, die Sie während der Reise durchstreifen. Neben traditionell islamisch geprägten Vierteln ist die Stadt auch eine Hochburg der Opposition, deren Wahlsieg bei den Kommunalwahlen im März neue Hoffnungen bei der Zivilgesellschaft geweckt hat.

1.190 € (DZ/3 x HP+5 x ÜF/ohne Anreise)

Alle Infos (Programme, Preise und Leistungen, Reiseveranstalter etc.) zu den taz-Reisen unter: [www.taz.de/tazreisen](http://www.taz.de/tazreisen) oder unter Telefon (030) 2 59 02-117

# All unsere Fragen

Tech-Milliardäre wollen den Weltraum erobern und stehlen der Wissenschaft die Show. Dabei gibt es noch unendlich viel zu erforschen. 7 Dinge, die wir noch wissen wollen

Von Enno Schöningh

**1 Was ist dunkle Materie?**  
Etwa 80 Prozent der Materie im Universum besteht offenbar aus einer unsichtbaren und bisher unbekanntem Substanz, auch dunkle Materie genannt. Das erkannte zuerst der Astronom Fritz Zwicky. Seine Erkenntnisse wurden zunächst angefochten, heute gilt das Vorhandensein von dunkler Materie als gesichert. Den Physiker:innen fehlen jedoch die Beweise, warum es sich dabei handeln könnte.

Im Prinzip suchen sie nach einem neuen Teilchen, das für die unbekanntem 80 Prozent verantwortlich ist. Viele glauben, dass das fehlende Elementarteilchen so klein ist, dass es bisher nicht nachgewiesen werden konnte. Inzwischen gibt es weltweit zahlreiche Experimente dazu. Doch noch tapen wir im Dunkeln.

**2 Wann kracht der nächste Asteroid auf die Erde?**  
Wenn Asteroiden oder Kometen die Erdbahn kreuzen, kann es zu einer Kollision mit der Erde kommen. Besonders große Himmelskörper hinterlassen Krater auf der Erdoberfläche oder lösen beim Einschlag im Meer Flutwellen aus. Wie beim Aussterben der Dinosaurier vor 65 Millionen Jahren. Der Asteroid, der damals auf die Erde stürzte, hatte einen geschätzten Durchmesser von 15 Kilometern.

Wann der nächste Asteroid oder Komet einschlägt, kann niemand genau sagen. Einen groben Anhaltspunkt für die Einschlagswahrscheinlichkeit geben die mittleren Zeitabstände zwischen den Einschlägen zweier gleich großer erdnahe Himmelskörper: 30 Meter große Asteroiden oder Kometen treffen die Erde etwa alle 1.000 Jahre, ein Kilometer große etwa alle 300.000 Jahre, so das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR). Der letzte große Einschlag geschah mutmaßlich 1908 in Sibirien. Seismografen schlugen damals weltweit an, doch die Datenlage zum sogenannten Tunguska-Ereignis ist spärlich.

Es gibt einen weiteren Grund, warum die Vorhersage nur über die Einschlagsabstände funktioniert. Nach Schätzungen gibt es mehr als eine Million erdnahe Asteroiden und Kometen, die größer als 30 Meter sind. Davon sind laut DLR aber nur weniger als 3 Prozent bekannt. Und nur ihre Bahnen können berechnet werden. Demnach gilt: Je mehr Himmelskörper Astronom:innen entdecken und berechnen, desto besser können sie abschätzen, wann es das nächste Mal knallt.

**3 Bis wann scheint die Sonne?**  
Der Mensch braucht die Sonne. Für viele Menschen in Deutschland reicht ein einziger Winter, um zu dieser Erkenntnis zu kommen. Doch die Sonne durchläuft wie alle Sterne einen Lebenszyklus. Sie entstand vor knapp 5 Milliarden Jahren, als sich eine ausgedehnte Gas- und Staubwolke unter ihrer eigenen Schwerkraft so stark verdichtete, dass in ihrem Zentrum Wasserstoffkerne verschmolzen und dabei gewaltige Energiemengen freisetzen. Glücklicherweise ist der Wasserstoffvorrat der Sonne so groß, dass sie noch geschätzte 5 Milliarden Jahre leuchten wird. Allerdings wird die Intensität der Sonnenstrahlung immer weiter zunehmen. In 2 bis 3 Milliarden Jahren soll sie laut dem DLR so heiß sein, dass die Ozeane auf der Erde verdampfen. Es ist aber extrem unwahrscheinlich, dass der Homo sapiens das noch erleben wird.

Die Weltraumforschung hat es derzeit schwer. Das Universum gilt als Hobbyraum reicher weißer Männer. Tesla-Chef Elon Musk und Amazon-Gründer Jeff Bezos entwickeln Raketen, Raumschiffe und Satelliten, schießen sie ins All und haben im Grunde denselben Traum: menschliche Siedlungen im Weltraum errichten. Das lenkt ab von den Problemen auf der Erde – und von der Forschung. Denn die berechnete Kritik an den egoistischen Träumen der Tech-Milliardäre dämpft das Fantastische, das Unheimliche, das Unbekannte. Es geht immer weniger um ferne Galaxien, glubschägige We-

sen und kosmische Gemeinschaften. Folglich wenden sich viele enttäuscht vom Sehnsuchtsort Weltraum ab.

Doch das ist voreilig. Denn noch immer sitzen Astronom:innen weltweit an ihren Computern und hinter Weltraumteleskopen. Vieles haben sie schon herausgefunden: Wer hier eigentlich wen umkreist oder welche chemischen Elemente seit dem Urknall da sind. Vieles aber auch noch nicht: Gibt es außerirdisches Leben? Wann schlägt der nächste Asteroid ein? Und gibt es doch einen neunten Planeten in unserem Sonnensystem?

**5 Sind wir allein im Universum oder nicht?**  
Außerirdisches Leben hat die Menschheit seit jeher fasziniert. Aristoteles zum Beispiel war ein Alien-Pessimist, er hielt die Erde für einzigartig. Die wissenschaftliche Suche nach Außerirdischen hat jedoch erst in den letzten Jahren Fahrt aufgenommen. Das Forschungsfeld musste sich erst von UFOs und kleinen grünen Hollywood-Wesen befreien. Durch sie wurde es seit den 1980er-Jahren ins Lächerliche gezogen.

Inzwischen gibt es Weltraumteleskope, die Milliarden von Lichtjahren ins All blicken können, wissenschaftliche Methoden, um die Zusammensetzung der Atmosphären einzelner Planeten zu entschlüsseln, und NASA-Projekte, die gezielt nach außerirdischem Leben suchen. Warum wir trotzdem noch nichts gefunden haben? „Stellt man sich den Himmel als Ozean und die Außerirdischen als Fische vor, dann haben wir bisher mit allen Aktionen zusammen nur eine Badewanne durchsucht“, sagt der Astrophysiker Adam Frank.

**6 Funktioniert Diplomatie im All besser?**  
Im September 2022 flogen zwei Russen und ein Amerikaner in einem russischen Raumschiff zur Internationalen Raumstation ISS. Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine dauerte da bereits ein halbes Jahr und die US-geführte Nato unterstützte die Ukraine. Wegen eines Lecks verzögerte sich der Rückflug erheblich und plötzlich saß das internationale Team fest. Auf der ISS bildeten die Forschungsteams eine Wohngemeinschaft auf einer Fläche so groß wie ein Haus mit sechs Zimmern. Privatsphäre gibt es kaum. Aber das Zusammenleben scheint zu funktionieren. Jedenfalls wurden die gestrandeten Astronauten von einem erneut russisch-amerikanischen Team abgelöst.

Der Weltraum soll es uns ermöglichen, die Erde als Ganzes zu sehen und ein „planetarisches Bewusstsein“ zu entwickeln, glaubte der amerikanische Politiker und ehemalige Astronaut Bill Nelson. Er schlug vor, große internationale Konferenzen von dort oben abzuhalten. Das würde sich positiv auf die Verhandlungen auswirken.

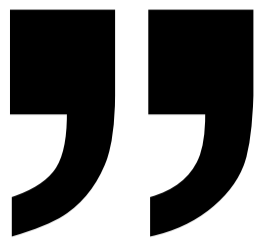
**7 Gibt es einen neunten erdnahe Planeten?**  
Früher gab es neun Planeten in unserem Sonnensystem. Denn bis 2006 galt Pluto als Planet. Dann entdeckten Astronom:innen immer mehr Zwergplaneten am Nachthimmel und degradierten Pluto zu einem solchen. Maßgeblichen Anteil daran hatte der Astronom Michael Brown. Heute ist er davon überzeugt, dass es doch einen neunten Planeten in unserem Sonnensystem gibt. Dieser soll sich jenseits von Neptun befinden.

Brown und ein renommiertes Forschungsteam haben simuliert, wie die Umlaufbahnen der sogenannten transneptunischen Objekte beeinflusst werden. Laut ihnen sei ein neunter Planet die beste Erklärung für die Bewegungen. Aber Vorsicht: Es handelt sich um theoretische Berechnungen. Ob Planet 9 wirklich da draußen ist, könnte sich bald mit leistungsfähigeren Teleskopen wie dem derzeit im Bau befindlichen Vera C. Rubin Observatory zeigen.

**4 Lässt sich die Energie aus dem All besser nutzen?**  
Das ist zugegebenermaßen etwas verrückt. Aber die Erde ist klein und liegt relativ isoliert im Weltall. Wenn man die Energie ganzer Sonnen nutzen könnte, wären ganz neue Formen der Zivilisation denkbar. Das dachte sich der Astrophysiker Nikolai Kardaschow. Er ging davon aus, dass jede hochentwickelte Zivilisation, die im Weltraum unterwegs ist, Energie benötigt, und klassifizierte die Energiequellen, die ihr zur Verfügung stehen. So entstand Mitte der 1960er-Jahre die Kardaschow-Skala.

Demnach nutzt eine Zivilisation vom Typ 1 die gesamte auf ihrem Planeten verfügbare Energie. Die größte Energiequelle eines Planeten ist das Licht seines Sterns. Die Zivilisation muss also alles Licht, das auf ihrem Planeten ankommt, einfangen. Wie eine Zivilisation das schaffen soll, wusste er nicht.

Im nächsten Schritt – in einer Zivilisation vom Typ 2 – wird nicht nur die gesamte Energie eingefangen, die auf den eigenen Planeten einstrahlt, sondern auch die Energie des Sterns selbst. Zivilisationen vom Typ 3 wiederholen den Trick mit allen Sternen ihrer Galaxie. Ein wahrhaft galaktisches Imperium.



„Wahlkämpfer Kretschmer nennt als Ziel eine Regierung ohne Grüne. Wie die CSU bekämpft er hauptsächlich die Grünen. Wer die aber als das größte Übel hinstellt, verharmlost logischerweise die AfD. Da helfen alle verbalen Abgrenzungen nichts. Dasselbe gilt für die Gleichsetzung von Die Linke und AfD“

Eduard Belotti, Leser, zu „Er will mit Feuer löschen“, wochentaz vom 24. – 30. 8. 24

### wortwechsel

## Nicht nur Leere, Probleme und Nazis im Osten

Die taz wird geschätzt für ihre Klimaberichterstattung und ihre Auseinandersetzung mit der Autoindustrie. Aber die Berichterstattung vor den Wahlen im Osten kommt kritisch an



Der Blick auf die Ironie Harald Schmidts hat sich heute verändert  
Foto: Rolf Vennenbernd/dpa

### Das größte Eigentor

„Ist Harald Schmidt an allem schuld?“, wochentaz vom 24. 8. 24  
Dass Herr Unfried sich in einem Akt der vernunftgewordenen Altersklugheit von Harald Schmidt distanziert, sei ihm unbenommen. Als Anwalt für seine Ablehnung von Schmidts Ironie bemüht er Jonathan Franzen (mit dem Unfried, wie er, etwas eitel, nicht verabsäumt einzuflechten, per „ich fragte ihn“ ist): Ironie sei sozial nutzlos, weil „mit ihr erreiche man letztlich nur die, die es eh schon putzig“. Das ist nun wohl das größte Eigentor, das man auf dem Feld der Auseinandersetzung zwischen Moral und Nutzen erzielen kann. Zum einen ist es fast schon putzig, wenn in der taz, die einen der vordersten Ränge auf der Weltrangliste der moralischen Überlegenheit verteidigt, mit der Kategorie „Nutzen“ argumentiert wird, wenn es darum geht, einen zu frechen Humoristen abzukanzeln. Zum anderen fragt es sich, wenn denn die taz mit ihren humorlos selbstgerechten Beiträgen erreichen will – außer die humorlosen Selbstgerechten, die dieses Magazin zur wiederholten Bestätigung ihrer „richtigen“ Bekenntnis lesen?  
Thomas Völk

### Weitsichtig und humorvoll

„Ist Harald Schmidt an allem schuld?“, wochentaz vom 24. 8. 24  
Deutschland sollte sich glücklich schätzen, so einen Mann wie Harald Schmidt (und einige wenige Kabarettisten) zu haben: er ist weitsichtig, satirisch, kritisch, humorvoll, witzig, geistreich, (zum Unterschied von den Hauptmedien) das Wichtigste: er bringt die meisten Menschen zum Lachen (Denken), außer die Menschen, die gegen alles Erfreuliche im Leben sind. Die „woke“ Gesellschaft ist nämlich das Gegenteil: humorlos, schwarz-weiß-gerichtet, engstirnig denkend, verbotsgeil: der Bevölkerung

noch und noch mehr Gesetze aufbrummen, Parteien abschaffen, Minderheiten wie Ungeimpfte diskriminieren, generell Andersdenkende zu diskreditieren. Es ist für die 69er Generation (die sich für Frieden und Freiheit – im Sinne weniger Gesetze – eingesetzt hat) schwer mitanzusehen, wie diese junge woke Generation so spießig und sauber und alleswissend belehrt (wie die Großeltern, gegen die wir uns gewehrt haben) ist ...  
Christa Sinzinger

### Alles Scheiße?

„Sterne fallen über Cottbus“, wochentaz vom 10. 8. 24  
3 von den 10 Absätzen des Artikels betreffen nicht den Ort Cottbus, aber geben als Auftakt schon einen üblen Vorgeschmack. Dann ein Lob an das Museum Dieseldruckwerk, vollkommen zu Recht. Ein weiteres Lob an eine aktive Mitarbeiterin des Cafés Klunker/Strombad. Das war es dann aber auch schon mit den wohlwollenden Kommentaren: ansonsten hat man in diesem Artikel das Gefühl, dass es außer den wenigen Engagierten nur Nazis, Menschen, die alles „Scheiße“ finden, und Leere gibt. Wirklich eine deprimierende Stadt? Ich lebe in Cottbus seit meiner Geburt. Es gab und gibt hier immer Probleme und kritikwürdiges Geschehen. Aber in welcher Stadt gibt es das nicht? 70 Prozent der Cottbuser haben nicht AfD gewählt! Es gibt große Bemühungen in der Stadtpolitik, die Stimmung nicht nach rechts kippen zu lassen. Es gibt viele engagierte Menschen, die ihre professionellen oder ehrenamtlichen Bemühungen nicht an die große Glocke hängen müssen, sondern jeden Tag um ein Gleichgewicht im menschlichen Dasein bemüht sind und die eindeutige Position beziehen und äußern. Wir hatten kürzlich einen jungen japanischen Künstler hier in Cottbus zu Gast, sind mit ihm u. a. auch die Stadt abgelaufen und haben dabei selbst mal wieder den Blick eines Besuchers eingenommen: Cottbus ist, bei allen Proble-

men, eine lebenswerte Stadt, in der es sich lohnt zu leben und etwas zu tun. Für den Artikel wurde einseitig und viel zu kurz recherchiert und fix mal das Klischee einer Stadt im „Osten“ bedient. Sommerloch gefüllt? Schade eigentlich bei einem UNI-betreuten Projekt.  
Elisabeth Körner, Cottbus

### Charta der Hamas

„Gaza und der doppelte Boden“, wochentaz vom 24. 8. 24  
Fast immer beziehen sich Journalist:innen in ihren Artikeln über die Hamas nur auf deren erste Charta von 1988, wie auch Caroline Fetscher in diesem Artikel. Der Ehrlichkeit und Vollständigkeit halber sollte aber erwähnt werden, dass diese Charta 2017 überarbeitet wurde. Dort wird dann unterschieden zwischen Zionisten und Juden. Man muss deshalb kein Unterstützer der Hamas sein, aber es gehört dazu. Es wegzulassen wirkt, als ob es nicht ins eigene Bild passen würde, ist aber unsachlicher Journalismus.  
Manuela Kunkel, Stuttgart

### World Vision

„Gaza und der doppelte Boden“, wochentaz vom 24. 8. 24  
Vielen Dank für den Artikel, da er, wie ich finde, das Verständnis zu dem, was in Gaza vorgeht, erweitert. Gleichzeitig wünsche ich mir, dass Informationen auf dem neuesten Stand gehalten werden. So scheint das Urteil gegen den Direktor der World Vision mittlerweile aus verschiedenen Gründen doch sehr in Frage gestellt zu werden. Und soweit ich das verstanden habe, gab es kein Geständnis.  
Petra Kopf, Stuttgart

### Stark hinkende These

„Wann wird Kritik zur Verschwörung?“, wochentaz vom 24. 8. 24  
Mit dieser stark hinkenden These geht Peter Unfried ins Gespräch mit Georg Vobruba. Er möchte gerne die Linke, der er selbst eingestehend sich nicht mehr zugehörig fühlt, ans Kreuz nageln. Aber im Gegensatz zu den gefühlten oder mysteriösen Wahrheiten der Verschwörungsideologen haben Marx und Engels sich wissenschaftlich (Ökonomie, Philosophie etc.), an den Verhältnissen akribisch abgearbeitet, mit allen Fehlern ihrer Zeit. Deshalb ist es auch so wichtig, sich undogmatisch mit dem Marxismus zu beschäftigen, wie z. B. die Frankfurter Schule. Sein Gesprächspartner macht beim Vermischen kräftig mit, indem er den paranoiden und blutrünstigen Stalin mit marxistischen Modernisierern wie Althusser, Balibar, Poulantzas (strukturalistische Marxisten) in einem Satz erwähnt.  
Uwe Fischer, Berlin

### Kinderwunsch

„Drei Versuche“, wochentaz vom 24. 8. 24  
Hallo liebe Frau Brikey, ich habe gerade Ihre packende Dokumentation gelesen und bin sehr angerührt. Sie haben sehr einfühlsam und realistisch und auch packend geschrieben. Superviel recherchiert – viele Details berichtet. Vielen Dank für den Artikel.  
Martin Ribbe, Wuppertal

### meinungsstark

### Zerbröselnde Zugspitze

„Die Alpen verlieren ihren Kitt“, wochentaz vom 24. 8. 24  
Vielen Dank für diesen Artikel. Genau solche Berichte braucht es, um deutlich zu machen, dass der Klimawandel keine abstrakte Gefahr ist oder sich nur in fernen Ländern abspielt. Die vom Menschen gemachte Erderhitzung bewirkt, dass wir hier bei uns vielleicht bald unsere liebsten Naturschätze und Ausflugsziele nicht mehr genießen können. Wenn dieser Bericht über die buchstäblich zerbröselnde Zugspitze nicht aufrüttelt, was dann?  
Bitte mehr von Nick Reimer, der es mit seinen Beiträgen immer wieder schafft, die zerstörerischen Folgen des Klimawandels anschaulich und nachvollziehbar zu machen.  
Tillmann Elliesen, Frankfurt/Main

### rose marie stiller

„Trost der Dickhäuter“, wochentaz vom 24. 8. 24  
der artikel ist ja nicht gerade die kulturnachricht, die ich mir in der taz wünsche, aber es gibt wohl zu viele menschen, die katzen, hunde oder eben auch flusspferde über alles stellen. mich interessierte der nilpferdbrunnen. im artikel wurde nicht einmal der name der künstlerin genannt: rose marie stiller. meine frau und ich haben noch mit ihr getöpft. sie stellte ihre tiere (aber auch menschliche figuren) als nachfolgerin im geiste von renée sintenis her, meist in ihrem garten. man findet einige ihrer figuren im stadtbild. der marder in marienfelde, einer der bären an den autobahnausfahrten der stadt oder die skulptur in der havelstrasse. ich wünsche mir, dass die taz im kulturteil, besser als geschehen, den werdegang der bildhauerin rose marie stiller vorstellen würde, eben als nachfolgerin von renée sintenis. frau stiller war mitglied im verein berliner künstlerinnen 1887.  
hermann famulla, berlin

### Wir sollen bezahlen

„Schrumpft euch doch selbst!“, wochentaz vom 24. 8. 24  
Ein sehr zutreffender Artikel. Vermisst habe ich die Erklärung, warum diese und andere „Protzfahrzeuge“ standardmäßig mit zwei Auspuffrohren ausgerüstet sind. Generell finde ich es unverschämt, dass die Autoindustrie durch immer größere Fahrzeuge Teile der Infrastruktur unbrauchbar macht und wir Bürger sollen das bezahlen oder müssen uns einschränken, weil die immer größeren Fahrzeuge uns auch immer mehr Raum wegnehmen!  
Dieter Fries, Hamburg

### korrekturen und klarstellungen

### Die Geiseln der Hamas

Endlich konnte wieder eine der Geiseln der Hamas befreit werden. In der Ausgabe vom Mittwoch, 28. August porträtierten wir den Mann (Seite 2): „Farhan al-Qadi ist einer von ursprünglich sechs nach Gaza entführten Mitgliedern der Gemeinschaft der Beduinen in Südsarael. Zwei der Entführten, die 18-jährige Bilal und die 17-jährige Aischa, kamen beim Geiseldeal im vergangenen Herbst frei, die drei Verbliebenen, allesamt Männer, sind weiterhin in Gaza.“ Bilal ist aber ein Junge und deshalb hätten wir „der 18-jährige Bilal“ schreiben müssen. Das ist ein kleiner großer Unterschied.



taz die tageszeitung,  
friedrichstraße 21  
10969 berlin, briefe@taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

Ein Teil unserer Auflage enthält Beilagen von Gärtnerhof GmbH

### taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

**Hausanschrift:** Friedrichstraße 21, 10969 Berlin  
**Postanschrift:** Postf. 610229, 10923 Berlin  
**Telefon:** 030 | 25 902-0 | www.taz.de  
**Chefredaktion:** Barbara Junge, Ulrike Winkelmann, Katrin Gottschalk (stellv.)  
**Chefreporter:** Peter Unfried  
**Lokalredaktionen:**  
**Nord-Hamburg:** Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0  
**Bremen:** Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0  
**Berlin:** Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 25 902 0  
**Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes:** Barbara Junge  
**LeserInnenbriefseite:** Gaby Sohl  
**Anzeigen:** Sönke Tümmler  
**Berliner Lokalteil:** Marie Frank | alle Berlin  
**Regionalteil Nord:** Jan Kahleke | Hamburg  
**LeserInnenbriefe E-Mail:** briefe@taz.de  
**Fax:** 030 | 25 902 516  
Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.  
**taz Shop:** 030 | 25 902 138  
**Anzeigenverkauf:** taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21  
**Telefon:** 030 | 25 902 314  
**E-Mail:** anzeigen@taz.de  
**Verlag:** taz Verlags- und Vertriebs GmbH Friedrichstraße 21, 10969 Berlin  
**Geschäftsführer:innen:** Aline Lüllmann, Andreas Marggraf  
**Gesellschafter:** taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin  
**Vorstand:** Pascal Beucker, Redakteur | Anne Fromm, Redakteurin | Aline Lüllmann, Kauffrau | Andreas Marggraf, Kaufmann | Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin  
**Aufsichtsrat:** Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/ Steuerberater, Bielefeld | Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin | Nina Schoenian, Kauffrau, Berlin  
**Druck:** auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen  
**Abo-Service:** 030 | 25 902 590 9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr.  
**Fax:** 030 | 25 902 680  
**E-Mail:** abo@taz.de  
Abo-Nummer nicht vergessen! Mtl. Mindestpreis regulär 42,80 €



## Tschüss Sommer



Foto: Emma Grann/plainpicture

Mitten in „Nightswimming“, jener filigranen, barocken Klavierballade des vielleicht besten, sicher aber erfolgreichsten R.E.M.-Albums „Automatic For The People“, singt Michael Stipe, wie nur er es kann: „September’s coming soon.“ Der bis dahin eher leichtfüßige Song bekommt plötzlich eine bittersüße Schwere – und eine überraschend konkrete Datierung im Kalender: Dieses Schwimmen, das – daran lässt der Song keinen Zweifel – nicht nur nachts, sondern auch nackt stattfindet, das wird bald nicht mehr möglich sein.

„August sipped away like a bottle of wine“ singt Taylor Swift in „August“ und es ist einigermaßen klar, dass dem Rausch ein Kater folgen wird: Ab dem 1. September rechnen Meteorolog\*innen ihre Beobachtungen in der Kategorie „Herbst“ ab, genau drei Wochen später – und damit kurz nach dem Jahrestag eines offenbar legendären 21. Septembers, an den Earth, Wind & Fire in ihrem Über-Hit „September“ erinnern – ist Tag-und-Nacht-Gleiche und damit auch astronomisch Herbst.

Der Klimawandel beschert uns schon seit längerem Spätsommer oder Frühherbste, jedenfalls zumeist ganze September, wenn nicht gar noch Okto-

ber, die noch mal in voller Kraft strahlen und so den Abschied mildern. Aber noch immer wohnt jedem Ende des Sommers ein Zauber inne.

Jetzt beginnt die Goldene Stunde eines Jahres: Kurz bevor es dunkel wird, leuchtet alles noch einmal ganz besonders. Lass uns *jetzt* ein Foto machen, damit wir hinterher auf Instagram beweisen können, dabeigewesen zu sein! Die Sonne wird untergehen, aber sie sagt uns noch einmal: „Keine Angst, ich werde wiederkommen.“ Ob eine Umdrehung um die eigene Achse oder eine ganze Runde um die Sonne: Alles wird immer weitergehen – aber eben erst mal nicht so, wie es jetzt gerade ist.

Melancholie als Installation im öffentlichen Raum.

Taylor Swifts Song erzählt auch von der großen einseitigen Sommerliebe unter Teenagern, die letztlich die Ferienzeit nicht übersteht. Der August ist – zumindest in weiten Teilen der USA und den relevanten Bundesländern – der Monat, in dem die Schule wieder beginnt; bei allem Frust (Ferienende! Schulbeginn!) immer auch soziale Verheißung: ein Wiedersehen mit Freund\*innen, neue Gesichter, neue Dynamiken und irgendwann, wenn man in das Alter kommt, auch die ersten gemeinsamen Abende in Parks, an See- oder Flussufern und in Clubs.

Man vergisst es im Erwachsenenalter durch so traurige Konstrukte wie Veranlagungszeiträume, Jahresrückblicke (im November!) und den Stichtag, zu dem man die Kfz-Versicherung wechseln muss, aber: Bis Mitte zwanzig beginnt das Jahr im Spätsommer und endet im Frühsommer. Auch die Staffeln traditioneller Fernsehserien laufen dann. Und die Fußball-Bundesliga eh.

Die „Summer Skin“ (Death Cab For Cutie) pellt sich ab, der Rest der Haut verschwindet unter langen Hosen und Pullovern. „The last day of summer never felt so cold“ singen The Cure. Und die müssen es wissen. **Lukas Heinser**



die kinderfrage

Wie haben Forscher herausgefunden, dass das Universum unendlich groß ist?

Wir wollen von Kindern wissen, welche Fragen sie beschäftigen. Jede Woche beantworten wir eine. Diese Frage kommt von Anouk, 10 Jahre alt.

Bei Fragen, die unser Sonnensystem und das Universum betreffen, habe ich mich früher, als ich so alt war wie du, Anouk, immer an meinen Papa gewandt. Und manchmal tue ich das auch heute noch. Denn als Hobby-Astronom hat er immer auf die unmöglichsten und komplexesten Fragen rund ums Weltall eine Antwort. Als ich ihm deine Frage stellte, musste er aber doch erst mal schlucken. „Da hast du dir aber eine schwere Frage ausgesucht“, sagte er. Trotzdem wollte er gerne helfen, deine Frage zu beantworten.

Es ist so, sagt er: Beim nächtlichen Blick durch das Teleskop haben Forscher irgendwann entdeckt, dass es um unser Sonnensystem und unsere Milchstraße herum noch viele weitere Milchstraßen gibt – auch Galaxien genannt. Vor knapp hundert Jahren, genauer gesagt im Jahr 1929, beobachtete der amerikanische Astronom Edwin Hubble schließlich: Alle Objekte im Weltall scheinen sich immer weiter von uns weg zu bewegen. Und das immer schneller, je weiter sie von uns entfernt sind, und in jede Richtung, in die du guckst. So, wie wenn du Punkte auf einen Luftballon malst und den dann aufbläst. Dieser Effekt, den Hubble durch bestimmte Eigenschaften im Licht erkennen konnte, wurde später nach ihm benannt.

Diese Entdeckung bedeutet aber auch, dass alles, was sich im Weltall befindet, irgendwo hergekommen sein muss, von wo aus es weggeschleudert wurde. Und so entstand die Urknall-Theorie. Mit dieser enormen Explosion vor 13,8 Milliarden Jahren muss alles entstanden sein – so die Theorie. Davor und außerhalb des sich immer weiter ausdehnenden Weltalls wäre demnach nichts. Und weil wir bis jetzt nur dieses eine kennen und man es sich sonst nicht anders erklären kann, entstand die weitere Theorie, dass das Universum unendlich ist.

So weit die Antwort von meinem Papa. Aber ich habe natürlich auch noch mal eine richtige Expertin gefragt. Die stellvertretende Vorsitzende der Stiftung Planetarium Berlin, Monika Staesche, bestätigte mir: „Wir wissen nicht, wie groß das Universum ist – aber es ist unvorstellbar groß und dehnt sich immer weiter aus.“ Doch dass das Weltall wirklich unendlich groß ist, ist bislang noch nicht bewiesen. Es ist nur eine Theorie – also eine Idee von vielen. Genauso gibt es zum Beispiel auch die Theorie, dass neben unserem noch ganz viele Universen in einem „Multiversum“ existieren – aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Tabea Kirchner

Hast du auch eine Frage? Dann schreib sie uns an kinderfragen@ taz.de

das ding der woche

Was ist das?

Ein sogenannter Bucket-Hat der Marke „Kangol“. Man könnte zu der Kopfbedeckung auch Fischer- oder Campinghut sagen, das klingt dann aber nicht so cool.

Ist das denn cool?

Nun ja. Einerseits gibt es keinen Menschen, dem so ein Hut steht. Andererseits sah man Liam Gallagher in den 90er Jahren selten ohne. Und nach der Ankündigung, dass Oasis 2025 wieder auf Tour gehen, wird sich der eine oder andere Mitfünfziger jetzt wieder so ein Ding besorgen, um sich noch einmal so jung und wild zu fühlen, wie er nie war.



Foto: Kangol

starke gefühle

# Wer dem Blühwiesentrend aufsitzt, ist ein Schmetterlingsmörder!

Hier entsteht ein Schmetterlingsparadies“ verkündet so manches bunt bemalte Holzschild und dann wird eine weitere brennesselüberwucherte Verkehrsinsel, ein efeuberanker Hinterhof, ein verwahrloster Vorgarten zu einer Blühfläche voller Sommerblumen. Schöner mag es aussehen, freuen kann ich mich darüber nicht, genauso wenig die Schmetterlinge.

Erschreckend wenige flattern über die stetig mehr werdenden Blühflächen. „Wann kommen denn nun die Schmetterlinge?“, werde ich deshalb oft gefragt. Artenvielfalt ist mein Beruf und das wissen die Leute. Innerlich seufze ich über die biologische Nichtbildung meiner Mitmenschen. Allerdings nur an schlechten Tagen. Artenvielfalt ist auch meine Mission. Also freue ich mich über die Frage. Wirklich. Und erkläre motiviert und rund um die Uhr, wie alles mit allem zusammenhängt:

Dass Schmetterlinge erst mal Raupen sind und dass bei Raupen keine Blüten auf der Speisekarte stehen. Sondern Grünzeug, vielfach in der Menschenwelt als „Unkraut“ verschrienes Grünzeug: Die gute alte Brennnessel. Oder: Disteln. Die sind nicht nur wichtig für Distelfalter, die diese Pflanze sogar im Namen tragen. Brombeeren wiederum ernähren Admirale, wilde Möhren Schwalbenschwänze, verschiedene Gräser sind ebenfalls beliebt. Um es abzukürzen: jedes Gewächs, vom Moos bis zum Farn, hat spezielle Raupen, die sich davon und manchmal auch von nichts anderem ernäh-

ren. Also vielleicht hätte die Raupe gerne genau das, was in der Gestrüppecke wuchs, bevor die zur hübschen Blühfläche wurde.

Richtig sauer werde ich, wenn der Blühwiesentrend gehyped wird von Menschen, die ihre biologische Bildung nicht aus Raupe Nimmersatt haben. Sondern deren Beruf „Garten“ ist. Die es also besser wissen müssten! Gartenmagazine zum Beispiel, die launig erklären, wie ein Schandfleck – Brennnessel, Efeu, Hinterhof, Sie wissen schon – ganz einfach in eine „schöne“ Blühfläche voller Mohn, Malven und Ringelblumen verwandelt wird.

*Richtig sauer werde ich, wenn der Blühflächentrend gehyped wird von Menschen, die es besser wissen müssten*

Dabei ist nicht nur das Säen von Blühwiesen ein Problem, sondern auch das Abmähen von verblühtem Grün. Denn Schmetterlinge sind nicht nur Raupen. Oder Falter. Sondern davor auch noch Eier. Und dazwischen als Puppen völlig bewegungsunfähig wochen- bis monatelang angepappt an all das verblühte Gestrüpp, zu dem eine Blühfläche im Spätsommer eben wird. Wird all das gemäht und gehäckselt, landet Raupe Nimmersatt auf dem Kompost, bevor sie sich in einen wunderschönen Schmetterling verwandeln konnte.

Auch hier spielen die Berufsgärtner:innen ein falsches Spiel: Da sind die „Gardenfluencer“, die vor laufendem Smartphone ihre „hässlich verblühte“ Blühfläche jäten und mit herbstlichen Stauden aus dem Gartenshoppingcenter wieder social-media-tauglich aufhübschen und dann auch noch Rabattcodes dafür verteilen. Oder Mitarbeitende des Grünflächenamts, die nach althergebrachtem Dienstplan mit mährescherähnlichen Geräten übers blühende Grün brettern.

Sauer machen mich auch Saatguthersteller, die ihre Angebotsmischungen voller Mohn und Ringelblumen – die mit einer echten wilden Blumenwiese so wenig zu tun haben wie ein Fruchtquetschie mit einer Handvoll frisch gepflückter Brombeeren – trotzdem als Schmetterlingswiese bewerben. Echte wilde Blumenwiesen sind voller Schmetterlinge, ja. Aber diese Schmetterlingswiesen sind optisch wenig opulent bestückt mit Blumenblüten, mehr mit unscheinbaren Kräutern und Gräsern, wie Klee, Giersch, Löwenzahn, Allerweltsarten, die Schmetterlingsraupen zum Fressen gern haben. Aber das ist ja „Unkraut“, dafür würde niemand Geld ausgeben.

Alles Öko-Psychopath\*innen mit der Handlungsprämisse: „Ordnung muss sein“ und „schön“ soll es aussehen. Außerdem, das haben wir schon immer so gemacht – und Geld verdienen muss man ja auch. Schmetterlinge sind denen egal.

So, und jetzt rege ich mich wieder ab. Ich bin nicht nur Ökologin, sondern auch Pazifistin, und keine Öko-Terroristin. Sigrid Tinz

der comic

MANCHE SACHEN IM LEBEN SIND AUTOMATISMEN, BEI DENEN WIR OFT VERGESSEN, OB WIR SIE WIRKLICH GEMACHT HABEN



MANCHMAL BEKOMME ICH RICHTIG ANGST...



DASS ICH VERGESSEN HABEN KÖNNTE, BEI FREUNDEN DIE TOILETTE ZU SPÜLEN



KONNICHIWAS GEHT?! NOZOMI HORIBE

In den vergangenen zwei Jahren haben sich zehn Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus Ländern der Schwarzmeerregion getroffen und sich über Literatur ausgetauscht. Wo gibt es Gemeinsamkeiten, wo Unterschiede? Und wie kann man Brücken schlagen in Zeiten russischer Aggression? Hier eine Auswahl der dabei entstandenen Texte



Anush Kocharyan am Sewansee in Armenien, dem Abschlussort des Literaturprojekts „Black Sea Lit“ Foto: Goethe Institut

# Sprung ins kalte Wasser

## Das Meer, ein runder Tisch

Von **Anush Kocharyan**

Ich war fünfzehn, als ich erfuhr, dass Fische wandern. Es gibt eine Saison, in der die Fische ihr Meer verlassen und dabei in andere Meere und Gewässer ziehen. Und ich war neunzehn, als ich außer Landes reiste und feststellte, dass meine Sprache am anderen Ufer unbekannt war.

Darin liegt eine Traurigkeit: Die Fische wissen, wie sie in ihre alten Gewässer zurückkehren können, aber die Menschen sind ständig in Bewegung, um Identität und Bestätigung zu finden, indem sie erzählen, wer sie sind und woher und warum sie gekommen sind, denn alle wollen ein sicheres und friedliches Leben, und das ist das Natürliche, das ist das Wichtige.

Heute, fünfzehn Jahre später und dem Projekt „Black Sea Lit – Geschichten vom Schwarzen Meer“ sei Dank, trennt uns das Meer nicht länger, sondern es vereint uns. Seit zwei Jahren ist das Meer ein runder Tisch, an dem wir sitzen: Armen Hayastantsi und ich aus Armenien, Halyna Kruk und Ostal Slyvynsky aus der Ukraine, Ina Vultchanova aus Bulgarien, Archil Kidodze und Ekaterina Kevanishvili aus Georgien, Lisa Weeda aus den Niederlanden (sie hat ukrainische Wurzeln), Bogdan Coşa und Lavinia Branîşte aus Rumänien.

Hier haben wir die Gelegenheit, einander kennenzulernen und festzustellen, dass wir aufgrund von Kriegen den gleichen Schmerz empfinden, dass sich in unserer Vergangenheit Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede entdecken lassen, dass wir alle unterschiedliche Erfahrungen gemacht und Schicksalsschläge durchlitten haben und deshalb unterschiedliche Vorstellungen und Narrative unter uns existieren.

Armenien ist die letzte Station des Projektes, der Abschlussort. Das Meer Armeniens ist der Sewansee, der einen

ins Staunen versetzt, weil er tatsächlich wie ein Meer aussieht. Deshalb nennen wir Armenier ihn auch das Gegham-Meer, eine große Wasserfläche inmitten des Gegham-Gebirges.

Das Meer, unser runder Tisch. Hier haben wir einander jene Wörter beigebracht, die uns bis dahin getrennt hatten, wir haben gelernt, was wem gefällt und vor allem, was ihm oder ihr nicht gefällt. Hier haben wir uns selbst davon überzeugen können, dass zumindest in unserem Kreis Pazifismus überwiegt, aber letztlich ist der Weg dorthin unbekannt oder zumindest hat er sich sehr gut vor uns versteckt.

An unserem runden Tisch haben wir die Erfahrung gemacht, dass unsere Texte die Kraft haben, das dreckige Wasser zu klären, aber zuerst mussten sie übersetzt werden. Wir haben versucht, einander zu übersetzen: am Morgen, am Abend, sogar in den heißen Mittagsstunden. Diesen Versuch haben wir in Rumänien, Georgien, Armenien und Schweden unternommen, und sogar beim Internationalen Literaturfestival Odessa, das in Bukarest stattfand.

Wir haben die übersetzten Fragmente Stück für Stück gelesen und aus unserer Geschichte heraus über unsere Geschichten gesprochen. Wir haben sogar versucht, mit unseren kleinen Beispielen über die großen Geschichten zu sprechen. Ist es uns gelungen? In unserem kleinen Kreis: ganz sicher.

Wir haben untereinander durch Sprache eine Verbindung hergestellt, die von einem Ufer zum anderen eine Brücke schlägt, wenn auch nur eine kleine. Ich kenne die Lieder aus Bogdans Land, er kennt die Melodien aus meinem. Ich sehe Halynas Schmerz und sie weiß, dass ich ihn verstehe. Ich mache Späße mit Archil und er kennt die Hintergründe der Witze.

Inmitten unserer Berge lese ich jetzt Archils Text auf Armenisch, dazu der Klang der Handvoll Wasser ...

Frieden bedeutet, dass wir einander verstehen und die Kluft zwischen uns verkleinern.

Es ist Abend. Wir sitzen im Kreis um eine kleine Grube und wollen ein Feuer machen. Diese uralte Form des Beisammenseins ist in ihrer Vollkommenheit unübertroffen. Wo es ein Feuer gibt, da versammeln sich Menschen. Hier ist Frieden möglich. Für die anderen Ufer muss diese Stimme und dort weiterleben.

Gibt es etwas Mächtigeres und Ergreifenderes, als an einem Ort um ein Feuer herum zu sitzen und zu erzählen?

Feuer in der Ukraine, Feuer vor unseren Füßen, Feuer auf Halynas Gesicht, die am Sewansee einen Sonnenbrand bekam – Feuer in unserem Inneren, damit unsere Texte herauskommen, von Küste zu Küste reisen und dort weiterleben.

In dieser kleinen Grube dieses große Feuer mit all seinen Bedeutungen vor unseren Augen, auf unseren Zungen. Hier ist Frieden möglich. Für die anderen Ufer muss diese Stimme zu hören sein, sie muss existieren.

Morgen schon, wenn unsere gemeinsame Zeit vorüber ist, werden wir an unsere Ufer zurückkehren und die Erfahrungen von zwei Jahren Austausch mitnehmen.

Vielleicht wird sich das Meer dadurch ein wenig beruhigen. Vielleicht versteht der zurückkehrende Fisch dann sein altes Gewässer besser. Und vielleicht beginnt das Wasser dann wieder, etwas schönere Geschichten von seinen Ufern zu erzählen.

Wasser, dieses wunderbare Element, das nicht weiß, was es bedeutet, Eigentum zu sein.

Aus dem Armenischen übersetzt von Anahit Avagyan und Wiebke Zollmann.



### Das Projekt

Das Schwarze Meer markiert seit jeher einen kulturell reichen und zugleich bitter umkämpften Raum zwischen Ost und West. Was aber verbindet die Menschen über Ländergrenzen hinweg, vor allem nach Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine? Wie können sie weiter mutig ihre Stimme erheben, wenn auch das eigene Land Besatzererfahrungen gemacht hat oder eine Invasion fürchtet? Und wie erreichen sie mit ihren unterschiedlichen Perspektiven die Welt?

Auf diese Fragen sucht das transkulturelle Literaturprojekt „Geschichten

vom Schwarzen Meer – Black Sea Lit“ Antworten. Dafür bringt das Goethe-Institut 2023 und 2024 zehn Autor\*innen aus Armenien, Bulgarien, Georgien, Rumänien und der Ukraine an verschiedenen Orten zusammen, um gemeinsam ins Gespräch zu kommen. Zuletzt trafen sich die Autor\*innen im Juni zu einer einwöchigen Residenz am Sewansee in Armenien, in deren Rahmen auch diese Texte entstanden sind. Als Kuratorinnen begleiten das Projekt die deutsch-georgische Schriftstellerin Nino Haratischwili (2023) und die deutsch-armenische Schriftstellerin Laura Cwiertnia (2024).

# Sonne, Salzwasser und soziale Klasse

Von Bogdan Coşa

Heutzutage klingt das absurd oder zumindest schwer vorstellbar, aber in meiner Jugend habe ich ernsthaft geglaubt, Leute wie wir könnten das Meer nur im Fernsehen erleben. Dass dort nur reiche Leute hindürften: Ärzte, Anwälte, Fußballprofis, Menschen, die es geschafft hatten im Leben.

Noch heute höre ich meinen Vater eher schicksalsergeben als verbittert sagen: „Wer sind wir denn, ans Meer zu fahren? Ein Bauarbeiter und eine Verkäuferin. Arme Schlucker!“

Damit bin ich sicher nicht allein: Ich kannte als Kind zumindest in unserem Viertel niemanden, der je ans Meer gefahren wäre.

Sicher bekamen viele rumänische Kinder, die Söhne und Töchter von Proletariern, Ähnliches zu hören,

wenn sie – in einem Augenblick der Träumerei oder des furchtlosen Überschwangs, kurz nach Anfang der Ferien, wenn der Sommer unendlich und voller Möglichkeiten schien – ihre Eltern fragten, ob sie nicht auch mal mit ihnen ans Meer fahren könnten; endlich, denn sonst war für sie ein Sommer wie der andere, den ganzen Tag lang spielen vor sozialistischen Plattenbauten, herumklettern auf den dicken Rohren, durch die im Winter der Wärmeträger strömte, um dann abends – voller Staub und Glaswolle und Rost – auf dem Teppich zwischen Elternbeinen zu lümmeln, während im Hintergrund ewig der Fernseher lief. Im Juni aß man Kirschen, verfolgte die Berichte über Badeurlauber, die verbrannt von der Sonne ins Krankenhaus mussten, und schloss daraus, dass die Betroffenen dort sowieso nichts verloren gehabt hatten,

dass die Sonne sie aufgespürt und dafür bestraft hatte, dass sie sich als etwas anderes ausgaben als das, was sie in Wahrheit waren: *arme Schlucker*. Im Juli knackte man Aprikosenkerne und entzündete sich einstimmig mit den großen Brüdern, wenn man hörte, was am Strand ein Eis kostet – und wenn man sah, wie fix und fertig die am Meer Gelfilmten wirkten, lang hingestreckt auf Handtüchern und unter Sonnenschirmen schwitzend wie Wächter auf einem Melonenacker, es schauderte einen bei der Vorstellung, wie viel man schuften musste, um sich dort auch nur eine winzige Kugel zu leisten. (Kein Wunder, dass diese Leute gar nicht mal unbedingt glücklicher wirkten als die zu Hause gebliebenen Faulenzer.) Im August, das Gesicht halb in Wassermelone vergraben, wurde man ein wenig rot neben seiner Schwester, wenn man

im Fernsehen die Frauen sah, die halbnackt, ja manchmal sogar oben ohne, im Sonnenaufgang am Strand herumhüpften, als hätte das Meer sie mit einem bösen Zauber verhext. Dann, im September, kamen sie wieder zur Besinnung, und Jahr für Jahr wurden dieselben Rentner an demselben verlassenen Strand interviewt, im Sonnenuntergang, bei pfeifendem Wind; alte Leute, die das ganze Jahr lang darauf sparten, sich die entzündeten Zehen in den schmutzigen, von Quallen und Algen verseuchten Wellen zu kühlen, doch vor allem, um sich daran zu erinnern, dass sie auch mal jung gewesen waren. Manche waren Ärzte gewesen, andere Anwälte – Menschen, die es im Leben geschafft hatten eben.

Ja, weil in den wilden Neunzigerjahren – für mich eine Zeit voll trister Erinnerungen –, nun einmal alles eine

Frage des Status war, war auch das Meer eine Frage des Status, so hatte ich es zumindest verstanden, so war es von Vater zu Sohn übermittelt worden, weshalb ich es bis ins Alter von neunzehn Jahren für bare Münze nahm. Erst dann, mit 19, an dem Tag, als ich meinen ersten Lohn kassierte, fasste ich den Mut, meinem Vater zu sagen, ich sei bereit, die 400 Kilometer Straße anzupacken, die zwischen unserer Kleinstadt und dem Schwarzen Meer lagen. Trotz seines Einspruchs – offiziell weil ich nicht schwimmen konnte, inoffiziell weil keiner aus unserer Sippe so etwas je getan hatte – brach ich also auf. Es war eine Initiationsreise, und die ließ sich nicht mehr aufschieben. Ich musste um jeden Preis ans Meer, das war mir so klar wie nie zuvor – allerdings nicht unbedingt, wie man meinen könnte, um es endlich zu sehen, und auch nicht um überteuertes Eis zu schlecken oder bei Sonnenaufgang wie verhext am Strand zu tanzen, sondern

Im Juni aß man Kirschen, verfolgte die Berichte über Badeurlauber, die verbrannt von der Sonne ins Krankenhaus mussten, und schloss daraus, dass die Betroffenen dort sowieso nichts verloren gehabt hatten

vor allem, um mich zu vergewissern, dass auch ich es schaffen würde im Leben, dass ich einen Studienplatz in Medizin bekäme oder in Jura. Dass ich kein armer Schlucker bleiben würde.

Wenn ich heute zusehe, wie meine Tochter im Sand tollt und danach ohne jeden Hauch von Verlegenheit mit schmutzigen Füßen auf ihre Strandliege steigt, wie sie durch ihre Sonnenbrille mit den kätzchenförmigen Gläsern aufs Meer hinausschaut, ohne dabei auch nur ein einziges Mal daran zu denken, dass mindestens die Hälfte der Kinder in ihrem eigenen Land dieses Meer niemals sehen werden, obwohl es vielleicht nur einen Steinwurf von ihrem Zuhause liegt, überkommt mich dumpfe, konfuse Traurigkeit, und ich schwanke den ganzen restlichen Tag hin und her zwischen elender Schwermut und der rohen, heftigen Freude – die ich verbergen muss, für mich behalten, weil sie so eigennützig ist –, dass ich es geschafft habe. Dass das Meer für sie, für meine Tochter, das Natürlichste von der Welt ist und bleiben wird. Dass sie nie im Leben Strandurlaub an Pfützen spielen muss.

Aus dem Rumänischen übersetzt von Jan Schönherr.



Eine Badeszene am Strand von Sochumi in Abchasien, 2013  
Foto: Julien Pebrel/MYOP/laif

## In Francies Reich

Von Ina Vultchanova

Das erste, was ich sah, als wir aus dem Auto stiegen, waren die Möwen. Unmengen von Möwen, die in einem puren Entzücken am Himmel schwebten, als hätten sie einen ganzen Fischschwarm entdeckt. Sie schwebten eigentlich um den Rauch aus dem Schornstein des Fischrestaurants, das an der Autobahn zwischen den Bussen lag.

Der See war von der Straße aus zu sehen, unten zwischen zwei Blechhütten – ein kleines Stück Wasser, eine kleine Bucht mit zwei Sonnenschirmen und einem Jetski. Das Ufer sah schäbig aus und das Wasser schmutzig. Und dann schaute ich nicht nach unten, sondern nach oben und sah den Sewansee – riesig, magisch, milchig grün, von allen

Seiten von grauen kahlen Gipfeln und weißen Wolken umgeben. Ich nannte ihn: Francies See.

Denn ich erinnere mich an diesen See, auch wenn ich ihn jetzt zum ersten Mal sehe.

Ich denke an eine Begegnung mit Francie. In meiner Erinnerung sind Hitze, Wellen, die gegen das Ufer schlagen, und Sand, der überall am Körper klebt. Wir stehen nebeneinander am FKK-Strand von Sozopol an der bulgarischen Küste. Da sind nasse Haare und verbrannte Haut, da sind Freunde, die am Strand Bier trinken, und Francie, die ein langes weißes Kleid und einen Strohhut mit einer Schleife trägt.

Francie kleidete sich immer wie eine Dame und ging sogar auf der

Straße mit einem kleinen Sonnenschirm, damit ihr Gesicht nicht braun wurde. Francie war weiß und mollig und sah aus wie die Mutter der ganzen spindeldürren Bande in verblichenen Shorts und abgewetzten T-Shirts, die am Strand herumlungerte. Außerdem war Francie eine Schriftstellerin, das hat sie uns selbst gesagt.

Ich glaubte ihr nicht so recht, denn ich war Studentin und kannte die Namen der meisten Schriftsteller, und von einer solchen Autorin hatte ich noch nie gehört. Aber Francie behauptete, sie habe bereits zwei Romane geschrieben und schreibe jetzt an einem dritten, über den Sewansee, einen See, der im Himmel liegt. Sie erzählte uns von dem See und von den Armeniern,

wie sie auf der Flucht waren und wie ihr Volk nach Bulgarien kam. Sie sagte, sie würde eines Tages sehr reich werden und ein Haus am Schwarzen Meer bauen. Sie wollte es genau hier bauen, am Strand von Sozopol.

Niemand konnte genau sagen, wann Francie scherzte und wann nicht, denn manchmal war sie furchtbar ernst und manchmal benahm sie sich wie ein neckisches Kind. Sie rannte ohne Kleidung am Strand entlang und rief „Guckt mal, eine nackte Schriftstellerin, guckt mal, eine nackte Schriftstellerin!“

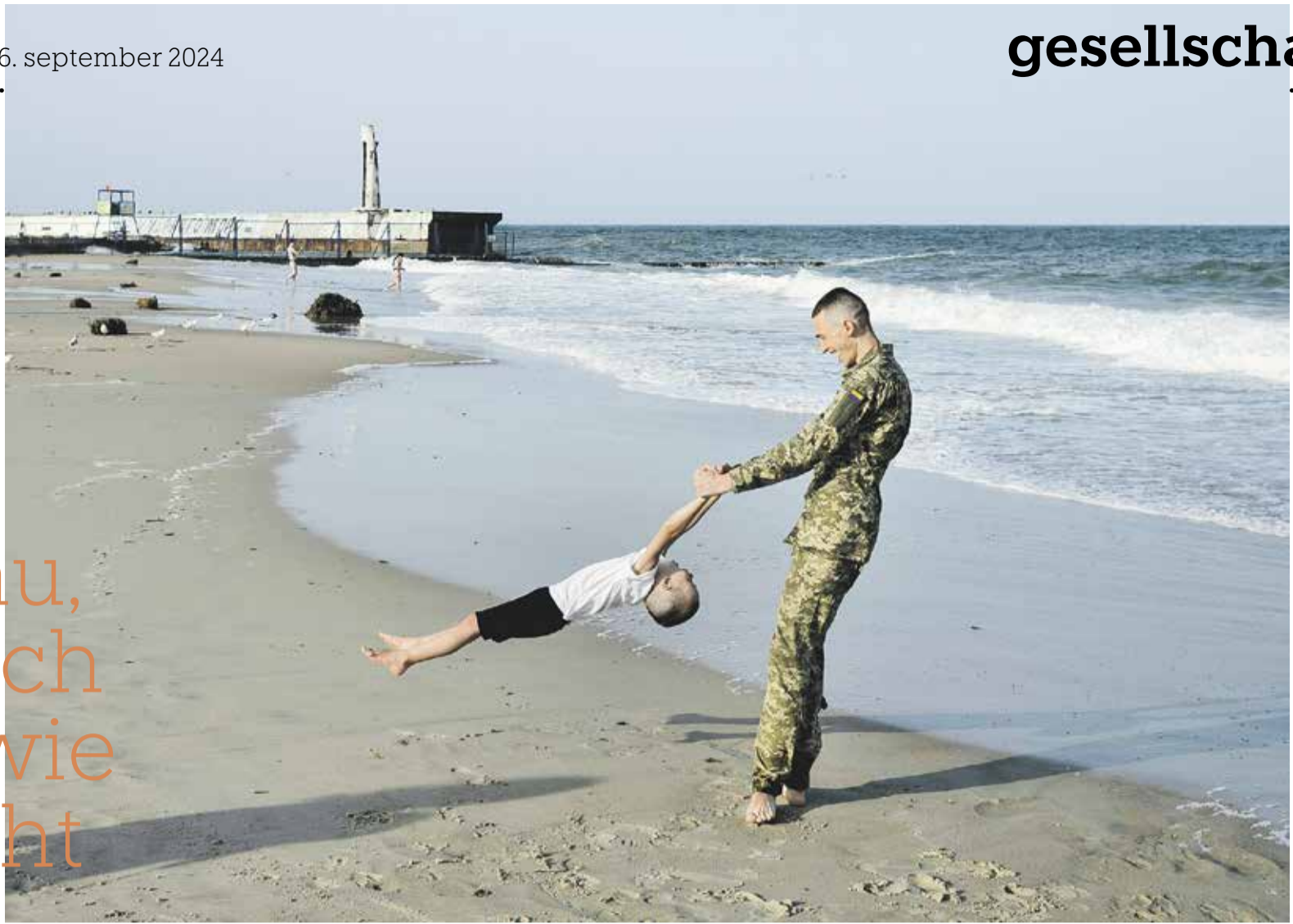
Francie ist die erste armenische Schriftstellerin, die ich kenne. Ich bin sicher, dass sie eine Schriftstellerin war, obwohl sie keine Romane veröf-

fentlicht hat und ich nie ihren richtigen Namen erfahren habe. Francie kam im nächsten Sommer nicht mehr nach Sozopol und wir erfuhren, dass sie im Winter davor gestorben war. Aber von da an nannten wir den Ort, an dem wir am Strand immer wieder zusammengesessen hatten, Francies Haus, wenn auch ihr Haus schon irgendwo im Himmel war.

Und jetzt bin ich hierher gekommen, um ihren himmlischen See zu sehen.

Er ist so schön, wie sie ihn beschrieben hat, obwohl ich nicht glaube, dass sie ihn je gesehen hat.

Aus dem Bulgarischen übersetzt von Gergana Fyrkova.



Ein ukrainischer Soldat spielt mit seinem Sohn am Strand von Odessa, Juli 2023  
Foto: Emile Ducek/ NYT/ Redux/laif

# Azurblau, aber auch finster wie die Nacht

Von Eka Kevanishvili

Wenn man in den Bergen geboren und aufgewachsen ist, wird einem das Meer, die Erholung am Meer immer wieder zum Wunschtraum. Vielleicht bin ich aber in so einer Zeit oder so einer Familie aufgewachsen, wo in den Ferien nicht wir irgendwohin verreist, sondern immer nur die anderen zu uns gekommen sind – mein Vater meinte dazu, es gebe doch keinen besseren Ort zur Erholung!

Keinen besseren Ort als in Radschader westlichen Gebirgsregion von Georgien.

Also blieben wir zu Hause. Dort gab es immer viele Gäste und viel zu tun, dort gab es Berge und Wälder, eiskalte Flüsse und die Freundschaften mit den „Tbilisser Kindern“ – für uns die wichtigste Abwechslung. Diese Kinder verbrachten ihre Ferien zuerst am Meer und anschließend bei uns im Dorf oder umgekehrt, erst in den Bergen und dann am Meer. Ich aber blieb immer am gleichen Ort und dachte, das müsste so sein. Sogar, dass dies der beste Ort zur Erholung war.

Ich wusste aber auch, dass es irgendwo in einer anderen Ecke unseres Landes das Meer gibt – das Schwarze Meer und in meiner Einbildung war es so schwarz wie die finstere Nacht.

So war das, bis ich das Meer eines Tages mit eigenen Augen erblickte.

Von meiner Begegnung mit dem Schwarze Meer kommen mir drei Episoden in den Sinn, die mir alle erzählungswürdig scheinen.

Die erste Begegnung war in Abchasien – am Strand von Sochumi.

Ich erinnere mich, wie wir aus Tbilissi mit dem Zug hingefahren sind und sehr lange unterwegs waren. Das war ein Nachtzug und am frühen Morgen weckte mich die Stimme meiner Mutter. Ich sprang sofort zum Fenster und dieses Bild blieb so in meinem Gedächtnis haften – der Zug fährt auf einer Anhöhe entlang der Küste und unten schimmern das azurblaue Meer und das goldene Ufer. Mein Cousin, so alt wie ich, zeigt auf eine Bude am Strand und schreit: Da ist Opas Schießbude, da ist Opas Schießbude! Später waren wir öfter in der Schießbude zum Zielscheiben schießen und Plüschtiere gewinnen. Bis dahin schaute ich aber wie gebannt aufs Meer, das gar nicht schwarz und damals noch unger war.

Ich wusste bereits, dass sich meine Eltern, ein Jahr vor meiner Geburt eben dort kennengelernt hatten und habe nun, nach Jahren, immer wieder das Gefühl, damals dort hingekommen zu sein, wo mein Ich „begonnen hat“.

Nach diesen Sommerferien, die ich das einzige Mal am Meer verbrachte, bin ich nie wieder in Sochumi gewesen. Einige Jahre später brach der Krieg aus und wir verloren Abchasien – heutzutage ist dieses Stück Land von Russland besetzt und es leben dort keine Georgier mehr.

Das zweite Mal musste ich eben in den Tagen des Kriegsausbruchs an das Schwarze Meer denken. Im Dorf erzählte man sich, das Kriegsecho halle durch die Berge bis zu uns hoch und diese Stimmen seien auf dem höchsten Berg sehr deutlich zu hören. Ich weiß nicht mehr, in wie vielen Nächten ich damals in die Dunkelheit hin-

nein gelauscht habe, um dieses Geräusch zu vernehmen. Das war eine Illusion, aber wenn ich an den Krieg in Abchasien denke, taucht in meiner Vorstellung immer das Ufer auf, an dem wir damals unsere Sandburgen gebaut haben.

Danach verstrichen mehrere Jahre und mit achtzehn begegnete ich dem Schwarzen Meer erneut, nur in einer anderen Stadt, an einem anderen Ufer in Batumi. Das Schwarze Meer verwandelte sich zu einem Kurort, wo ich nun jeden Sommer wenigstens ein paar

## Die Ukraine und Georgien haben einen gemeinsamen Feind – Russland, das heutzutage auch noch unser Meer an sich gerissen hat

Tage verbringe – das Meer wurde zu etwas Banalem, das seitdem weder in meinen Gedichten, noch in meinen Erzählungen auftaucht ist. Und so verblieben wir – ich für mich und das Meer für sich.

Nun vergingen erneut viele Jahre und ich treffe im Rahmen des „Black Sea Lit“-Projekts mit fremden Menschen zusammen. Die einen kommen aus Bulgarien, die anderen aus der Ukraine oder Rumänien – das Meer verbindet uns alle mit seinen so unterschiedlichen Küsten und es trennt uns auch wiederum. Es sind auch Kolleginnen und Kollegen aus Armenien

dabei – wir schmunzeln ein wenig: Aber ihr seid doch gar nicht am Schwarzen Meer? Darüber lächeln wir zwar, aber fühlen uns dennoch einem Raum zugehörig und kommen beim Kennenlernen so langsam ins Gespräch.

So ein sonderbares Treffen – wir sollen miteinander reden, vor allem über Literatur, über unsere Kontakte, wir sollen Berührungspunkte und Wege finden, die uns verbinden. In diesem Kontext geht es aber auch um das Schwarze Meer, darum wie es uns trennt und verbindet.

Was haben wir denn bisher voneinander gewusst? Ich glaube gar nicht mal so viel – Wie ist Das bei euch? Und war Das und Jenes bei euch auch so oder so? Also bei uns ist Das so... Genau an diese Sätze kann ich mich aus den ersten Tagen unserer Begegnung entsinnen. Wir haben wohl alle das erste Mal darüber nachgedacht.

Das ist ein echt interkultureller Dialog, zuerst das gegenseitige Kennenlernen, danach das Finden gemeinsamer und unterschiedlicher Merkmale und zuletzt das Schließen von Freundschaften. In diesen Tagen hat wohl keiner von uns etwas zu Papier gebracht, sondern nur miteinander geredet und da begriff ich, wie sehr uns dieses Miteinander fehlt – das unmittelbare Miteinander, ohne besondere Vorschriften und Aufgaben – wenn man sich einfach nur befreundet. Das Gefühl, dass diese Menschen, egal wie lange wir uns nicht mehr treffen sollten, für immer „die Meinigen“ bleiben, werde ich wohl für immer in mir tragen...

In diesen Tagen der Annäherung an das Schwarze Meer kommen uns noch

ganz andere Gedanken – die Georgier und Ukrainer hatten ähnliche Empfindungen – das Meer wird eher als Bedrohung, als ein Synonym von nahender Gefahr gesehen; selbstverständlich hat das seine Gründe. Beide haben einen gemeinsamen Feind – ein riesengroßes Land, Russland, das heutzutage auch noch unser Meer an sich gerissen hat und genau wegen diesem Meer unsere beiden Länder durch Kriege führt. In der Ukraine ist der Krieg immer noch nicht zu Ende – in Georgien ist dieses Gebiet immer noch besetzt.

Unser Treffen, jawohl, ich würde das „Black Sea Lit“ als ein Treffen bezeichnen, gibt uns nochmals zu bedenken, wie nötig es ist, miteinander mittels der Bücher zu kommunizieren. Aber hier stoßen wir an unsere Grenzen – die Übersetzungen. Es gibt nur sehr wenig gegenseitige Übersetzungen in unseren Sprachen. Deshalb erzählen wir uns nur die Inhalte, das worüber wir schreiben. Dabei ist das eine der dümmsten Fragen, die man einem Autor gewöhnlich stellt – wovon handelt Ihr Buch?

Die englischen Übersetzungen haben uns ein wenig ausgeholfen, denen, die darüber verfügen. Ansonsten beäugten wir die Buchcover von einander und erzählten, erzählten und erzählten, wovon unsere Bücher handeln.

So war das. Wir vernahmen gegenseitig unsere Stimmen und aus irgend einem Grund glaube ich, dass wir uns nun aufeinander verlassen können.

Aus dem Georgischen übersetzt von Natia Mikeladse-Bachsoliiani.

LE MONDE *diplomatique*

## Alles digital? diplomatique!

Lesen Sie die **digitale Ausgabe** von Le Monde diplomatique in der App, im Browser oder als ePaper. Und hören Sie alle Texte aus der großen Monatszeitung für internationale Politik als MP3.

Hier bestellen:  
monde-diplomatique.de/zeitungsabo

4,50 Euro  
für 3 Monate





**Jörn Kabisch**  
**Der Wirt**

## In Franken beginnt jetzt die Karpfenzeit

Der Benzintank eines Kleinwagens fasst im Durchschnitt etwa 35 Liter. Können Sie sich vorstellen, diese Menge an Frittieröl in eine große Edelstahlwanne zu gießen und es anschließend zu erhitzen? Nein? Das beruhigt mich. Zwar kann ich mir mittlerweile einiges vorstellen, von dem ich vor meiner Zeit als Wirt niemals zu träumen gewagt hätte, etwa, einen kapitalen Hirschen zu zerteilen. Aber die Megafritteuse zu reaktivieren, die ich in unserer Gasthausküche vorgefunden habe? Das ist jenseits jeder Diskussion.

Der Monsterapparat wurde einst für zwei Spezialitäten gebraucht. Die eine gab es nur in unserem Gasthaus: frittiertes Hähnchen, hier gern „Gögerla“ genannt, mit Kartoffelsalat. Die andere ist gebackener Karpfen. Der Fisch wird dafür entlang des Rückgrats gespalten, paniert, in Fett ausgebacken und thront dann auf einem Haufen Kartoffelsalat in einer Form, die an eine goldgelbe Frisbee erinnert. Ich beschreibe das nur so detailliert, damit man eine Vorstellung von den Ausmaßen der Fritteuse bekommt. In sie passen zwei Frisbees nebeneinander.

Jetzt im September beginnt wieder die Karpfenzeit. Es ist wie bei der Auster, es gibt ihn in allen Monaten mit „R“, also bis April. Doch während die Muschel weltweit geschätzt wird, hat der Fisch in erster Linie dort Liebhaber, wo er auch gezüchtet wird. In Franken ist das seit über tausend Jahren der Fall. Was dazu führt, dass Wirte den Fisch zu Saisonbeginn erst gar nicht auf die Karte schreiben. Sie können sich sicher sein, dass die Gäste ohnehin nach „Kärpfla“ fragen.

Von außerhalb betrachtet ist Karpfen für viele das Pendant zu schwedischem „Surströmming“ – milchsauer vergorenem Hering – also völlig ungenießbar. Wenn es bei uns im Gasthaus Karpfen gibt, hat ungefähr jeder Nichtfranke am Tisch eine Igitt-Geschichte parat. Was aber weniger über den Fisch sagt als über die einst miserable deutsche Küchenkultur. Das gilt auch für mich. Ich musste, um auf den Karpfen zu kommen, nach China reisen.

Auch wenn Karpfen von Greenpeace & Co regelmäßig als fast einzige Fischart genannt wird, die man ohne schlechtes Gewissen wegen Überfischung verzehren kann, halten sich die Vorurteile eisern: fett sei er, voller Gräten, ein Geschmack wie Moor und Schlamm. Am ersten Ressentiment ist nichts dran, um die anderen richtigzustellen, braucht es nur eine anständige Zubereitung, was – meiner bescheidenen Meinung nach – auch bedeutet, den Karpfen nicht nur als gebackenen Frisbee auf den Tisch zu stellen. Das Köstlichste daran, da sind sich viele Franken einig, ist die knusprig ausgebackene Schwanzflosse. Ich habe die Monsterfritteuse eingemottet. Karpfen gibt es bei uns als Filet, heiß aus dem Buchenrauch.

Für seine „Challenge 120“ muss Jonas Deichmann an 120 Tagen 456 Kilometer durch den Rothsee schwimmen. Hier ist er an Tag 21 zu sehen  
Fotos: Anna Szilagyí/EPA



## Immer heiter, immer weiter

Jonas Deichmann will einen neuen Rekord aufstellen: in 120 Tagen 120 Triathlon-Langdistanzen absolvieren. Er steht kurz vorm Ziel. Warum tut er sich das an?

Aus Roth  
**Yannik Achternbosch**

Seit Anfang Mai kommt Jonas Deichmann am Friedhof im mittelfränkischen Greding vermutlich deutlich häufiger vorbei als die meisten Menschen, deren Freund:innen oder Verwandte dort begraben liegen: Täglich absolviert er zweimal die etwa 90 Kilometer lange Radrunde der Challenge Roth, dem weltgrößten Triathlon-Rennen, also Schwimmen, Radfahren und Marathonlaufen um die Wette. Am Renntag selbst stehen an der Rennstrecke Tausende Zuschauer:innen und feuern Profis wie Amateur:innen an, aus Lautsprechern schallt Musik, auf einer Bühne liest ein Moderator die Namen der Vorbeifahrenden vor.

Heute, an einem Tag im Juli, stehen eher zufällig drei Frauen vor der Gredinger Martinskirche, nahe des Friedhofes. Auf die Kleinstadt scheint die Mittagssonne, als Deichmann und 20 Radfahrer:innen hinter ihm durch den idyllischen Ort mit Fachwerkhäusern fahren. Die Szene hat Potenzial für einen Werbespot, so geht Radtourismus in Franken. Von dem Tross an Radfahrer:innen scheinen die drei Frauen nicht irritiert zu sein, sie haben wohl mit ihm gerechnet. „Auf geht's, Jonas“, ruft eine von ihnen. Im Landkreis ist Deichmann bekannt wie ein bunter Hund. Sieht man ihn auf seinem Triathlonfahrrad, muss man hinzufügen: ein ziemlich aerodynamischer bunter Hund.

Deichmann, 37 Jahre alt, hat sich die Bekanntheit mit einem verrückten Projekt verdient. Er will in 120 Tagen 120 Triathlon-Langdistanzen absolvieren. Eine solche Langdistanz, nach einem großen Veranstalter auch Ironman genannt, das sind 3,8 Kilometer Schwimmen, 180 Kilometer Radfahren und 42,2 Kilo-

meter Laufen. Deichmann will also in vier Monaten 456 Kilometer Radfahren und 5.064 Kilometer Joggen. Für ambitionierte Hobby-Sportler:innen sind das vielleicht die Distanzen eines Jahres, nicht aber von vier Monaten.

Er will mit diesem Projekt einen neuen Weltrekord aufstellen, für die meisten Langdistanz-Triathlons in Folge. Zuvor lag der Weltrekord bei 105 Tagen in Folge, bei Erscheinen dieses Artikels tritt Deichmann zum 115. Mal an. Ihm fehlen damit noch fünf Tage bis zum Ende sei-

„Plötzlich ist man dann zwei Kilometer von der Küste entfernt im offenen Meer und es wird dunkel“

**Jonas Deichmann,**  
Extremsportler

nes Projekts, der „Challenge 120“. „Wenn der Irre schon hier unterwegs ist, wollte ich auch mal vorbeischauchen“, sagt ein Radfahrer aus der Gruppe schmunzelnd. Er ist extra aus Österreich angereist, um Deichmann ein paar Tage beim Radfahren oder Laufen zu begleiten.

Aber wie interviewt man überhaupt einen Sportler, der fast zwei Drittel des Tages unterwegs ist und den Rest der Zeit isst oder schläft? Auf unsere Anfrage für ein Gespräch erhalten wir schnell eine Antwort von seinem Vater, Sammy Deichmann, der für seinen Sohn auch eine Art Manager ist. „Derzeit gibt es nur eine Möglichkeit, Jonas zu interviewen: Während des täglichen Marathons. Sie können mit dem Rad nebenher fahren und Ihre Fragen stellen.“ Für mich ist dieser Tag in Mittelfranken also nicht nur gedanklich, sondern auch sportlich etwas her-

ausfordernd. Mit dem Rennrad reihe ich mich mittags in den Tross hinter Deichmann ein. Die zweite Radrunde beginnt, vor uns liegen etwa 90 Kilometer Radfahrt. Am Abend folgt dann der Marathon, ich absolviere ihn im Gegensatz zu Deichmann glücklicherweise auf dem Fahrrad. Radfahren, Fragen, Nachfragen, Luft holen, und wieder von vorne. So führe ich das Interview und bin froh, als das Ziel abends in Sicht kommt. Mein Fahrradcomputer zeigt über 130 gefahrene Kilometer an, mein Handy etwas mehr als eine Stunde aufgezeichnetes Gespräch mit Deichmann.

Um annähernd zu verstehen, wieso Deichmann sein Projekt in Roth durchführt, muss man den Ort einmal am Renntag der Challenge Roth erlebt haben. Seit 40 Jahren findet in Roth an einem Tag im Sommer ein Langdistanzrennen statt. Inzwischen starten bis zu 3.500 Athlet:innen. Die Startplätze sind innerhalb von Minuten ausverkauft, 2023 kamen die Teilnehmer:innen aus rund 90 Ländern. Außergewöhnlich wird das Rennen in Roth aber vor allem durch die Zuschauer:innen, mehr als 300.000 kommen jedes Jahr an die Strecke, mit dabei auch viele Menschen aus dem Landkreis. Die Veranstalter legen trotz des internationalen Erfolgs großen Wert auf die regionale Verwurzelung, es gibt etwa ein Extrakontingent an Startplätzen für Menschen aus dem Landkreis. Langdistanz-Triathlon ist eigentlich ein absolutes Nischenereignis – aber im Landkreis Roth kann fast jeder Mensch eine Geschichte dazu erzählen. „Hier hat jeder einen Verwandten, der Langdistanz-Triathlon macht“, sagt Deichmann, der selbst aus Stuttgart stammt. Auch deswegen wissen die Frauen an der Kirche in Greding vermutlich ziemlich genau, warum Deichmann sich den Berg dort hinaufquält: Einen besseren Ort für sein Projekt gibt es nicht.

Für Deichmann ist es nicht der erste Weltrekord. Mit dem Sport, den die meisten Menschen nach der Arbeit oder am Wochenende mal machen, haben seine Projekte wenig zu tun. 2017 durchquerte er mit dem Fahrrad so schnell wie kein anderer Mensch Europa und Asien. Für ihn war das der Beginn einer neuen Karriere, er wollte aus seiner Lust am Abenteuer einen Beruf machen. Jeder Tag in Roth ist für ihn daher auch ein sehr langer Arbeitstag. Man könnte Deichmann als Extremsport-Influencer bezeichnen, er selbst nennt sich Abenteuerer. Wie bei seinem Triathlon um die Welt soll auch aus der Challenge 120 ein Buch und ein Film entstehen. 2020 umrundete Jonas Deichmann schwimmend, radelnd und laufend die Erde. Auch damals legte er insgesamt die Strecke von 120 Ironmans zurück, allerdings machte er nur eine Sportart pro Tag.

Im Laufe des Tages merkt man, dass Deichmann bei seinem Projekt in einem Zwiespalt steckt. „Geil wird's“, sagt er lächelnd in die Handykamera, bevor er zum Laufen abbricht. „Ich mache genau das, was ich möchte“, sagt er später beim Lauf am Main-Donau-Kanal. Gleichzeitig ist der Sport für ihn auch viel Arbeit, seine Projekte müssen immer extremer werden, so will es die Aufmerksamkeitsspirale. Seine fröhliche Laune funktioniert bei Social Media gut, wirkt allerdings manchmal auch aufgesetzt, wie eine Verkaufsmasche. Begleitet man Deichmann aber über den Tag und durch diesen triathlonverrückten Landkreis, merkt man, dass er wirklich Spaß hat. Beim Laufen, immer noch am Kanal, wartet an einer Brücke eine Familie auf Deichmann, die Kinder rufen: „Jonas, Jonas, Jonas!“ Der grüßt und lächelt. Um ihn herum sind etwa 20 andere Läufer:innen unterwegs, die Hälfte davon läuft an jenem Abend den gesamten Marathon mit ihm, drei Leute ab-

### herzensort

## Mit Kaffee und Kuchen in die 50er

Immer wieder kommt es vor, dass die Bahn mich im Stich lässt. Immer wieder bin ich da gerade auf dem Weg in die Alpen. Aber es macht mir nichts mehr aus, seitdem ich eine Entdeckung gemacht habe. Vor etwa zwei Jahren wanderte ich mal wieder wie ein ausgesetztes Haustier durch die Straßen rund um den Münchner Hauptbahnhof. Zwei Stunden hatte ich totzuschlagen. Es hungerte und düsterte mich, der Rucksack wog schwer. Da hielt ich abrupt vor einem Schaufenster. In goldenen Lettern stand da auf der Scheibe **Café Kosmos**. Es zog mich sofort hinein in einen kleinen Raum mit Tresen. Es gab genau einen Kuchen, Mohnkuchen, ich konnte mein Glück kaum fassen. „Und einen Cappuccino, bitte.“ Dann galt es mit dem Rucksack auf dem Rücken, das ovale Silbertablett mit Kaffeetasse und einem Glas Wasser in der einen und dem Kuchenteller in der anderen Hand eine steile, enge Wendeltreppe hochzubalancieren. Das Manöver wurde belohnt, mit einer Reise in die 50er: Küchenbuffets, Nierentische, Cocktailsessel und ein Gastgarten im Hinterhof. Beinahe hätte ich meinen Anschlusszug verpasst.  
Nora Belghaus



**Jörn Kabisch** hat einen Gasthof in Franken gepachtet. Über seine Erfahrungen schreibt er alle vier Wochen an dieser Stelle.

solvieren sogar die komplette Langdistanz. „Mich belohnen die kleinen Momente jeden Tag. Die Leute an der Strecke und die anderen Sportler, die mich begleiten.“

Ein Leben ohne Sport kann er sich nicht vorstellen. Wenn er ein paar Tage keinen Sport mache, sei er müde und erschöpft. Angefangen hat diese große Leidenschaft in seiner Jugend, da ist Deichmann ambitioniert Radrennen gefahren. Für sein Betriebswirtschaftslehre-Studium ging er dann ins Ausland, „da hatte ich kein Geld, aber Zeit und Lust, die Welt zu erkunden“. Also fuhr er mit dem Fahrrad um die Welt. Daraus ergab sich der Wunsch nach einem Leben als Extremsportler. „Ich habe nach dem Studium gewusst, dass ich nicht einfach ein normales Leben führen will“, sagt er. Währenddessen zieht neben uns immer noch der Main-Donau-Kanal entlang. Deichmann wird bei jedem Marathon von einem Lastenrad begleitet, das unterschiedliche Freiwillige fahren. Darauf befindet sich seine Verpflegung: Trinkflaschen mit isotonischen Getränken, Riegel und Energie-Gels, die er sich in den Mund quetscht.

„Der ganze Tag ist quasi ein Esswettbewerb“, sagt Deichmann. Mehrmals unterbrechen wir das Interview, damit er etwas essen kann. Etwa 10.000 Kalorien verbrennt er täglich, die muss er so gut wie möglich wieder aufnehmen, damit

abgemessen“, sagt er. Und schon ist wieder Zeit für ein Energie-Gel, alle achteinhalb Minuten nimmt er beim Marathon eines zu sich.

Mit auf seinem Begleitlastenrad ist auch ein Bluetooth-Lautsprecher, über den Deichmann seine Musik anmacht. Blink-182, die Red Hot Chili Peppers, The Offspring und andere begleiten ihn abends bei dem, was er liebevoll als „Läufchen“ bezeichnet. Eben dieses Wort führt vielleicht auch zu einer der Diskussionen, die Deichmann in der Ausdauersport-Community mit seinen Projekten auslöst: Für viele Menschen ist es ein sehr großes Ziel, einmal in ihrem Leben einen Marathon zu laufen. Einen Ironman machen nur die wenigsten Menschen. Deichmann macht 120 Stück in 120 Tagen, hat dabei auch noch gute Laune und verniedlicht den abendlichen Marathon. Das wirkt für manch andere Sportler:in so, als würde er ihre Leistungen entwerten. Tatsächlich aber hat beides einfach wenig miteinander zu tun. Der Vergleich zwischen Amateur:innen und Profisportler:innen hinkt, nicht nur im Triathlon. Wer schon mal einen Sonntag bei einem Kreisliga-Fußballspiel verbracht hat, denkt bei der nächsten Champions-League-Übertragung auch, dass beide Veranstaltungen unmöglich die selbe Sportart sein können.

Und trotzdem stellt sich die Frage nach dem Warum. Wäh-

Jeden Tag hat Deichmann Begleitung, manche Läufer:innen laufen mit ihm zusammen ihren ersten Marathon



fast so. Buch, Film, Spendenaufruf für die freiwilligen Feuerwehren im Landkreis, die Unterstützung von Sponsoren, geht es hier doch nur um Geld?

Auch ich habe Deichmanns Rekordversuch erst mit gewisser Skepsis begleitet. Warum tut er sich das an? Selbst am Vorabend, als ich in Roth aus dem Zug ausgestiegen und zu meiner Unterkunft geradelt bin, war ich noch unsicher, welchen Eindruck der Tag mit Deichmann hinterlassen würde. Doch während ich Deichmann bei seiner Aktion begleite, strahlt er so viel Begeisterung für den Sport aus, dass ich es ihm abkaufe: Er macht dieses verrückte Projekt

therapeut schnell wieder lösen konnte. So richtig knapp wurde es dann erst wenige Tage vor meinem Besuch. Deichmann war erkältet. Wer selbst immer mal Sport macht, hat da direkt eine Warnung im Ohr: Sport mit Erkältung kann zu einer Herzmuskelentzündung führen. Vorsicht war angesagt, auch für den Extremsportler. Sein Arzt aber gab vorerst grünes Licht für die Fortsetzung. Deichmann sollte nur etwas langsamer machen. Und er hat Glück: „Hätte ich Fieber bekommen, wäre das Projekt wahrscheinlich vorbei gewesen“, sagt er. Bei unserem Besuch ist Deichmann wieder „frisch und munter“, wie er gerne sagt. „Heute habe ich einen guten Tag ohne Beschwerden“, sagt er im Gespräch, er läuft immer noch am Kanal. Dazu das übliche Grinsen. Einen Tag, an dem Deichmann schlechte Laune hat, kann man sich beim besten Willen nicht vorstellen.

Der Extremsportler ist auch Inspiration für andere Menschen. Am Tag unseres Besuchs in Roth laufen mehrere Menschen mit ihm ihren allerersten Marathon. Bevor er in seine Laufschuhe schlüpft, bittet ihn ein anderer Läufer um ein Autogramm in einem seiner Bücher, dann noch um ein Foto. Deichmann macht das alles mit, bleibt immer freundlich.

Auch in der Vergangenheit lief Deichmann oftmals nicht allein sondern in Begleitung, zum Beispiel bei seinem Triathlon um die Welt im Jahr 2020. Eigentlich wollte er durch die USA laufen, coronabedingt durfte er dort aber nicht einreisen und verlegte die Strecke nach Mexiko. Seine Aktion sprach sich herum, immer mehr Menschen liefen Teile seiner Strecke mit ihm. Als „deutscher Forrest Gump“ wurde er

zu einer nationalen Berühmtheit. Für ihn sei die Planänderung wegen Corona im Nachhinein großes Glück gewesen: „Ich bin jeden Morgen aufgewacht und wusste, dass etwas passiert, mit dem ich in keinsten Art und Weise rechne“ – ein richtiges Abenteuer also.

Zurück nach Roth: Bei seinem aktuellen Projekt seien vor allem die ersten Tage sehr herausfordernd gewesen, „da hat mein

als geplant auf das Meer hinaus, manchmal stellten sich Strände als ungeeignet für eine Übernachtung heraus und er musste noch weiter schwimmen. „Plötzlich ist man dann zwei Kilometer von der Küste entfernt im offenen Meer und es wird dunkel. Daran habe ich mich nie gewöhnt, da will ich einfach nicht sein“.

Auch in Roth geht die Sonne langsam unter. Allerdings ist Deichmann nicht auf dem offenen Meer unterwegs, sondern läuft mit seinem Läufer:innen-Tross zum ersten Mal durch die Fußgängerzone. Sie passieren Restaurants, aus denen immer wieder applaudiert wird. Nach etwa 35 Kilometern umrundet Deichmann den Dorfweiher in Büchenbach, der Lauf ist fast geschafft. Rund um den kleinen Teich stehen etwa 30 Leute aus dem Ort und jubeln ihm zu. Jeden Abend treffen sie sich hier, wenn Deichmann vorbeikommt. Sie feiern den Sport und auch diesen verrückten Weltrekordversuch vor ihrer Haustür. Spätestens da wird klar, warum Deichmann für seinen Weltrekordversuch den Landkreis Roth gewählt hat. „Das ist alles nur noch unglaublich“, sagt einer der anderen Läufer aus der Gruppe über die zahlreichen Zuschauer:innen an der Strecke.

Jonas Deichmann kommt an diesem Abend problemlos ins Ziel. Inzwischen hat er den bisherigen Weltrekord von 105 Langdistanzen in Folge gebrochen. Würde er so etwas nochmal machen, wenn sein eigener Rekord von jemand anderem irgendwann gebrochen wird? Er schüttelt den Kopf. „Rekorde sind dazu da, gebrochen zu werden. Das bringt den Sport weiter.“ Für ihn soll es mit anderen Projekten weitergehen, mit Triathlons reicht es ihm erst mal.

### Der Vergleich zwischen Amateur:innen und Profisportler:innen hinkt, nicht nur im Triathlon

ganzer Körper rebelliert“. Inzwischen absolviert er die Langdistanz aber ohne Muskelkater und freut sich, wenn er morgens um 5.30 Uhr geweckt wird, vor allem auf das Schwimmen.

Die vier Schwimmrunden im Rothsee finden in einer sehr kontrollierten Umgebung statt. Bei schlechtem Wetter ist das Wasser etwas rauer, aber an den meisten Tagen liegen die Bojen zur Markierung ruhig im Wasser. Kein Grund zur Sorge, anders als bei früheren Projekten. „Das Gefühl der richtigen Angst hatte ich nie so präsent wie bei meinem Triathlon um die Welt“, sagt Deichmann. Dafür ist er 460 Kilometer vor der kroatischen Küste durch die Adria geschwommen, nachts hat er in Buchten und an Stränden übernachtet. Seine Klamotten hat er auf einem selbst gebauten Floß hinter sich hergezogen. „Manchmal habe ich mich verschätzt“, erzählt er. Unerwartete Strömungen trieben ihn weiter



Für seinen Rekord in Roth muss Deichmann täglich zwei Runden à 90 Kilometer Rad fahren

er im Verlauf der 120 Tage sein Gewicht hält. Auch wenn er die Disziplin wechselt und dazwischen eine halbe Stunde Pause macht, muss Deichmann daher vor allem: essen. Auf der zweiten Radrunde bekommt er sogar eine Dose mit Nudeln gereicht, die er beim Fahren isst. „Meine Ernährung ist bis aufs Gramm

rend er sich der 20-Kilometer-Marke seines Marathons nähert, versucht Deichmann sich an einer Antwort. „Ich will sehen, was möglich ist, Grenzen testen und verschieben.“ Man könnte ihm trotzdem vorwerfen, er gebe sich spätkapitalistischer Beschäftigungstherapie hin. Aus der Ferne wirkt es

wirklich, weil er dabei Spaß hat, und diese Freude steckt an.

Mehr als einmal stand Deichmanns Rekordversuch allerdings zwischenzeitlich vor dem Scheitern. Erst quälten ihn Probleme mit dem Fuß, dann kamen ein blockierter Rücken und eine Entzündung im Knie. Alles Probleme, die Deichmanns Physio-

Anzeige



**URSPRUNG TRIFFT GESCHMACK**

KAMUT® Khorasan Weizen ist eine uralte, wiederentdeckte Weizensorte mit nussig-süßlichem Geschmack.

www.davert.de **Bio-Hersteller seit 1984**




Unsere **KAMUT-Nudeln:** typisch nussiger Geschmack und optimale Saucenhaftung durch das Bronze-Verfahren – **jetzt in deinem BioMarkt.**

biomarkt.de




Die Marke KAMUT® ist eine Garantie für den Erhalt des unveränderten, unhybridisierten alten Khorasan Weizens, der stets aus kontrolliert biologischem Anbau stammt. Entdecken Sie die Vielfalt unserer KAMUT® Produkte in unserem Onlineshop:

shop.antersdorfer.bio



Still Ancient.

www.kamut.de

# „Wir haben zu wenig Mitgefühl“

Von **Waltraud Schwab** (Gespräch) und **Doro Zinn** (Foto)

*Unter den Linden in Berlin, in unmittelbarer Nähe zum Brandenburger Tor, hat Rita Süßmuth ihr Büro. Die ehemalige Gesundheitsministerin und langjährige Bundestagspräsidentin veröffentlichte kürzlich ein Buch, „Über Mut“ lautet der Titel. In der Ankündigung heißt es, dass die 87-jährige CDU-Politikerin, die ihre eigenen fortschrittlichen Vorstellungen jenseits der Parteidisziplin nie aus dem Blick verlor, sich darin vermutlich zum letzten Mal zu Wort meldet. Süßmuth will mit dem Buch aufrütteln, die Angst nehmen vor den Herausforderungen, vor denen die Gesellschaft steht mit dem Klimawandel, den Kriegen und den Propagandisten weltweit. Sie schreibt darüber, dass es sich lohnt, mutig zu sein, anzupacken, nicht zu verzagen.*

*Darüber will ich mit ihr sprechen. Im Vorfeld sollte ich ihr die Fragen schicken. Das Wort „Mut“ schien mir als roter Faden dafür geeignet, weil es in so vielen Varianten zum Leben und der politischen Wirkmächtigkeit der gläubigen Politikerin passt. Kampfesmut, Lebensmut, Demut, Großmut, Übermut, Todesmut, Heldinnenmut. Zu all dem kommt es aber erst mal nicht. Frau Süßmuth will nicht, dass Inhalte kunstvoll abgefragt werden, sie will ein Gegenüber, mit dem sie in Dialog treten kann. Schon als sie ins Konferenzzimmer tritt, sagt sie ...*

**Rita Süßmuth:** Frau Schwab, Sie sehen ja tatsächlich so aus wie auf den Fotos.

**taz:** Sie auch. Und ich sehe, Sie haben meine Fragen dabei.

**Süßmuth:** Damit können wir uns später befassen. Aber um es gleich zu sagen: Ich habe keinen Todesmut. Und ich muss erst etwas von Ihnen erfahren. Mich interessiert, dass Sie so viel über Menschen schreiben.

**taz:** Weil jeder Mensch etwas Eigenes, etwas Geheimes hat. Dem versuche ich mich zu nähern. Nicht dem Geheimnis an sich, sondern der Kraft, die die Person antreibt. Wie die Kraft, die Sie antreibt.

**Süßmuth:** Spannend. Man soll die Geheimnisse der Menschen doch auch nicht lüften wollen. Aber Ihnen geht es wohl um das Geheimnis des Menschseins, um der Menschen ganz eigene Wahrheit.

**taz:** Nur, was ist die Wahrheit eines Menschen?

**Süßmuth:** Das ist eine philosophische Frage. Ich dagegen war stets mit der

Wirklichkeitserfahrung konfrontiert. Da vor allem, wo Lösungen für Probleme, für Konflikte gefunden werden müssen. Und meine Frage ist immer, ist es wirklich ausgeschlossen, mit einem Konflikt helfender und humaner umzugehen? Es muss um Antworten gehen, mit denen Menschen – insbesondere Frauen – leben können.

**taz:** Hat Sie das vorwärts gebracht, dass Sie andere Antworten für möglich gehalten haben?

**Süßmuth:** Ich muss sagen, was mich wirklich vorwärts gebracht hat, ist, dass ich an Menschen glaube. Und dass wir viel mehr Stärken haben, als wir uns klarmachen. Vielleicht ist das auch gut, sonst würden wir übermütig. Sind wir sowieso. Aber wir machen Grenzerfahrungen, die uns immer wieder auch in die Realität zurückholen.

**taz:** Da ist sie ja wieder die Frage: Welche Realität?

**Süßmuth:** Die Menschen haben verschiedene Realitäten. Was der einen wichtig ist, ist dem anderen unwichtig. Nehmen wir als Beispiel Schmuck. Für mich ist das etwas Dekoratives, nichts, was ich mit unverzichtbarem Wert verbinde.

**taz:** Obwohl Sie aus einer Familie kommen, wo es einen Uhrmacher mit Schmuckgeschäft gab?

**Süßmuth:** Trotzdem mache ich mir wenig daraus. Jetzt könnte ich sagen: Mit dieser Haltung erkennst du das Künstlerische am Schmücken nicht. Doch, das erkenne ich, aber ich brauche es nicht.

**taz:** Sollten Sie mal Juwelierin werden wie Ihre Vorfahren?

**Süßmuth:** Ach wissen Sie, ich bin zwei Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg geboren. Und die Erfahrungen waren ganz anders als die davor und als die danach. Das muss ich immer berücksichtigen, diese Unterschiede der Zeit, in die man hineingeboren ist. Denn sie machen die Sicht auf die Wirklichkeit auch aus.

**taz:** Haben Sie Kindheitserinnerungen an die Zeit im Krieg?

**Süßmuth:** Ich bin in Wuppertal geboren. Und ich erinnere mich, dass wir noch mit dem Puppenwagen auf der Straße gespielt haben.

**taz:** Auch während des Kriegs?

**Süßmuth:** Damals war unser Stadtteil Oberbarmen noch nicht zerstört.

Die ehemalige CDU-Politikerin Rita Süßmuth hat während der Kanzlerschaft von Helmut Kohl wichtige Ämter bekleidet, obwohl sie vieles anders gesehen hat als Großteile ihrer Partei. Jetzt hat sie ein Buch darüber geschrieben, wie man trotz großer Krisen handlungsfähig bleibt

Das benachbarte Barmen schon. Das Elternhaus meiner Mutter ist abgebrannt. Ihre Freundin ist verbrannt. Sie ist nie damit fertig geworden. Hatte Depressionen. Ich musste Verständnis für sie haben. Aber was ich sagen will: Damals nach den dunklen Kriegsjahren kamen die Aufstiegsjahre. Die waren beherrscht von so einem Das-wollen-wir-doch-mal-sehen. Und dieses Das-wollen-wir-doch-mal-sehen ist bei mir auch gewachsen.

**taz:** Das heißt, Sie haben den Umständen getrotzt?

**Süßmuth:** Was ich sagen will. Es hat sich bei mir dann die Opposition durchgesetzt. Ich war an sich ja ein braves Kind – aber dickköpfig. Wenn ich in die Ecke gestellt wurde, dann erwarteten meine Eltern, dass ich schon von alleine wieder rauskomme. Aber nein, ich blieb im Dunkeln sitzen, bis die kamen. Ich bettelte nicht um Erlösung.

**taz:** Geben Sie nicht so schnell nach?

**Süßmuth:** Kann man sagen. Ich habe aber auch ganz früh Verantwortung übernehmen müssen. Der Vater im Krieg, die Mutter krank und es waren drei Kinder da. Nach dem Krieg sind noch zwei zur Welt gekommen. Also wenn Sie in der Verantwortung stehen, dann reflektieren Sie nicht jeden Augenblick.

**taz:** Sondern?

**Süßmuth:** Dann müssen sie handeln. Das ist so eine Komponente, sag ich jetzt mal, so eine Lebenslinie, die mich ausmacht. Nicht nur in der Politik, auch schon vorher als Professorin an der Uni oder eben nach dem Krieg, als man den Kopf nicht in den Sand stecken durfte.

**taz:** Dafür plädieren Sie in Ihrem Buch: dass man nicht nur lamentiert, sondern den Mut aufbringen muss, etwas gegen das, was man nicht richtig findet, oder vor dem man Angst hat, zu tun. Das Buch wirkt wie ein Vermächtnis.

**Süßmuth:** Ist es aber höchstens in dem Sinne, dass es aufzeigt, was mir wichtig ist.

**taz:** Lässt sich Ihr Leben mit „Sie hatte Mut“ zusammenfassen?

**Süßmuth:** Das habe ich natürlich als Kind so nicht erlebt, sondern ich hatte Ängste wie andere Kinder auch. Aber ich musste gleichzeitig handeln.

**taz:** Brauchte es dazu Mut?

## Rita Süßmuth

### Die Frau

Rita Süßmuth ist 1937 in Wuppertal geboren. Erst hat sie Romanistik und Geschichte auf Lehramt studiert. Dann Erziehungswissenschaften, Soziologie und Psychologie. Anschließend ging sie in die Wissenschaft und Lehre, u. a. an der Universität Dortmund.

### Die Politikerin

1981 trat sie der CDU bei. 1985 holte Helmut Kohl sie als Ministerin für Jugend, Familie und Gesundheit in die Regierung. Ab 1988 war sie zehn Jahre lang Präsidentin des Bundestags. Für ihr politisches Engagement wurde sie vielfach geehrt.

**Süßmuth:** Schon, aber es gibt wichtige Erfahrungen, bei denen ich wirklich sehr viel Mut brauchte. Zum Beispiel in der Aidskrise. Damals war ich Gesundheitsministerin.

**taz:** Das war Mitte der 80er Jahre, Helmut Kohl hatte Sie als Quereinsteigerin ins Kabinett geholt und dann mussten Sie sich fast sofort mit HIV und Aids befassen. Bei dem Thema gaben die Hardliner den Ton an.

**Süßmuth:** Ich wollte eine Politik, die auf Aufklärung und Prävention setzt. Andere wollten eine Politik der Ausgrenzung. Es war wichtig, dass ich meine Vorstellungen durchgesetzt habe gegen Kollegen der eigenen Fraktion. Dass mir das gelungen ist, das war der Durchbruch in meinem Leben. Dafür habe ich viel Mut gebraucht, es schien anfangs wirklich aussichtslos. Und dann kam diese starke Komponente dazu, die es erst möglich gemacht hat.

### taz: Welche?

**Süßmuth:** Die Unterstützung durch Aidskranke, durch Pfleger und Pflegerinnen und durch die Menschen auf der Straße. Es herrschte ja die Haltung vieler Konservativer, dass Aidskranke sündig seien und die Krankheit nun ihre Strafe war. „Nein, für die gebe ich keinen Pfennig“, sagten sie. Aber da gab es auch die anderen; ich erinnere mich an einen Jungen etwa, der kramt in seiner Hose, ob er nicht doch noch ein Markstück findet und schmeißt es in die Büchse.



„Ich habe das Zweifeln gekannt, aber nicht die Verzweiflung.“

**taz:** Sind Sie selbst auf die Straße gegangen, um Geld für Ihre Aidspolitik zu sammeln?

**Süßmuth:** Ja. Und da lernt man Menschen kennen. Das waren für mich Unerlebnisse. Was mir mit der Aidspolitik gelungen ist, war, Menschen in die Eigenverantwortung zu bringen, die Kranken und die Nichtkranken, dass sie aufpassen, dass das Virus in Schach gehalten wird, das ist wirklich wie ein kleines Wunder.

**taz:** Mut brauchten Sie vor allem, um sich politisch durchzusetzen. Gegen die Widersacher in Ihrer Fraktion.

**Süßmuth:** Das fing ganz übel an; ich war Gesundheitsministerin, was mir nicht half, denn Gauweiler von der CSU



Verzweiflung“ – Rita Süssmuth über ihre Zeit als Politikerin Foto: Doro Zinn

hatte das Sagen. Er wollte die Aidskranken isolieren und alle anderen Homosexuellen zwangstesten. Ich habe gesagt, wie oft wollen Sie sie in der Woche testen? Und was gewinnen Sie dabei? Sie können die Krankheit oder einen Impfstoff testen. Aber die Sexualität können Sie nicht testen.

**taz: Das klingt sehr klug.**

**Süssmuth:** Aber der Mensch besteht nicht nur aus Klugheit. Da gibt es noch was anderes, nennen Sie es Seele, Gefühl oder Bauchgefühl. Und das ist mitunter kein schlechter Indikator. Dem bin ich gefolgt. Es ist uns Frauen ja immer vorgeworfen worden, wir könnten keine Politik machen, weil wir zu emotional seien. Ich würde heute sagen, weil

wir zu wenig Emotionalität, zu wenig Mitgefühl in der Welt haben, steht es so schlecht um sie. Dieses Mitgefühl wieder zurückzugewinnen wäre jetzt dringend notwendig.

**taz: Warum?**

**Süssmuth:** Weil die Menschen wieder Angst haben. Wir stehen doch vor großen Herausforderungen. Ich beginne mal mit unserem Planeten. Den haben wir übernutzt. Und jetzt merken wir: Es ist Schluss. Und die einen sagen: Das ist Quatsch. Und die anderen sagen: Es ist allerhöchste Zeit. Der Club of Rome hatte es schon in den Siebziger Jahren gesagt, dass wir den Planeten schonen müssen. Und wir tun es nicht. Wir haben aber keine Zeit mehr zu verlieren.

Und den Menschen, die die Dringlichkeit sehen, sage ich: Gebt nicht auf.

**taz: Das spielt auch in Ihrem Buch eine Rolle. Sie verlangen von den Politikern und Politikerinnen, dass diese den Menschen die Wahrheit sagen über die Klimakrise, und dass radikal gehandelt werden muss.**

**Süssmuth:** Wer das nicht tut, wiegelt ab. Und wer abwiegelt, nimmt den anderen nicht ernst. Aber was ich schon auch betonen muss: Es gibt viele Menschen, die sich gegen die Klimakrise, die Demokratiekrise stellen. Fridays for Future zum Beispiel. Wer sagt, die gehören nicht auf die Straße, dem entgegne ich: Gibt's nicht auch noch andere Lernorte als die Schule?

„Ich möchte, dass Menschen wieder anders miteinander sprechen und sich in andere hineinversetzen“

**taz: Sie wollen, dass die Politik viel konsequenter gegen den Klimawandel vorgeht. Aber warum gehen Sie dabei so wenig ins Gericht mit Ihrer eigenen Partei, die den Menschen genau nicht die Wahrheit sagt. Oder mit Friedrich Merz, der den Klimawandel totschweigt?**

**Süssmuth:** Am Klimawandel kommt niemand vorbei. Wir fürchten um die Arbeitsplätze, die davon betroffen sind. Aber dieses Thema muss mutig angegangen werden. Auch von unserem Parteivorsitzenden, gleichwohl das nicht konfliktfrei verläuft.

**taz: Was muss getan werden, damit die Klimakrise nicht komplett außer Kontrolle gerät?**

**Süssmuth:** Es läuft auf Verzicht hinaus. Aber ich sage nicht „Verzicht“. Und warum nicht? Weil ich dann einen anderen Gedanken fallen lassen würde. Der, dass Verzicht auch ein Gewinn sein kann. Als ich mein Auto aufgegeben habe, habe ich das nicht als Verzicht, sondern als Notwendigkeit wahrgenommen.

**taz: Sie haben einfach eine andere Perspektive entwickelt.**

**Süssmuth:** Ja. Aber ich darf an dem Punkt nicht stehenbleiben. Ich brauche auch die Erfahrung: Mensch, ich kann doch was verändern.

**taz: Haben Sie gegen massive Widerstände in Ihrer eigenen Fraktion etwas verändert und erreicht?**

**Süssmuth:** Ich weiß nicht, wie viel ich erreicht habe, aber eines kann ich sagen: Ich habe die Menschen erreicht. Ob ich meine Fraktion erreicht habe? Ich glaube nicht. Aber ich habe Verbündete gefunden. Viele, auch in der eigenen Partei. In der Aidskrise habe ich viele Menschen gefunden, die auch diesen tiefen Schmerz empfunden haben. Wenn Sie den Schmerz in den Augen der jungen Männer gesehen haben, dann wussten sie, dass Sie etwas tun müssen. Und da kann ich nicht sagen: „Morgen wirst du getestet und dann bringen wir dich irgendwohin.“ Wir erinnern uns viel zu selten daran, wie schlimm es war. Damals gab es die antivirale Therapie noch nicht. Ich habe zu meinem Staatssekretär gesagt: „Wir müssen einen anderen Weg finden und wir können das.“ Ich bin stolz darauf, dass wir das geschafft haben.

**taz: Ich glaube, dass Sie auch recht zufrieden sind mit dem Kompromiss, den Sie in der Frage der Abtreibung fanden.**

**Süssmuth:** Ich behaupte nicht, dass ich den Konflikt gelöst habe. Dieser ist sehr kompliziert. Aber wir können einen menschlicheren Umgang finden und wir können denen, die anders entscheiden, als es der Staat und die Gemeinschaft insgesamt wünscht, mit Respekt begegnen, und müssen Frauen, die abtreiben, nicht verurteilen. Ich habe die Verzweiflung der Schwangeren gesehen und ich habe sehr für die Selbstbestimmung gekämpft. Wir haben das doch erlebt, dass jahrzehntelang, jahrhundertlang der Mann über die Frau bestimmt hat.

**taz: Hatten Sie nie Zweifel, wenn Sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatten?**

**Süssmuth:** Ich habe das Zweifeln gekannt, aber nicht die Verzweiflung. Ich habe aber immer auch wieder das Glück gehabt, mit Menschen zusammen zu sein, die in schwierigen Momenten sagten: „Du darfst nicht auf-

hören, du musst durchhalten.“ Also wenn jemand nie zweifelt, dann werde ich kritisch. Ja, und dann bin ich auch davon überzeugt, dass wir nicht allein sind.

**taz: Sie meinen Gott?**

**Süssmuth:** Ich kann es nicht definieren. Ich kann es nur spüren.

**taz: Ich vermute, Ihr Mann, Ihre Tochter haben Sie auch unterstützt.**

**Süssmuth:** Ich hatte einen tollen Mann. Ich war leichtfüßiger als er, tanzte gerne. Er lebte schwerer. Aber da konnte ich ihm auch immer wieder helfen. Er war ein zuverlässiger Mensch. Loyal. Ich weiß nicht, ob und wie ich ihn glücklich gemacht habe. Das wird ein Geheimnis bleiben. Man hat von der Kraft des anderen gelebt. Aber was mir auch geholfen hat: die Musik. Ich liebe Musik, diese Sprache jenseits der Sprache, diese Sprache der Liebe.

**taz: Haben Sie auch mal geweint im politischen Umfeld?**

**Süssmuth:** Natürlich. Das hat was Befreiendes. Und wissen Sie, niemand kann seine Tränen durchgehend kontrollieren.

**taz: Sie sind krank, haben Krebs, denken Sie, dass Sie bald loslassen müssen?**

**Süssmuth:** Ich muss loslassen von Äußerlichkeiten. Aber deswegen muss ich mich nicht selbst loslassen, gehen lassen. Dieses Loslassen begleitet uns alle ein Leben lang.

**taz: Würden Sie Ihre Enkel gerne groß werden sehen?**

**Süssmuth:** Bedingt. Ich freue mich, wenn Sie da sind. Ich freue mich auch, wenn Sie sich wohlfühlen. Aber ich glaube, da beginnt das Loslassen. Manches verstehe ich auch nicht und muss mich hineinfinden und sagen: Ja, das ist ihr Leben. Jeder hat nur eine begrenzte Reichweite. Und meine habe ich schon ziemlich ausgereizt. Und dann sehe ich all die Probleme, die Kriege, die Klimakrise ...

**taz: Macht Ihnen das Angst?**

**Süssmuth:** Ja, es macht mir Angst. Auch diese Aggressivität. Vielleicht lebe ich ja noch ein bisschen. Ich möchte, dass Menschen wieder anders miteinander sprechen und sich in andere hineinversetzen. Wenn Sie Armut sehen, Menschen, die in Bahnstufenunterführungen in Decken gehüllt sind, das ist ein Aufschrei. Ich bin auch überzeugt, dass die Massivität, mit der uns gegenwärtig die ungleich behandelte Welt begegnet, ein Aufschrei ist. Wir haben sehr an uns gedacht, aber nicht an die anderen.

**taz: Sie plädieren für Empathie in der Politik. Ist es das, was man heute feministische Politik nennt?**

**Süssmuth:** Ja.

**taz: Haben Sie feministische Politik gemacht?**

**Süssmuth:** Ja, das habe ich. Und sehen Sie, einige sehen mich nur als Rebellin, diese Süssmuth, die bringt uns alles durcheinander.

**taz: Wohl eine kluge, eine diplomatische Rebellin?**

**Süssmuth:** Das stimmt. Die Diplomatie ist nicht einfach nur Staatskunst, sondern eine menschliche Kunst.

**taz: Und die beherrschen Sie?**

**Süssmuth:** Ich denke schon.





Als Meta Mukasa (vorne rechts) den Späti zum ersten Mal sah, sei es „Liebe auf den ersten Blick“ gewesen

## Göttinnen der Straße

Am 1. September wird den „Omas gegen rechts“ der Aachener Friedenspreis verliehen. Zu Besuch bei den Leipziger „Krawall-Omas“ in ihrer Zentrale – einem Connewitzer Spätkauf

Von **Luciana Ferrando** (Text) und **Näima Erhart** (Fotos)

In Leipzig gibt es die „Omas gegen rechts“ zweimal. Die eine Gruppe macht Bildungsarbeit, die andere geht auf die Straße. „Wir sind die Göttinnen der Straße“, sagt Meta Mukasa, die zu der zweiten Fraktion gehört. Wie auch die „Supportgruppe“, die ihr heute in ihrem Späti in Leipzig-Connewitz beisteht. Interviews regen Mukasa auf. „Fast musste ich gestern Rescue-Tropfen nehmen, um schlafen zu können“, sagt die 65-Jährige. Die große Frau mit den weißen Haaren und dem breiten Lächeln ist sonst mutig. Wegen ihrer politischen Arbeit möchte sie aus Sicherheitsgründen aber nicht zu Hause besucht werden. Mukasa sagt: „Der Späti ist mein Wohnzimmer.“

**Draußen:** Die Brautspieren blühen weiß. Nach dem Regen duften sie intensiv. Am Spielplatz schreien Kinder. Antifaschistische Graffiti und Aufkleber sieht man hier und überall in Connewitz. Der Späti so wie der Park gegenüber sind beliebte Treffpunkte im Kiez: An den Außenstischen trinkt Meta Mukasa mit ihrem „Liebsten“ – wie sie ihren Lebenspartner Bernd nennt – Kaffee.

**Draußen:** „Nicht um die Ecke fotografieren, dort ist es dreckig“, sagt die Spätverkäuferin. Es läuft laute Musik – Metall, Hardcore, Punk und im Hintergrund Kaffeemaschinengeräusche. Es werden vegane Muffins angeboten. Einige Sticker kleben an der Tür: „Do not dance with the police“ (tanz nicht mit der Polizei), „fck afd“ und „Oma gegen rechts Leipzig“. Auf einem Stehtisch mit Hockern gibt es Spendenosen für Antifajprojekte.

An einer Wand hängt eine Vinylplatte: „Connewitz, wir sind alle linxs.“

**Die Omas:** Die „Hausbesuch-Supporter Gruppe“ der Omas, die sich am Späti versammelten, sei keine „typische Gruppe“, erzählen sie. Sie seien relativ jung und viele noch berufstätig. Einige haben wegen ihrer Kinder und Enkelkinder angefangen, sich gegen Rechtsextremismus zu engagieren, andere wiederum sind die ersten oder die Einzigen in ihren Familien. Wie Meta Mukasa, die keine Enkelkinder hat und es „für die nächsten Generationen“ macht. Was die Omas gegen rechts gemeinsam haben? „Wir sind unermüdlich, wir möchten nicht zu Hause bleiben und uns über die politische Lage beschweren, wir möchten etwas daran ändern“, sagt Mukasa. „Und zeigen, dass das möglich ist.“

**Die Straßen-Omas:** Silke (53), Sibylle (58), Elke (60), Katrin (59), Liane (71) und auch Bernd

(66) möchten sich lieber ohne Nachnamen in der taz wiederfinden. Sie tauchen nach und nach am Späti auf, sie kommen gerade von einer Mahnwache am Naschmarkt, einem kleinen Platz in der Leipziger Innenstadt, wo sie mit ihrem Stand versuchen, Menschen zu überzeugen, keine rechten Parteien zu wählen. Sie bringen Kicker, Flyer und Plakate mit. Alles selbstgemacht, auch einen Kuchen. „Für das Oma-Klischee“, sagt Mukasa und lacht.

**Meta:** Es sei gut, auch außerhalb der „Connewitzer Bubble“ mit Leuten zu reden. Im Kiez kennen Meta alle. Mit einer Zigarette im Mund organisiert sie Bierkisten, damit alle Omas sitzen können. Dass sie wegen eines Interviews nervös ist, sei eine Ausnahme. Sonst sei Meta Mukasa eine, die sich viel traut. Das zeigt auch ein Video von ihr, das viral ging, auf dem sie auf ihrem Rad sitzt und einem Polizisten den Mittelfinger zeigt. Er versuchte, sie davon abzu-

halten, an einer Gegendemo zu einer Veranstaltung der rechten Partei Freie Sachsen zu fahren. Ihr Dreirad sei auch ihr Kennzeichen. Mukasa sei nie ohne ihr Fahrrad unterwegs.

**Die Leipziger Omas:** Die lokale Gruppe wurde von Katrin und Sybille gegründet, nachdem sie sich mit den Omas in Halle ausgetauscht hatten. Sie fanden sonst, wie sie das sagen, „keine Peer-Demos mehr“. Am Anfang standen sie zu zweit mit „Omas gegen rechts“-Schildern auf der Straße. Nach und nach sind die anderen dazugestoßen. Ähnlich war es bei Meta. „Ich war 2019 auf einer Demo und jemand drückte mir ein Schild der Omas in die Hand.“ Ob sie das mal halten könne, war die Frage. Seitdem sei sie dabei. Angefangen, protestieren zu gehen, hatte sie bereits 2014. „Als die Leute gegen Geflüchtete hetzten, haben Bernd und ich gedacht, dass wir nicht einfach sitzen bleiben können.“ Auch gegen Pegida und Legida waren sie unterwegs.

**Inspiration:** Elke sei zu den Omas gekommen, nachdem sie einen Vortrag einer 14-jährigen Antifa-Aktivistin gehört habe, die jeden Montag auf die Straße geht, wenn die Rechten demonstrieren. „Sie wurde öfters zusammengeschlagen und blieb dabei. Das hat mich berührt und inspiriert“, sagt die gebürtige Schwarzwälderin. „Ich muss auch etwas gegen diese Nazis unternehmen, dachte ich.“

**Keine Alternative:** Viele der anwesenden Omas kämpfen vor allem für ihre Enkelkinder gegen die Rechten. Andere fin-

Zum Inventar des Spätis gehören auch: veganer Kuchen und eine Menge antifaschistische Flyer



den, dass es einfach keine andere Option gibt, als etwas zu machen. So wie Katrin: „Wir müssen aktiv sein, dieses Jahr. Es ist so wichtig“, meint sie. „Wir sind aktuell die aktivste Gruppe dieser Stadt. Jede Woche haben wir zwei, manchmal auch drei Termine. Wir sehen keine Alternativen dazu.“ Sie stellen auf TikTok Videos ein, Worst-Case-Szenarien, falls die AfD an die Macht kommt, gehen in Seniorenheime, auf Stadtteilstunden und mit „übelst guter Musik auf Wählermutigungstour“. Man müsse vielen Menschen noch erklären, warum es gefährlich sei, wenn die AfD stärkste Partei im Landtag wird, sagen die Omas.

**Engagement:** Auch Meta sieht das so. Ihre erste Demo als Jugendliche war gegen den Paragrafen 218, der Schwangerschaftsabbruch unter Strafe stellt. „Ich kann nicht glauben, dass das 50 Jahre später noch immer Thema ist“, sagt sie. Sie war Industriekauffrau in der Automobilindustrie. Politisch interessiert schon immer. Und doch: um sich zu engagieren, hatte sie als Berufstätige keine Zeit. Erst mit Mitte 50 habe sie angefangen, ehrenamtliche Tätigkeiten auf lokaler Ebene zu übernehmen. Seit 2014 in der Umwelt-

bibliothek, in einem Reparaturcafé namens Kaputt aber auch im Stadtverband der Linken, bei denen sie Mitglied war, als Vertrauensperson. Aktuell sei sie parteilos.

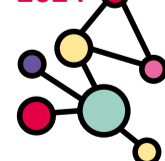
**Der Späti:** Meta wurde in Karlsruhe geboren und wohnte dort, bis sie 16 war. „Danach habe ich überall gewohnt.“ In Leipzig sei sie mit Bernd 2013 geblieben, weil sie sich in die Stadt verliebt habe. Besonders in Connewitz. Das Erste, was sie von Leipzig sah, war jener Späti, der heute auch Zuhause für sie ist. Sie waren nur am Vorbeifahren. „Wir mussten auf die Toilette und haben hier gefragt. Die Leute waren so nett und ich hatte so eine Verbindung mit dem Ort. Es war Liebe auf den ersten Blick.“

**Die Fans:** Die „Wählermutigung“ ist einer der Schwerpunkte ihrer Aktionen. „Liebe Leute, geht wählen!“ heißt das Motto. „Macht Kreuze, um die Haken zu verhindern“, steht auf einer Postkarte, auf der Meta mit ihrem Rad abgebildet ist. Es komme nur selten vor, dass jemand nicht mit ihnen reden wolle. „80 Prozent der Reaktionen sind positiv, 20 Prozent negativ“, sagt Katrin. „Wenn ich älter werde, möchte ich auch bei den Omas sein“, habe Elke gehört. „Viele möchten Selfies mit uns schießen“, sagt sie und lacht. „Wir fühlen uns wie Fotomodelle.“ Auch im Umland würden sie positives Feedback bekommen. „Gerade bei der Jugend. Die lieben uns, wir sind Pop“, sagt Katrin.

**Familie und Freund\*innen:** Ihre Kinder und Enkelkinder seien „so angespannt mit Arbeit, Geldverdienen und Familie“, dass sie keine Zeit für Proteste haben, sagt Elke. „Sie sagen mir: ‚Mama, das ist so wichtig, dass du das machst. Du kämpfst für uns.‘ Aber sie sagen auch, ich soll vorsichtig sein.“

**Gefahr:** Die Omas reden durcheinander. „Ich habe einen Nazi-Schwager“, sagt eine. „Mein Sohn möchte, dass ich immer Bescheid sage, wenn ich zu Hause bin“, die andere. Auch Meta hat Angst, wenn ein Auto langsam an ihr vorbeifährt und sie beobachtet wird. Doch die größte Angst ist bei allen, dass sich die Geschichte wiederholt und die AfD „ein Programm durchzieht wie im Nazi-Deutschland der 30er Jahren, weil die Leute nicht kapieren, dass sie das Land umstrukturieren wollen“. Viele Omas sind aktiv, weil sie nicht wollen, dass ihre Enkel ihnen später einmal diese eine Frage stellen: „Was hast du dagegen getan?“ Und sie antworten müssten: „Nichts.“

ost wählen 2024



Alle Texte dazu finden Sie auf taz.de/ostwahlen2024

Dieser Text ist Teil unserer Berichterstattung zu den Wahlen 2024 in Brandenburg, Sachsen und Thüringen. Die taz zeigt, was hier in diesem Jahr auf dem Spiel steht.



Nach Leipzig-Connewitz kam Meta Mukasa mit ihrem „Liebsten“ Bernd im Jahr 2013

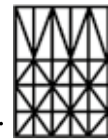


**taz**  **shop**

**Salatbesteck.** Hand- und Augenschmeichler aus Olivenbäumen, die bis zu 500 Jahre alt sind und keine Früchte mehr tragen. Olivenholz ist besonders hart und dicht. Es nimmt keine Gerüche an und verträgt problemlos Säuren, heißes Fett und Geschirrspülmittel. Handgefertigt und mit Sonnenblumenöl behandelt. Länge: jeweils ca. 30 cm. **€ 25,00**

**10 % Rabatt für taz-Unterstützer:innen\***

\*Ausgenommen sind Druckerzeugnisse, Wein, Gutscheine und einige Soli-Artikel sowie bereits reduzierte Waren.  
taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin | Telefon (030) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | taz.de/shop



taz zahl ich kooperiert mit Polylux



Foto: Mei Yongcun / dpa, Xinhua

### Stärkende Hoffnung Hoffnung verstärkt

Der prognostizierte Erfolg der AfD bei den Landtagswahlen in Thüringen und Sachsen verdeutlicht einmal mehr den Rechtsruck in Deutschland. Umso mehr braucht es in Zeiten wie diesen eine entschlossene Zivilgesellschaft, Zusammenhalt und Solidarität. Vor diesem Hintergrund wurde bereits 2019 das Netzwerk Polylux gegründet, das zivilgesellschaftliches Engagement in Ostdeutschland fördert und antifaschistische Projekte, Initiativen und Vereine unterstützt.

Denn mit der zunehmenden Bedrohung durch den massiven Rechtsruck wächst auch der Druck auf genau solche Initiativen. Gesellschaftskritische und linke Bewegungen sind verstärkt Anfeindungen und Angriffen ausgesetzt. Die AfD nutzt bereits jetzt ihren Einfluss, um ideologische Gegner:innen in lokalen und regionalen Strukturen zu schwächen.

Polylux fördert Nachbarschaftsinitiativen, Jugendzentren sowie feministische und antirassistische Gruppen in Ostdeutschland. „Der Polylux wirft Licht dahin, wo es dunkel ist“, sagt Susanne, eine der Gründerinnen. „Ähnlich funktioniert auch unser Netzwerk.“ Das Ziel ist es, antifaschistische Initiativen zu unterstützen und sichtbar zu machen – gerade in ländlichen Regionen, wo die Bedrohung von rechts besonders groß sind.

Das Netzwerk finanziert sich vor allem durch Mitgliedsbeiträge und verzichtet bewusst auf den Status der Gemeinnützigkeit, um nicht durch staatliche Regulierungen in ihrer Arbeit behindert zu werden. Alle arbeiten ehrenamtlich, angetrieben von dem Wunsch, zivilgesellschaftliches Engagement für Demokratie und Vielfalt zu unterstützen. Ihre Arbeit wurde dieses Jahr mit dem taz Panter Preis Thüringen gewürdigt.

Um die Arbeit von Polylux weiter zu stärken und Initiativen gegen rechts aktiv zu unterstützen, starten wir daher nun gemeinsam eine Kampagne: Bis zum 31. Oktober fließen 50 Prozent aller Einnahmen aus Anmeldungen bei taz zahl ich direkt an das Netzwerk.

Sie finden das gut? Dann können Sie uns jetzt unterstützen. Mit Ihrem Beitrag tragen Sie zum Erhalt unserer unabhängigen Berichterstattung bei und unterstützen gleichzeitig die Zivilgesellschaft vor Ort im Kampf gegen rechts. *taz-zahl-ich-Team*

Mehr Infos unter [taz.de/gegenrechts](https://taz.de/gegenrechts)

der leser – mind the gap

### #31 Von Hölle zu Radon

Diese Woche erinnert Pluempé an die Grausamkeiten in Jáchymov, Haslingers gleichnamigen Roman und was heute dort ist:



Foto: privat

Neulich in Tschechien: „Die Hölle von Jáchymov“ – Zehntausende von Kriegsgefangenen, Regimegegnern und Zwangsarbeitern, von denen nur die Hälfte überlebte, untergebracht in Gulags, bauten nach dem Kriege jahrzehntelang unter Tage Uran ab. Wie an anderen Orten im Erzgebirge. Für die sowjetische Atomwaffenproduktion. Josef Haslinger schrieb einen Roman darüber. Heute wird in den Stollen gekurt: die segensreiche Radontherapie!

**Eberhard B. Pluempé**, taz-Leser der ersten Stunde aus Bremen und Globetrotter. Er kommentiert an dieser Stelle das Zeitgeschehen.

# Immer einen Schritt weiter

Im taz Wahl Talk sprechen am Sonntag taz-RedakteurInnen, Gäste und BürgerInnen von 19.00 bis 20.30 Uhr über die Resultate der Landtagswahlen in Sachsen und Thüringen. Diskutieren Sie mit!

Von Jan Feddersen

Zu den größten Komplimenten nach unserem taz Wahl Talk am Abend der Bundestagswahlen war, dass die Kommentare, Analysen und atmosphärischen Einschätzungen klüger und obendrein unterhaltsamer waren als das Programm, das die öffentlich-rechtlichen Sender zu bieten hatten. Bei euch, sagte eine loyale taz-Abonnentin, kriegt man mehr mit als beim Gelaber an Politikertischen. Ein taz-Genosse äußerte, die Kolleginnen und Kollegen aus der taz-Redaktion könne man so noch mal viel unmittelbarer erleben als durch ihre Texte.

Am Sonntag bieten wir abermals einen taz Wahl Talk. Begonnen hatten wir vor vier Jahren um 18 Uhr. Dann aber liegen auch bei den TV-Stationen erst Prognosen vor. Hochrechnungen, halbwegs belastbare Zahlen, kommen erst eine halbe Stunde nach Schließung der Wahllokale ins Spiel. So beginnen wir am Sonntag unsere taz-TV-Sendung live im Stream um 19 Uhr.

Dann haben auch die taz-KollegInnen ihre ersten Berichte und Kommentare zu den Ereignissen aus Dresden und Erfurt verfasst. Anders als sonst sprechen wir eine halbe Stunde länger bis 20.30 Uhr. Und das nicht allein deshalb, weil etliche Aktivistas und AkteurInnen aus der NGO-Szene aus den beiden Bundesländern zugeschaltet werden. Sondern auch, weil es nach Lage der demoskopischen Dinge viel Grundstürzendes zu berichten geben könnte. Laut den aktuel-



Zusammen analysieren wir die Wahlergebnisse am 1. September Foto: Christophe Gateau

len Prognosen würde der derzeitige Ministerpräsident Thüringens, Bodo Ramelow (Die Linke), sein Amt nach zehn Jahren beenden müssen. Seine Partei könnte zugunsten des Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW) massiv an Zustimmung verlieren.

In Sachsen ist offen, ob Linkspartei, Grüne und SPD den Sprung über die Fünfprozenthürde schaffen. Gleiches gilt wiederum in Thüringen, wo den Grünen keine Chance auf parlamentarische Präsenz gegeben wird – und der FDP sowieso nicht.

Die Lage ist insofern fast untröstlich, als in beiden Bundesländern

sehr vermutlich die AfD stärkste Partei werden wird; auch das BSW wird mit starkem Zuspruch rechnen können. Und die CDU kann in beiden Bundesländern mit der politisch einflussreichsten Position rechnen. Ministerpräsident Michael Kretschmer in Sachsen steht zur Wiederwahl, Thüringens Mario Voigt möchten den Posten von Bodo Ramelow erobern.

taz-RedakteurInnen und -ReporterInnen werden an Ort und Stelle sein. Sowieso im taz-Haus in Berlin, doch auch berichtend von Wahlpartys in Erfurt und Dresden: Anna

Lehmann, Stefan Reinecke, Sabine am Orde, David Mützenich, Gareth Josweg, Katrin Gottschalk, Anne Fromm, Konrad Litschko, Kersten Augustin und Dinah Riese.

Unser Ehrgeiz (nicht nur) am Sonntagabend: präziser die neue politische Wirklichkeit verstehen zu können. Ihr werdet sie am Sonntag im Livestream berichtend und einschätzend hören.

Kommentare unseres Publikums sind hochherwünscht und werden mit zur Debatte gestellt.

Streamlink unter: [taz.de/talk](https://taz.de/talk)

zweites taz panter forum

### Zauber und Zweifel in Chemnitz

Vor zwölf Jahren schrieb die taz einmal, Chemnitz würde nicht viel mehr als Depression und graue Wolken, Beton und Schwermetall anziehen. Der Text stand zwar auf unserer Satireseite, aber so ganz satirisch war er wohl nicht gemeint. Gut, dass die taz jetzt endlich ein Event dort veranstaltete! Denn die Stadt ist alles andere als grau und trist.

Zehn Stunden lang bespielten wir am 24. August das Kunst- und Kulturzentrum Weltecho in Chemnitz – eine bunte und gemütliche Oase der Zivilgesellschaft in Chemnitz. Unsere Gastgeber waren äußerst zuvorkommend – übrigens seit 1991 in Chemnitz aktiv – und unsere Gäste eine enorme Bereicherung.

Wer Engagierten wie Michael Nattke vom Kulturbüro Sachsen zuhört, Zeran Osman vom Verein ASAFF oder dem jüdischen Gastwirt Uwe Dziuballa, der erfährt, wie sehr sich das Klima für Aktive der demokratischen Zivilgesellschaft bereits verändert hat. „Wir hatten den Rechtsruck in Sachsen schon vor fünf Jahren. Da gewann die AfD fast 18 Prozentpunkte dazu und kam auf 27 Prozent“, erinnert die Linken-Politikerin Jule Nagel.

Für die Gäste beim zweiten taz Panter Forum sind die Rechten eine berechenbare Gefahr. Unberechenbarer und zum Teil nicht weniger rassistisch gestaltet sich das Bündnis Sahra Wagenknecht, dessen Personal zum Teil noch gänzlich uner-

fahren ist, demnächst aber sehr viel Gestaltungsmacht haben könnte. Eine Schreckensvorstellung, wie in Chemnitz zu hören war.

Zur Panter Preis Verleihung legte sich dann der Panter Preis Zauber über den Abend. Vier Gruppen waren nominiert – die Brassband Banda Communale, die Demo-Pizzabande Calzone Rivoluzione, die Omas gegen Rechts aus Döbeln und das Empowerment-Projekt SISTERS\*. Die Laudatio ging an alle vier Projekte, eine Laudatio an das Engagement der Zivilgesellschaft. Den mit 5.000 Euro dotierten Panter gewonnen haben am Ende die Pizzabande Calzone Rivoluzione. Mit vollem Magen lässt es sich kraftvoller kämpfen. *Katrin Gottschalk*

Frisch vor Ort

**Eindrücke** vom letzten taz Panter Forum in Chemnitz am 24. August und was Sie beim nächsten taz Panter Forum im brandenburgischen Cottbus am 7. September erwarten können, haben wir hier versammelt: [taz.de/panterforen](https://taz.de/panterforen)

**Junge Menschen** zwischen 16 und 25 Jahren schildern ihre kritische und konstruktive Sicht auf die Wahlen in Thüringen, Sachsen und Brandenburg in drei taz Sonderbeilagen. Die ersten Texte des Thüringer Dossiers und der Sachsen Beilage zaubern hier: [taz.de/ostjugend](https://taz.de/ostjugend)

taz talk mit sineb el masrar

### Buchtalk: „Heult leise, Habibis!“

Wie kann ein anderer Umgang mit dem Islam innerhalb der deutschen Gesellschaft aussehen? Dazu sprechen wir im taz Talk mit der deutsch-marokkanischen Journalistin, Publizistin und Dramatikerin **Sineb El Masrar** über ihr Buch „Heult leise, Habibis!“ (Eichborn Verlag). Sie meint: Die größte diverse Minderheit sind die Vernünftigen und Stillen. Diese gilt es zu berücksichtigen. Damit richtet sich El Masrar gegen alle ignoranten Dauerempörten, die ihre eigene Perspektive als Nabel der Welt verstehen und ignorieren, dass sie vernunftbegabte Stimmen mundtot machen und so unsere Demokratie gefährden. Während die Lauten also einfach mal leiser werden müssen, müssen die vernünftigen Stillen lauter werden. Es braucht dringend ein neues Gleichgewicht der Stimmen, wenn wir unsere Gesellschaft nicht in den Abgrund führen wollen. Sineb El Masrar ist deutsch-marokkanische Journalistin, Publizistin und Dramatikerin. Jan Feddersen moderiert.

Di., 10. 9. 24, im Livestream um 19 Uhr. Alle Infos und Streamlink: [taz.de/talk](https://taz.de/talk)

## taz panterpreis 2024

WIR GRATULIEREN ALLEN PANTER PREIS NOMINIERTEN UND BESONDERS DEN PREISTRÄGER\*INNEN.



DIE taz panterstiftung BEDANKT SICH BEI DEN SPONSOR\*INNEN DER PREISVERLEIHUNG.



## press-schlag

Spieltage  
des Geldes

Die Uefa reformiert die Fußball-Wettbewerbe, vor allem die Champions League. Für mehr Einnahmen

Die Champions League des Männerfußballs soll spannender werden, dafür soll es mehr Begegnungen geben und, ach so, etwas mehr Geld. Die Uefa erhofft sich pro Saison eine Steigerung der Einnahmen um bis zu 1,4 Milliarden Euro. Mit der Reform gibt es mehr Spiele, mehr Tore und mehr Belastung. Die Spieler müssen immer häufiger auf den Platz und darüber wird gestritten. Zuletzt nannte Jürgen Klopp die Reform einen „Witz“, und sein Kollege Pep Guardiola hielt die zusätzlichen Spiele für „unmöglich“, er befürchtet mehr Verletzungen.

Der Uefa ist das egal. Die macht sowieso, was sie will, und das ist hauptsächlich Geld. Mehr Spiele bedeuten natürlich weitere Übertragungen, mehr Werbung und mehr Raum für die Verbreitung der eigenen Marken.

Wie will die Uefa das schaffen? Insgesamt gibt es ab der diesjährigen Ausgabe der Champions League 36 an Stelle von vorher 32 Teilnehmern. Diese spielen in einer großen Gruppe gegeneinander. Das bedeutet pro Team zwei Spiele mehr in der Gruppenphase. Für die Champions League sind das insgesamt 189 anstatt 125 Spiele.

Ähnliche Änderungen werden bei der Europa und der Conference League vorgenommen. In den internationalen Wettbewerben des europäischen Fußballverbands spielen ab 2024 insgesamt 108 statt bisher 96 Klubs.

Diese Änderung ist auch unter Fans umstritten. Vielleicht geht ja die Magie dieses Wettbewerbs verloren, wenn Begegnungen mit anderen Spitzenvereinen Europas nichts besonderes sind, sondern Normalität. Letztlich gibt die Uefa den Fans allerdings das, was sie wollen. Fußball. Und davon noch mehr. Vielleicht wird noch in den nächsten ein, zwei Jahren über die Reform gesprochen. Danach ist das der Tabellenstand von gestern. Am Ende schauen es sich sowieso wieder alle an – die Uefa weiß das.

Für Vereine wird sich hier ebenfalls einiges ändern. Dauergäste der Königsklasse wie der FC Bayern oder Borussia Dortmund werden jährlich noch höhere Prämien als ohnehin schon kassieren. Sich international festzusetzen wird von noch größerer Bedeutung sein, um sich einen Wettbewerbsvorteil durch – natürlich! – Geld zu verschaffen. Denn auch die Prämien für die Teilnehmer des internationalen Geschäfts sollen steigen. Vereine hingegen, die keine Chance auf internationale Plätze haben, werden sich wirtschaftlich weiter von der Spitze entfernen.

Die Reform wird die Kluft zwischen arm und reich in den Fußballigen Europas vergrößern und damit auch die Leistungsabstände. Das befürchten auch Fan-Bündnisse, zu denen beispielsweise der FC St. Pauli oder FC Köln gehören. Die Fußballigen, unter ihnen die Deutsche Fußballliga, sind besorgt, dass die Fernsehgelde, die in die zusätzlichen CL-Spiele gehen, im Ligabetrieb fehlen werden.

Neben dem Wohl der Spieler steht die Fairness im Zentrum der Kritik. Was am Ende aber für die Uefa zählt, ist Geld. Dafür ist diese Reform ideal. Aber auch die Vereine werden mitziehen. Sie wollen ihre sportlichen Ziele erreichen und sehen in der Goldgrube des internationalen Geschäfts nun eine noch größere Chance. Auch die Fans werden sich nach anfänglicher Eingewöhnungszeit über die Reform freuen – letztlich wollen sie so viel Fußball wie möglich sehen.

Ideal wäre, wenn Präsident Aleksander Čeferin und sein Verein den Schutz der Athleten in den Vordergrund stellen und den Fußball als Sport betrachten und ihn auch so schützen würde. Das war bekanntermaßen nie der Stil der Uefa. Fußball ist für den Verband nur Mittel zum Zweck.

Angesichts dieser Reform wird das nicht die letzte Veränderung zulasten der Sportler und zu Gunsten der ewig wachsenden Gelddruckmaschine Uefa gewesen sein. *Elias Schaal*

## Im Umbruch

Die Bundesliga startet. Mit Befürchtungen um dominante Münchnerinnen, Debatten über Aufstockung und hohe Belastung – und einer ausgeglicheneren Mittelklasse

Von Alina Schwermer

Gewinnen ist immer schwierig.“ Diese Plattitüde von Bayern-Trainer Alexander Straus vor dem Saisonauftakt muss man wohl mit Nuancen lesen. Denn das Gewinnen könnte für die Münchnerinnen in der neuen Bundesligasaison ein weiteres Stück leichter werden. Keine einzige Niederlage haben die Bayern in der vergangenen Spielzeit kassiert. Aus den letzten vier Spielen gegen die einst überlegenen Rivalinnen aus Wolfsburg haben sie drei gewonnen. Mit Pajor, Janssen und Oberdorf hat Wolfsburg zur neuen Saison nun drei zentrale Spielerinnen verloren (davon die derzeit verletzte Oberdorf, das Kronjuwel des deutschen Fußballs, an Bayern), während das Münchner Team zusammenblieb. Und so gehört nicht viel Phantasie zur großen Frage des Saisonauftakts: Wie arg öde wird das Titelrennen?

Ganz arg ist es vielleicht noch nicht. Denn viel Substanz ist noch da in Wolfsburg, und interessante Spielerinnen (Janina Minge aus Freiburg, Ariana Arias aus Barcelona II) gerade erst gekommen. Das Wegschicken der Favoritinnenkarte ist gewiss auch keine ungeschickte Taktik. Und doch: Die Bundesliga der Frauen – lange leuchtendes Beispiel für einen zumindest spannenden Zweikampf – ist auf dem Weg zum Monopol. Bezeichnenderweise nannten sechs Ligatrainer den FC Bayern als klare Favoritin auf den Titel; die verbleibenden fünf erwarteten einen Zweikampf mit Wolfsburg. Noch schwerer wiegt, dass auf Jahre kein weiteres Team eine Bayern-Konkurrenz auf Augenhöhe stellen wird.

Was in der Spitze fehlt, soll zumindest in der Breite kommen. Nur eine Absteigerin wird es die

ses Jahr geben, denn die Bundesliga stockt auf 14 Teams auf. Glück für die Neuen aus Potsdam und Jena, denen kaum jemand zutraut, mit den Etablierten mitzuhalten. Die Aufstockung ist auch eine vielleicht hastige Reaktion auf den sich lange abzeichnenden internationalen Bedeutungsverlust. In der vergangenen Saison schaffte es kein einziges deutsches Team ins Viertelfinale der Champions League, der Zuschlag zur WM 2027 ging an Brasilien. Die Zeichen der Zeit haben viele gelesen, Eintracht Frankfurts Vorstandssprecher Axel Hellmann drohte zuletzt mit einer Loslösung der Liga vom DFB.

Dass eine Aufstockung sportlich mittelfristig nötig ist, bestreitet kaum jemand. Doch bei der Umsetzung ist die Liga gespalten. Eine klare Mehrheit der Klubs votierte zuletzt dafür; Spitzenteams wie Bayern

Wer Spannung sucht, sollte zuvörderst auf die Tabellenmitte schauen

und Wolfsburg hingegen sind unglücklich über den noch volleren Terminkalender. Auch Spielerinnen äußerten sich kritisch. Alex Popp klagte zuletzt über die enorme Belastung und die schweren Verletzungen vieler Spielerinnen. In einer Aufstockung sehe sie „keinen großen Mehrwert“. Nicht zuletzt gibt es sportlich und infrastrukturell gigantische Lücken. Weiterhin werden die meisten Aufsteigerinnen aus der Liga geschossen; und die berühmte fehlende Rasenheizung in Potsdam dürfte im Winter wieder für Spielverschiebungen sorgen.

Zu viele deklassierte Schießbuden wären wenig hilfreich.

Andererseits stehen mit Union Berlin, Nürnberg oder dem HSV ambitionierte Großklubs der Männer in der zweiten Liga in den Startlöchern, die sich oben etablieren wollen. Solch professionellere Auf- und Absteigerinnen könnten die schwache zweite Liga schrittweise attraktiver machen, sagen die Befürworter:innen. Der DFB plant für die Bundesliga künftig zudem ein Mindestgehalt und ab 2025/26 infrastrukturelle Mindestanforderungen. Was allerdings auch dazu führen dürfte, dass Aufsteigerinnen zunehmend anhand finanzieller Kapazitäten der Männerklubs statt Tabellenplatz entschieden werden. Profitiert hat auch sonst die Männerbranche: Zur neuen Saison ist mit der Schwangerschaftspause von Theresa Merk keine einzige Frau mehr Cheftrainerin.

Es könnte eine von Umbrüchen gezeichnete Saison werden. Wer Spannung sucht, sollte zuvörderst auf die Tabellenmitte schauen. Das obere Mittelfeld nämlich ist enger und spektakulärer geworden, die Investitionen der letzten Jahre haben Früchte getragen. Teams wie Leverkusen und Bremen arbeiten sich mit zunehmender Spieltelligenz nach oben; Aufsteigerin Leipzig spielte nach Startschwierigkeiten eine überraschend starke Rückrunde mit Platz 4 der Rückrundentabelle. Die SGS Essen hält dank herausragender Nachwuchsarbeit weiter als Frauenverein mit und hat gerade mit der Ausgliederung ihrer Frauenabteilung für ein Novum im deutschen Fußball gesorgt. Sie bleibt Vorbild für unabhängige Frauenklubs. Und die wiedererstarkenden Frankfurterinnen wären auch als Konkurrenz um Platz 2 denkbar. Die lange geforderte Breite kommt und könnte indirekt das Titelrennen spannender machen. Das allerdings diesmal mit klaren Favoritinnen startet.

## die sportskanone



„Taihoro“ von Team Neuseeland Foto: imago/La Presse

Seglers Pech  
an Land

Zum großen Fundus gründlich widerlegter Gewissheiten hat das Team Neuseeland beim 37. America's Cup etwas beizutragen. „A ship in a harbour is safe but that is not what ships are built for“, lautet so eine Weisheit, ein Schiff im Hafen sei sicher, aber für den sicheren Ankerplatz habe man es ja nicht gebaut.

Am Donnerstag ist die Segeljacht des Titelverteidigerenteams in dem Moment, in dem sie von einem Kran in Barcelona aus dem Wasser gehoben werden sollte, runtergekracht. Sechs Meter tief fiel das teure Stück auf den Lagerbock, der dabei teilweise nachgab. „Als würde eine Bombe losgehen“, berichtete der neuseeländische Teamchef Grant Dalton von dem Geräusch, das er vernahm. Verletzt wurde niemand, aber die Jacht, mit der das Team seinen Titel verteidigen möchte, ist erst mal beschädigt. Gerade bei der komplizierten Bordelektronik ist unklar, wie lange die Reparatur dauern wird. Dalton: „Das wird uns sicher für eine Weile aus dem Wettbewerb nehmen. Zum Glück ist der Mast stehen geblieben.“ An der Auftaktphase der Herausfordererrunde kann Team Neuseeland nicht wie geplant teilnehmen.

Sportliche Auswirkungen hat diese Zwar-nicht-Mast-und-Schotbruch-aber-doch-Havarie zunächst keine, weil Neuseeland als Cup-Verteidiger ohnehin im Finale mitsegelt. Das erste Team in dieser Herausfordererrunde wird am 8. September ausscheiden. Die erste Final-Regatta um den America's Cup findet am 12. Oktober statt.

## die spielregel

„Als Regelverstoß gelten direkter Körperkontakt mit dem Gegner, das Hineinfahren in den gegnerischen Rollstuhl hinter der Hinterachse, Rückspiel in die eigene Hälfte oder Rollstuhlkontakt während eines Timeouts.“

Aus den Regeln des Rollstuhl-Rugby. Am 2. September findet das Finale bei den Paralympics in Paris statt. Gespielt wird auf Basketballfeldern, zu jedem Team gehören vier Spieler oder Spielerinnen, es gibt keine Geschlechtertrennung. Menschen mit Einschränkungen an allen vier Extremitäten nehmen teil. Und der Ball ist übrigens rund.



New Girls on the Block: Frankfurt konnte zuletzt auch gegen Bayern mithalten – hier Laura Freigang gegen Sydney Lohmann Foto: imago

Sportgeschichte auf einem Bild: Katja Bornschein (li.) und die spätere Weltfußballerin Birgit Prinz feiern 1996 den DFB-Pokal für den FSV Frankfurt  
Foto: imago/Pressefoto Baumann



**Katja Bornschein** kickte 18 Jahre lang in der Fußballbundesliga und 37-mal in der Nationalelf. 1991 wurde sie Europameisterin, mit dem FSV Frankfurt wurde sie zweimal Deutsche Meisterin und gewann dreimal den DFB-Pokal.

sehr hoch ist, dadurch, dass der Frauenfußball so professionalisiert wurde. Die Spielerinnen haben Berater:innen und müssen sich auf Social Media vermarkten. Ich war schüchtern und das wäre mir damals sehr schwergefallen.

**taz: Die Beliebtheit von Frauenfußball hat sich also verändert?**

**Bornschein:** Absolut. Damals ist niemand für uns zum Spiel gekommen. Unsere Fans waren unsere Familien und Freunde. Damals haben wir vor den Männern in Berlin gespielt. Wenn wir da reingelaufen sind, war das Stadion relativ leer und am Ende des Spiels dann voll. Aber die Leute sind natürlich nicht wegen uns gekommen, sondern wegen des Spiels danach. Das ist aus heutiger Sicht gar nicht mehr nachvollziehbar. Da bekommt man in Köln fast das ganze Stadion voll. Früher wurde Frauenfußball ins Lächerliche gezogen, und heute wird er ernst genommen. Er wird im Fernsehen übertragen und besprochen, und Sponsoren sehen, dass sich damit Geld verdienen lässt.

**taz: Welche Rolle spielt Fußball heute noch in Ihrem Leben?**

**Bornschein:** Ich schaue ihn noch im Fernsehen, und manchmal gibt es Länderspieleinladungen vom DFB. Das ist immer wie ein kleines Klassentreffen. Es ist mir sehr schwergefallen aufzuhören. Fußball war ein großer Teil meines Lebens, der weggebrochen ist. Ich habe noch meine Trainerscheine bis zur B-Lizenz und in Freiburg Stützpunkttraining gemacht und war auch noch mal Co-Trainerin beim SC Freiburg. Irgendwann habe ich gemerkt, dass das nichts für mich ist. Aber es sind auch wirklich Freundschaften entstanden, die es heute noch gibt. Es war schwierig, einen richtigen Freundeskreis außerhalb vom Fußball aufzubauen. Ich musste so häufig ins Training und anderen deshalb immer absagen. Da habe ich viele Kontakte verloren und bin noch enger mit den Frauen aus der Mannschaft zusammengewachsen. Wir treffen uns auch heute noch. Nur die Gesprächsthemen haben sich verändert. Von Fußball über Tupperware zum Thermomix. Wir lachen öfter mal darüber.

# „Dann habe ich gesagt: ‚Ich tunnel dich jetzt‘“

Katja Bornschein hat 1990 das erste Tor der Frauen-Bundesliga geschossen. Sie erzählt, wie sie zum Fußball kam, dass es als Verdienst Benzengeld gab und wie Mario Basler einmal mit dem Pokal vorbeikam

Interview Louise Ringel

**taz: Wie hat es sich angefühlt, das erste Tor der Frauen-Bundesliga zu schießen?**

**Bornschein:** Ja, es gab mehrere Spiele an dem Tag. Iris Taaken vom SV Wilhelmshaven hat bei dem Spiel, das um 14 Uhr losging, ein sehr schnelles Tor geschossen. Nach 55 Sekunden. Ich habe um 11 Uhr für den FSV Frankfurt gespielt und auch ein Tor geschossen. Sie hat also ein schnelleres Tor geschossen, aber meins war das erste der Frauen-Bundesliga. Es wurde aber damals kaum dokumentiert, und Iris ist als erste Torschützin in die Geschichte eingegangen. Bis es dann vor ein paar Jahren recherchiert und aufgeklärt wurde.

**taz: Das ist aber lange in Vergessenheit geraten ...**

**Bornschein:** Ja, es gab mehrere Spiele an dem Tag. Iris Taaken vom SV Wilhelmshaven hat bei dem Spiel, das um 14 Uhr losging, ein sehr schnelles Tor geschossen. Nach 55 Sekunden. Ich habe um 11 Uhr für den FSV Frankfurt gespielt und auch ein Tor geschossen. Sie hat also ein schnelleres Tor geschossen, aber meins war das erste der Frauen-Bundesliga. Es wurde aber damals kaum dokumentiert, und Iris ist als erste Torschützin in die Geschichte eingegangen. Bis es dann vor ein paar Jahren recherchiert und aufgeklärt wurde.

**taz: Das erste Tor der Liga war nicht Ihr einziger Erfolg. Sie sind auch Europameisterin, Deutsche Meisterin und DFB-Pokalsiegerin. Beim DFB-Pokal gab es aber gar keinen richtigen Pokal, oder?**

**Bornschein:** Ja, der DFB-Pokal war eine silberfarbene Pergamentrolle mit einem Kranz drum. Ich glaube, der EM-Pokal war ähnlich. Einmal waren wir im Pokalenspiel und haben da unsere schöne Pergamentrolle gewonnen. Nach uns hat Bayern gespielt. Wir hatten eine Kabine am Anfang, und deshalb mussten alle Spieler von den Männern bei uns vor-

bei. Dann ist Mario Basler gekommen und hat gesagt: „Mädels, nachher, wenn ma holen, kriegt ihr auch mal den Pokal!“ Er kam dann tatsächlich nach dem Spiel und hat uns den Pokal von den Männern gegeben. Ich kann sagen: Daraus zu trinken schmeckt überhaupt nicht. Heutzutage würde man sagen, wir haben unseren eigenen Pokal. Aber damals war das schon sehr witzig und toll.

**taz: Wie sind Sie zum Fußball gekommen, wenn es für Frauen damals gar nicht selbstverständlich war?**

**Bornschein:** Das war eigentlich vorbestimmt. Meine Eltern haben beide Fußball gespielt. Ich bin in den 70er Jahren geboren. Ich bin eigentlich auf dem Fußballplatz groß geworden. Meistens war ich mit meiner Mutter im Training. Die haben mich in den Mittelkreis gesetzt und mir Bälle gegeben, und dann war ich beschäftigt. Es ist dann einfach meine absolute Leidenschaft geworden.

**taz: In Ihrer Familie war es total normal, aber wie wurde es ansonsten aufgenommen?**

**Bornschein:** Da war ich immer ein bisschen exotisch. Ich habe mit fünf Jahren angefangen, und da gab es noch keine Mädchenmannschaften. Ich habe bis zur C-Jugend immer nur mit Jungs gespielt. In der eigenen Mannschaft war das normal, aber bei den Gegnern kamen dann schon öfter die berühmten Sprüche wie: „Lass dich doch nicht von einem Mädchen abkochen.“ Es war anstrengend, immer wieder mit irgendwelchen Vorurteilen aufräumen zu müssen. Über Frauenfußball wurde nur gelacht. In der Berufsschule war einer, der selbst Fußball gespielt hat, und der hat mich nie ernst genommen. Dann hatten wir Sportunterricht, und ich habe zu ihm gesagt: „Ich tunnel dich jetzt.“ Das hat er mir

nicht geglaubt, aber ich habe zack, zack, zack gemacht, und der Ball war durch seine Beine. Von da an war er ein Frauenfußball-Fan. Mit ihm bin ich heute noch gut befreundet. Wir lachen und unterhalten uns manchmal darüber. Das ist nur ein kleines Beispiel, aber so musste ich damals immer kämpfen.

**taz: Wie haben Sie damals trainiert, wenn Frauenfußball so unüblich war?**

**Bornschein:** Das war sehr abenteuerlich und wäre ohne meine Eltern nicht machbar gewesen.

**„Ich war schüchtern. Mich zu vermarkten wäre mir damals sehr schwergefallen“**

In Frankfurt Anfang der 90er Jahre hatten wir dreimal pro Woche Training. Da musste mein Vater mich dreimal die Woche zum Training fahren und noch einmal, wenn ein Spiel war. Zu den Spielen sind wir erst privat gefahren. Mit der Gründung der Bundesliga wurde das professioneller. Da sind wir im Bus gefahren, und wenn wir runter bis München gefahren sind, haben wir auch mal da übernachtet. Ende der 90er bin ich nach Freiburg gewechselt und da auch noch einmal aufgestiegen in die Bundesliga. Da habe ich eine totale Veränderung bemerkt. Wir haben vier- bis fünfmal pro Woche trainiert. Ich war eigentlich jedes Wochenende unterwegs. Als ich aufgehört habe, war es schon normal, auch vormittags und sechs- bis

siebenmal zu trainieren. Ich war immer zu hundert Prozent berufstätig, und dann war das einfach nicht mehr möglich.

**taz: Haben Sie mit dem Fußball nichts verdient damals?**

**Bornschein:** Das war, wenn überhaupt, Benzengeld, aber mehr nicht. Am Ende war es quasi auf Minijobbasis. Das war's dann auch. Ich hatte damals das Glück, dass ich bei der Telekom gearbeitet habe. Dort habe ich immer Sonderurlaub bekommen, wenn ich ihn brauchte. Gerade in der Nationalmannschaft hätte mein Urlaub sonst nie gereicht, um die ganzen Länderspielreisen machen zu können. Später habe ich noch Unterstützung von der Sportstiftung bekommen. Aber am Ende war es ein Freizeitvergnügen. Zur damaligen Zeit war es einfach so, dass fast alle gearbeitet haben. Entweder hatten sie nette Arbeitgeber, die ihnen viel freigegeben haben, oder das Training war abends, und sie haben es nach der Arbeit gemacht. Es war ein Hobby, obwohl es professionell aufgezogen war.

**taz: Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie dann für die Nationalmannschaft gespielt haben?**

**Bornschein:** Ich habe mich da am Anfang sehr schwergetan, weil ich sehr zurückhaltend war. Damals musste man noch die Bälle oder Hütchen tragen, wenn man irgendwo neu war. Das waren noch ganz andere Zeiten. Aber mein zweites Länderspiel war dann das Finale von der Europameisterschaft. Das war natürlich eine Riesenehre. Da die Nationalhymne zu hören und zu wissen, die wird jetzt gespielt, weil ich hier Fußballspiele, hat mich wahnsinnig stolz gemacht.

**taz: Wie gucken Sie auf den Frauenfußball heute?**

**Bornschein:** Zum einen finde ich es total klasse, was passiert. Seit der EM in England hat Frau-

enfußball einen richtigen Schub bekommen. Jetzt ist er auch für Zuschauer und Sponsoren interessanter. Früher hat Frauenfußball nur Geld gekostet, und heute kann man damit auch Geld machen. Mit Olympia ist es jetzt noch weiter vorangegangen. Außerdem sind die Spielerinnen viel athletischer, als wir es damals waren. Da stecken richtige Trainingswissenschaften dahinter. Es ist viel professioneller geworden. Und ich finde es toll, dass die Spielerinnen davon leben können. Aber es reicht eben nicht, die Nationalspielerinnen mal ausgenommen, um noch was auf die Seite zu legen. Das wird vielleicht reichen, um jetzt Fußball spielen zu können. Aber was ist danach? Einer jungen Spielerin würde ich immer raten: Schau, dass du auf alle Fälle ein Studium oder eine Berufsausbildung machst. Und ich glaube, dass der Druck

taz shop

taz-Hosenband

Binden Sie sich ein kleines Stück taz-Geschichte ans Bein! Unsere alten Werbebanner bekommen ein neues Leben als Hosenband und schützen weite Beinkleidung vor Fahrradketten. Die Farben sind variabel, jedes Stück ist ein Unikat. Handgefertigt in Zusammenarbeit mit FAHRER.



€ 1190

10 % Rabatt für taz-Abonnent\*innen & taz-Genoss\*innen

taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21  
10969 Berlin | T (0 30) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | taz.de/shop

## stellenmarkt



## Die EDV der taz sucht sobald wie möglich eine Abteilungsleitung

### Deine Aufgaben

- Strategische Leitung des Bereichs EDV
- Personalverantwortung und Abteilungsorganisation
- Entscheidungsprozesse und Arbeit im Team strukturieren
- Präsentation der EDV gegenüber Gremien und Geschäftsführung
- Verbindliche Strukturen schaffen und einfordern

### Dein Profil

- Informatiker:in mit einschlägiger Erfahrung in den Bereichen Service & Administration, Betriebssystem-Plattformen, Software-Entwicklung, Apps und Online
- Fähigkeit zu Organisieren und Moderieren
- Transparente Kommunikation fördern
- Hartnäckigkeit & Frustrationstoleranz, Anpassungsfähigkeit, Flexibilität

### Wir bieten

- Unbefristete Stelle in Vollzeit (36,5 Stunden)
- Homeoffice in begrenztem Umfang
- Bezahlung nach taz-Vergütungsvereinbarung mit Verantwortungszulage
- Arbeit in einem politisch motiviertem Umfeld mit vielfältig interessanten Menschen

Weitere Informationen zur Stelle und Bewerbung:  
<https://taz.de/edvleitung>

## sonstiges

## „Stellen Sie sich vor, was es bedeutet ...



... von einem Tag auf den anderen  
Handy, Internet und Laptop,  
abgeschnitten zu sein, dann ist eine  
Tageszeitung wie die Wasserquelle  
in der Wüste.“

*Gefangener JVA Mannheim*

Bitte spenden Sie die »taz« zum Preis von  
41,80 € monatlich, 250,80 € halbjährlich,  
501,60 € jährlich oder überweisen Sie einen  
Betrag Ihrer Wahl an:  
Freiabonnements für Gefangene e.V.  
IBAN: DE06 3702 0500 0003 0854 00  
Kennwort: »taz«  
[www.freiabos.de](http://www.freiabos.de)

Photo © Lena Sophie Zeller



Freiabonnements  
für Gefangene e.V.

## veranstaltung



**Kontroverse Themen, integrale  
Gäst:innen, hitzige Debatten,  
kühle Drinks – das alles und viel  
mehr bieten Ihnen unsere taz Talks.**

Entweder live in der taz Kantine oder in den  
digitalen Welten: Schalten Sie einfach bequem  
von zu Hause ein – die Drinks müssen Sie dann  
allerdings selber mischen.

Alle aktuellen und vergangenen Talks zum Dabeisein  
und Nachschauen finden Sie hier:

**[taz.de/talks](https://taz.de/talks)**

# RETTET DIE



# WAHLEN

Wahlen im Osten: Wir schauen genau hin und berichten von  
vor Ort. Wie ist die Lage in Thüringen, Sachsen und Brandenburg?  
Was steht auf dem Spiel? Woher kommen die Stimmen? Wohin  
weisen die Ergebnisse? Lesen Sie es nach in der wochentaz.

**taz** zeitung für morgen



**10 WOCHEN  
NUR 10 EURO**  
[taz.de/entscheidung](https://taz.de/entscheidung)

# grün digital

www.taz.de | anzeigen@taz.de | fon 030 – 25 90 23 14

31. august – 6. september 2024

## Bitte kein Bling-Bling

Wie man mit der richtigen Hard- und Software beim Streamen und Shoppen den eigenen CO<sub>2</sub>-Fußabdruck klein hält: über gute Anbieter, schlankes Design und die passende Bildqualität

Von **Ansgar Warner**

Schöne neue Digitalwelt: niemand macht sich mehr bei der Arbeit die Hände schmutzig, es müssen keine Bäume sterben, Abfall verschwindet rumpeldipumpel im virtuellen Papierkorb. Doch so clean wie es das Design von Geräten und Benutzeroberflächen uns vorspiegeln möchte, ist die Welt der Bits und Bytes nicht. Das fängt schon bei der Hardware an. Ein Laptop oder ein Smartphone mag zwar im Betrieb kaum Strom verbrauchen, doch jedes Gadget kommt bei uns schon mit einem erheblichen CO<sub>2</sub>-Fußabdruck an, der bei der Herstellung entsteht.

Das größte Umweltproblem bereitet aber der hohe Vernetzungsgrad unserer Geräte. Sie alle nutzen das Internet, um rund um den Globus Daten in Rechenzentren abzurufen, auszutauschen oder abzuspeichern. Stellt man sich das Internet als ein Land vor, käme es mit seinem Energieverbrauch mitten unter die Dirty Top Ten weltweit, irgendwo zwischen Russland und Japan. Allein zehn Prozent des weltweit verbrauchten Stroms werden durch das Netz der Netze erzeugt. In Deutschland würde der Anteil in etwa dem Stromverbrauch von Berlin entsprechen.

Eine Suchanfrage bei Google & Co. verursacht mit geschätzten 0,2 Gramm CO<sub>2</sub> zwar nur sehr wenig Emissionen. Ähnlich sieht es bei einer kurzen E-Mail mit etwa 0,3 Gramm Kohlendioxid aus. Doch die Masse macht's. Milliarden von weltwei-

ten Suchanfragen, genauso wie Milliarden von verschickten E-Mails bedeuten nämlich, dass Tag für Tag Hunderttausende Tonnen CO<sub>2</sub> in die Atmosphäre verpuffen.

Je datenintensiver unsere Webaktivitäten, desto größer ist der Umwelteffekt. Die gute Nachricht dabei: Bereits über unser Surfverhalten können wir also dazu beitragen, unseren Alltag nachhaltiger zu gestalten. Wer eine Stunde lang hochauflösende Streamingvideos anschaut, verursacht mehr als 100 Gramm Kohlendioxid-

### Der CO<sub>2</sub>-Fußabdruck einer Website lässt sich mit Online-Tools überprüfen

emissionen und damit etwa so viel wie ein Verbrennerauto, das einen Kilometer weit fährt. Also lieber nur DVDs einschieben? Nun ja. Wer beim Videostreaming die Auflösung verringert, erzielt bereits einen großen Effekt. In der Regel ist HD auf dem Bildschirm völlig ausreichend, auf Full HD oder Ultra HD kann man verzichten. Bei kleineren Displays wie Tablet oder Mobiltelefon reicht oft schon die Einstellung SD beziehungsweise Niedrig oder Basis.

Wer E-Mails kurz hält und aufwendige Anhänge verzichtet, landet ebenfalls im grünen Bereich. Außerdem sollte man gelesene E-Mails und deren An-

hänge möglichst regelmäßig löschen. Es lohnt sich für die Umwelt, auf einen nachhaltigen E-Mail-Dienstleister zu setzen, etwa Posteo, Mailbox.org oder Ownbay. Diese Anbieter betreiben ihre Infrastruktur in Deutschland und nutzen Ökostrom. Sogar eine „grüne“ Suchmaschine ist am Markt. Das Berliner Social-Start-up Ecosia setzt schon seit 2009 auf CO<sub>2</sub>-Neutralität. Für jede Suchanfrage auf der Plattform, die im Hintergrund von Bing und Google bearbeitet wird, erfolgt eine Spende für Baumpflanzprojekte im globalen Süden.

Wer selbst eine Website betreibt, sollte durch das richtige Seitendesign dafür sorgen, dass sich die einzelnen Pages schnell laden lassen, und vor allem auch auf unnötiges Bling-Bling verzichten. Klimaneutrales Webhosting in Deutschland ist auch eine gute Idee. Wie gut eine Website in Sachen CO<sub>2</sub>-Fußabdruck abschneidet, kann man mit Online-Tools von „Website Carbon“ oder „The Green Web Foundation“ überprüfen.

Da wir mit dem Web mittlerweile vor allem via Smartphone in Berührung kommen, lohnt sich ein Blick auf den Homescreen in der Hosentasche. Werden all die Apps wirklich gebraucht? Im Zweifelsfall einfach löschen. Denn jede App belegt Speicherplatz und frisst Rechenressourcen, gerade ältere Geräte werden verlangsamt, Akkulaufzeiten verringern sich. Ob genutzt oder ungenutzt, oft sind Apps im Hintergrund online, laden Aktualisierungen he-



Digitalisierung und Umwelt: Haben wir noch den Durchblick? Foto: Rachel Bell/laif

runter oder fleißig gesammelte Nutzerdaten hoch. Netzintensive Funktionen wie Push-Benachrichtigungen oder Ortungsdienste sollte man nur bei wirklich notwendigen Anwendungen aktivieren. Auf Apps mit Werbeeinblendungen verzichtet

### Die IFA 2024

Auf der Berliner Technologie- und Industriemesse IFA, die bis 2004 als „Internationale Funkausstellung“ firmierte, rückt **Digitalisierung** immer stärker in den Fokus. Zu den diesjährigen fünf Top-Themen zählt auch die **Nachhaltigkeit**. Das diesjährige Programm umfasst mehr als 120 Speaker. Die IFA findet **vom 6. bis zum 10. September** auf dem Berliner Messegelände statt.

man besser gleich ganz, sie gelten zurecht als stromfressende Datenkraken.

Eine leidenschaftliche Debatte tobt regelmäßig rund um die Frage: Ist es besser online einzukaufen oder vor Ort? Die richtige Antwort hängt stark vom persönlichen Verhalten ab. Werden die bestellten Waren an eine Paketstation in der Nähe geliefert, die man zu Fuß oder mit dem Fahrrad erreichen kann, senkt man den CO<sub>2</sub>-Fußabdruck erheblich. Liefert der Dienstleister seine Waren mit Elektrofahrzeugen aus? Umso besser. Werden für den Versand Mehrwegverpackungen verwendet? Noch besser.

Wer sich alle ein, zwei Jahre ein brandneues Mobilgerät oder ein neues Laptop kauft, verhält sich natürlich auch nicht gerade sehr nachhaltig. Allein in deutschen Schubladen und Schränken lagern mehr als 100 Milli-

onen gebrauchte Handys und Smartphones. Immer öfter werden aber auch generalüberholte Geräte als „refurbished“ von professionellen Händlern verkauft, in der Regel mit einjähriger Garantie. Ob Mobiltelefon, Klappcomputer oder Monitor, das lohnt sich nicht nur finanziell, sondern verringert auch die Umweltbelastung.

Seit einiger Zeit gibt es in Europa alternative Anbieter wie fairphone oder shift, die besonders langlebige Smartphone- und Tablet-Hardware herstellen, indem sie auf leichte Reparierbarkeit und Austauschbarkeit von einzelnen Modulen wie Bildschirm, Kamera oder Akku setzen. Außerdem garantieren sie Software-Updates für lange Zeiträume. Besonders vorbildlich für die gesamte IT-Branche: Es gibt eine garantierte Rückgabepremie, wenn man das Altgerät einsendet.

## Smart gespart

Heizen per Handy ist komfortabel und kann die Energiekosten senken. Wichtig ist die individuelle Planung

Rund 70 Prozent der in Privathaushalten verbrauchten Energie entfällt auf die Raumwärme. Angesichts der hohen Kosten sind die Möglichkeiten, in diesem Bereich smarte Technik einzusetzen, besonders interessant. Umfang und Funktionen einer solchen Heizungssteuerung variieren, bieten aber auch für den kleineren Geldbeutel sinnvolle Tools.

Grundlage sind in jedem Fall digitale Heizkörperthermostate. In der preiswertesten Variante müssen diese ohne Vernetzung einzeln von Hand programmiert werden. Auch Thermostate mit Bluetooth-Modul sind nicht mit dem Internet verbunden, lassen sich aber zu Hause über eine Handy-App bedienen. Dies ermöglicht es, einen individuellen Heizplan zu erstellen. Ein solches System ist bereits mit einer Investition von rund 60 Euro möglich.

Wer mehr Funktionen wünscht oder braucht, muss deutlich mehr investieren. Nur vernetzte und internetfähige Modelle bieten das gesamte Spektrum und können in vollem Umfang in die Smart-Home-Technik eingebunden werden. Dies erfordert eine zum Teil teure Steuerzentrale. Damit lässt sich dann nicht nur die gesamte Heizungsanlage unabhängig vom Router steuern. Es ist möglich, weitere smarte Geräte mit der Heizung zu verbinden, zum Beispiel die Tür- und Fenstersteuerung. Viele Apps erkennen ein versehentlich geöffnetes Fenster und regeln dann automatisch die Leistung zurück.

Die optimale Vernetzung hingegen macht es nicht nur möglich, dieses Fenster aus der Ferne zu schließen, sondern kann auch bei geplantem Lüften helfen.

Einzelraumsteuerung und Innensensoren sind relativ einfach zu installieren und zu bedienen. Wer es noch komfortabler möchte, kann das sogenannte Geofencing einsetzen. Dabei erkennt das System über GPS, wann die Bewohner:innen das Haus verlassen, regelt die Temperatur herunter und fährt die Heizung dann wieder hoch, wenn sich die Bewohner:innen dem Zuhause nähern. Ohne aufwendige Zusatzfunktionen muss man mit Anschaffungskosten von etwa 150 Euro rechnen.

Die meisten Systeme erlauben eine Selbstmontage. Nahezu alle digitalen Thermostate lassen sich problemlos von Laien installieren, wie die Stiftung Warentest ermittelt hat. Anders verhält es sich bei der Bedienbarkeit der Apps: „Viele der elf Geräte im Test regeln die Temperatur zuverlässig – leicht zu bedienen sind nur zwei“, so das Fazit der Tester. Allerdings bestehe kein Zusammenhang zwischen Preis und einfacher Bedienbarkeit.

Nicht nur Heizkörper, sondern auch Heizkessel und Heizungspumpen lassen sich digital steuern, indem zum Beispiel die Vorlauftemperatur dem tatsächlichen Bedarf angepasst wird. Und auch bei Fußbodenheizungen, die über einen zentralen Heizkreisverteiler gesteuert werden, ist die smarte

Technik mithilfe von Raumthermostaten möglich und sinnvoll.

Die jeweilige Kostenersparnis durch smarte Technik hängt unter anderem vom Heizverhalten der Nutzer:innen ab. Wer ohnehin schon darauf geachtet hat, energiesparend zu heizen, wird vermutlich nicht allzu viel einsparen. Menschen, die bisher eher achtlos geheizt haben, eröffnet sich mit den Systemen aber die Möglichkeit, durch exakte Planung den Energieverbrauch und damit die Kosten deutlich zu senken. Die Höhe dieser zu erwartenden Einsparung liegt, wie auf der Homepage der gemeinnützigen Beratungsgesellschaft co2online aufgeführt wird, nach Studien der Verbraucherzentrale und von Verbänden wie dem Bundesverband der Deutschen Heizungsindustrie (BDH) zwischen 9 und 15 Prozent.

Auch, wenn die smarte Technik den Nutzer:innen viel Komfort bietet, ist es unerlässlich, sich mit dem richtigen Heizen und Lüften zu beschäftigen. Unter anderem das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz (BMUV) und die Verbraucherzentrale bieten dazu auf ihren Seiten übersichtliche Informationen. Stoßlüften und das Lüften bei Wasserdampf, die Regulation der Luftfeuchtigkeit, aber auch die richtige Raumtemperatur und der Wechsel zwischen Tag und Nacht werden dort übersichtlich und leicht verständlich erklärt. Cordula Rode

nachhaltige technologie ist alternativlos.



nachhaltige technologie. mit liebe. aus deutschland.



# Eine Bratwurst auf die Klimakrise



Mit Fleischwitzen wollen Trolle klimabewusste Vegetarier\*innen oder Veganer\*innen provozieren Foto: Eberhard Thonfeld/imagio

Internet-Trolle reagieren auf Meldungen zur Klimakrise oft mit Häme. Manchmal ist das bloß ein Abwehrmechanismus, aus Angst heraus. Was wir dagegen tun müssen

Von Annika Reiss

Die Schlagzeile lautet „Epidemie der extremen Hitze“, hohe Temperaturen werden laut einem Bericht der UNO zum Normalzustand. Der Post dazu auf der Instagram-Seite @klima.taz bekommt über 1.600 Likes – das Thema hat Schlagkraft. Doch unter dem Post findet sich neben betroffenen und ernststen Kommentaren auch welche zynischer Natur: „Darauf erstmal eine Bratwurst“ schreibt ein User.

Ein Witz? Eine Provokation, weil er weiß, dass viele klimabewusste Menschen Vegetarier\*innen oder Veganer\*innen sind? Oder vielleicht will er einfach zeigen, wie wenig er sich von solchen Nachrichten aus der Ruhe bringen lässt. Dasselbe bei einem weiteren Kommentator: „Klima hat sich immer gewandelt. Aber es gibt keinen Notstand und es kommt auch keine Apokalypse“, schreibt er.

Aber was, wenn diese User, die mit zum Teil leicht wiederlegbaren Falschmeldungen daherkommen oder die Klimakrise herunterspielen, doch nicht so harmlos sind, wie sie zunächst wirken?

Eine Eigenschaft von diesen Kommentierenden, die auf Social Media öffentlich den Klimawandel relativieren oder gar leugnen, ist, dass sie einen langen Atem haben. Einige kommentieren unter jedem Post von @klima.taz. Sie posten die Inhalte in den eigenen Stories manchmal mit höhnischen Kommentaren, manchmal nur mit lachenden Emojis. Parallel bombardieren sie uns in Di-

rektnachrichten mit Videos, in denen Menschen von der „Klimalüge“ erzählen. Einige von ihnen schreiben uns tatsächlich mehrmals am Tag.

Das ist nicht immer nur vereinzelte Wut. Manche User sind dabei besonders umtriebig und posten von mehreren Profilen, um wie eine ganze „Armee“ an Unterstützer\*innen zu wirken.

Vor diesem Hintergrund will man die vereinzelt Kommentatoren, die nicht Teil eines größeren Systems sind, beinahe belächeln. Doch eine Studie der Australian National University Anfang dieses Monats fand heraus, dass das stete Wiederholen von falschen oder skeptischen Aussagen in Bezug auf den menschengemachten Klimawandel diesen grundsätzlich mehr Glaubwürdigkeit verleiht – selbst bei Menschen, die Vertrauen in die Wissenschaft haben. „Die Ergebnisse zeigen, wie mächtig und heimtückisch Wiederholungen sind und wie sie die Beurteilung der Wahrheit durch die Menschen beeinflussen können“, so Mary Jiang, Leitautorin der Studie.

Die extreme Rechte instrumentalisiert das Thema gerne – und verbreitet oder erfindet Desinformation, um die Klimakrise zu verharmlosen. Doch es gibt Lösungen, um Fake News dazu besser zu erkennen – und zu bekämpfen.

## Facts von Fakes unterscheiden

Woran erkenne ich eine verlässliche Quelle für Klimafakten? Was sind Merkmale von manipulativer, populistischer oder verschwörungsideologischer

Sprache? Wer das weiß, kann nicht nur leichter die irreführenden und falschen von den richtigen Fakten unterscheiden, sondern wird sich auch selbst weniger an der Verbreitung von Fake News beteiligen.

Journalist\*innen, NGOs und auch politische Influencer\*innen können der Verselbstständigung von Fake News vorgreifen, indem sie gängige Falschnachrichten mit Faktenchecks aufklären oder „Prebunking“ machen – das heißt, falschen Ideen über ein Thema vorgreifen oder die gängigen Systeme erklären, die etwa Rechte immer wieder benutzen, um Themen zu verzerrern.

„Da wir nicht jede (Des-)Information selbst überprüfen können, übernehmen professionelle Faktenchecker diese wichtige Recherchearbeit für uns und bereiten die Ergebnisse verständlich und nachvollziehbar auf“, sagt dazu Sabrina Heike Kessler im Gespräch mit der taz. Sie ist Forscherin und Dozentin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich. Dies könne nicht nur verhindern, dass sich Fake News ausbreiten, sondern öffentliche Debatten als Ganze fördern und mit evidenzbasierten Argumenten versorgen, so Kessler. Allerdings können Faktenchecks auch irreführend sein oder durch selektive Informationen aus dem Kontext gerissen werden. Es ersetzt also nicht, dass User sich selber informieren.

## Klimawissen stärken

Das, was wir über den Klimawandel wissen, wissen wir

durch wissenschaftliche Beobachtung von zum Teil hochkomplexen Vorgängen, die sich seit Jahrzehnten so stark verändern, dass es beunruhigend ist. Das Wissen darüber, was der Stickstoffkreislauf ist und warum es uns alarmieren sollte, dass der Mensch diesen völlig aus dem Gleichgewicht bringt, ist kein Allgemeinwissen. Dass Elektroautos nicht die Wunderlösung gegen die immer weiter steigenden Verkehrsemissionen, sondern vielmehr ein sehr zweischneidiges Schwert sind, weiß, wer sich mit Klimabilanzen auskennt, über die Nachteile von Lithium-Ionen-Akkus informiert und genau hinschaut, wie ein Elektroauto geladen wird. Aber das tut nicht jede\*r.

Und auch um falsche Klimainfos zu erkennen und zu be-

richtigen, ist es nützlich, das eigene Wissen über die Klimakrise regelmäßig zu aktualisieren. Besonders empfehlenswert ist dafür zu schauen, wie man selbst am besten lernt und News aufnimmt. Podcasts, Newsletter und Videos von verlässlichen Quellen sind alles gute Wege, um sich selbst gegen Fake News zu schützen und auch gut darauf antworten zu können.

## Verständnis haben

Wenn jemand unter einem Post über Hitzetote fragt: „Aber was ist mit den Kältetoten?“, will man vielleicht zurückfragen: „Sag mal, hast du den Schuss nicht gehört? Was hat das damit zu tun?“ Vielleicht will man ihm auch den Wikipedia-Artikel zum Thema Whataboutism weiterleiten.

Die Psychologin Lea Dohm sagt allerdings, öffentlich die Klimakrise zu leugnen, zu verdrängen oder zu bagatellisieren, kann ein Abwehrmechanismus sein, der aus der Angst vor der Bedrohung durch die Klimakrise kommt. Damit haben dieser Kommentator und jene, die unter unseren Posts zu immer häufiger werdenden Naturkatastrophen mit traurigen Smiley reagieren, vielleicht doch mehr gemeinsam, als sie denken. Das birgt Potenzial, ins Gespräch zu kommen und sich am Ende vielleicht anzunähern und jemanden dazu zu bringen, in Zukunft die eigenen Aussagen etwas mehr zu überdenken.

Natürlich kommt es darauf an, wie sehr die Klimakrise geleugnet wird. Man muss abwägen, ob es sich lohnt, jemanden, der von vorne bis hinten leug-

net, dass es eine Krise gibt, mit Verständnis zu begegnen, so Lea Dohm. Und am Ende können das eben auch gezielt gestreute Falschinformationen sein.

## Die Politik in die Verantwortung nehmen

„Es kommt immer darauf an, welche politischen Akteure ein Interesse daran haben und den Freiraum verspüren, sich darauf einzulassen und das zu verstärken“, sagte der Politikwissenschaftler Andreas Jungherr über Desinformation während der diesjährigen Europawahl. Politische Akteure\*innen haben also eine zentrale Verantwortung bei der Eindämmung von Desinformation. Letztlich steht am Ende vom Lied der Fake News nämlich oft die Intention, politische Agenden zu stärken oder zu schwächen, so Jungherr.

Ein Problem dabei, Desinformation besser zu verstehen, ist die Datenlage. Es ist für Forschende beinahe unmöglich nachzuvollziehen, wann, wo und wie Fake News auf Social Media ausgespielt werden. Den Zugang zu solchen Daten haben meist nur die Plattformen. Daten speziell zu Klimaleugner:innen gibt es also erst recht nicht.

Sabrina Heike Kessler sieht hier die Politik in der Verantwortung: „Durch Gesetzgebung und Regulierung kann die Politik dazu beitragen, rechtliche Rahmenbedingungen auszubauen und Plattformen zur Verantwortung zu ziehen, einschließlich der Bereitstellung notwendiger Daten für die Wissenschaft.“ Sonst bleibt der Kampf gegen Fake News auf ewig Hand- und Sisyphusarbeit.

”

**Manche User sind besonders umtriebig und posten von mehreren Profilen, um wie eine ganze „Armee“ zu wirken**



# Im geteilten Himmel einer Staatskultur



Ein untergegangenes Land: abgeräumte Büsten im Gebäude der SED, Februar 1990  
Foto: Thomas Schulz

Wie haben sich die Schriftsteller und Intellektuellen der DDR zwischen Parteidoktrin und Tauwetter verhalten? Im nun online gestellten Archiv der Zeitschrift „Sinn und Form“ kann man das aus erster Hand nachlesen

Von **Stephan Wackwitz**

Die Kulturgeschichte des Staatssozialismus bestand – ebenso wie seine Wirtschaftspolitik – in einer von der eignen Dynamik angetriebenen Pendelbewegung zwischen Liberalisierung und panischer Rückkehr zur reinen Lehre. Kriegskommunismus – Neue Ökonomische Politik – Stalinismus – die Chruschtschow-Reformen – neue Orthodoxie unter Breschnew – Perestrojka. Es ist die Gangart eines Weltgeistes, der mit der Wirklichkeit auf Kriegsfuß steht. Die Kultur – und vor allem die Literatur – folgte den Ausschlägen des sozialistischen Perpetuum mobile oft mit Verzögerung.

Die jetzt erfolgte Digitalisierung und Zugänglichmachung der Jahrgänge 1949–1991 von *Sinn und Form* – der bedeutendsten Kulturzeitschrift der DDR – bietet, neben vielen literarischen Überraschungen und Genüssen, die Chance, den Lenin-Stalin-Chruschtschow-Breschnew-Gorbatschow-Shuffle auf Deutsch und auf hohem intellektuell-künstlerischen Niveau nachzuverfolgen. Was sich besonders deshalb lohnt, weil Kultur neben dem Sport das einzige Gebiet ist, auf dem die DDR unbestreitbare (und zum Teil bis heute weiterwirkende) Hochleistungen hervorgebracht hat – eine Tatsache, die als wenig bedachter Elefant im Raum vielleicht auch im Hintergrund der derzeitigen Debatten über die so unterschiedlichen DDR-verstehen-Bücher von Dirk Oschmann, Katja Hoyer und Steffen Mau eine verschwiegene Rolle spielt.

Ein zusätzlicher Reiz der Lektüre kommt dadurch zustande, dass sich die jeweiligen Wendungen und taktischen Manöver der DDR-Kulturpolitik in den Texten und der Zusammenstellung der Hefte eben fast nie offen aussprechen, sondern sozusagen detektivisch erraten werden müssen. Hinter vielen dieser – so gut wie immer brillant wie gesondert aufpoliert wirkenden – Lesestücke steckt eine politische Absicht. Naturgedichte sind zu verstehen als ideologische Versuchsbällons; oder lesbar als kulturpolitische

Repliken. Ein Lektüre-Tauchgang mit dem Digitalarchiv von *Sinn und Form* ist erst komplett, wenn man neben dem Laptop die monumental-dreibändige DDR-Kulturgeschichte Gerd Dietrichs aus dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht liegen hat. Die Erlebnisse auf diesem jetzt möglich gewordenen Lektüre-Ausflug in ein untergegangenes Land sind stereoskopischer Natur.

Alles beginnt 1949 im Zeichen der „Volksfront“-Idee einer „antifaschistischen Demokratie“ – und mit dem leicht skurrilen, zugleich linksbildungsbürgerlichen und für eine illusionär missverstandene „Sowjetkultur“ offenen Mischmilieu, für das Heinrich Mann stand. Er war als Prä-

## Solange man fest vom Sozialismus ausging, sollte es literarisch keine Tabus geben

sident der Ostberliner Akademie der Künste vorgesehen; ein Funktionärschicksal, vor dem ihn 1950 sein Tod bewahrt hat. Dagegen machte den großen, von Jorge Luis Borges bewunderten Lyriker Johannes R. Becher – allgegenwärtiger *Sinn-und-Form*-Autor und nach dem Juniaufstand 1953 Kulturminister – die Lebenslüge seiner sozialistischen Offizialexistenz psychisch kaputt. Denn schon längst vor dem XX. Parteitag hatte er verstanden, dass jene von ihm zu repräsentierende „antifaschistische“ Bürgerlichkeit nur eine Fassade derselben Mafia war, die er im Moskauer Hotel Lux während der Emigration kennengelernt hatte, dem Unterbringungsort zahlreicher aus aller Welt nach Moskau geflüchteter Kommunisten, aus dem die stalinistische Geheimpolizei allnächtlich angebliche Verräter abholte und den üblichen Folterungen, Verhören, Selbstbeichtigungen (und schließlich fast immer dem Gulag) zuführte. Bechers Confessio „Selbstzensur“, geschrieben 1956 (zwei Jahre vor

seinem Tod), erschien freilich erst 1990 in *Sinn und Form*: „Ich ahnte nicht nur, ich wußte!“

Der Theoriepapst dieser bürgerlich-„antifaschistischen“ Phase ist Georg Lukács gewesen, dessen Plädoyers für eine marxistische Umdeutung der bürgerlichen Literatur des 19. Jahrhunderts in fast jedem Heft dieser Jahrgänge auftauchen. Die prominenteste Zielscheibe der linksbürgerlich-marxistischen Fraktion aber – eine der vielen Überraschungen des jetzt möglichen Archivzugangs – war Bertolt Brecht, dessen episches Theater unter schwerstem Formalismusverdacht stand. Vor allem Fritz Erpenbeck, der Großvater der Bookerpreisträgerin, polemisierte in *Theater der Zeit* gegen ihn, in *Sinn und Form* hielten Hans Mayer und Ernst Fischer dagegen. Lukács stürzte 1956 nach seiner Verwicklung in den ungarischen Aufstand. Er erscheint erst 1990 wieder – mit einem Interview – in *Sinn und Form*. Dafür tritt Brecht, von Becher protegert, als der „marxistische Klassiker“ in den Vordergrund und ist von da an auch posthum nicht mehr wegzudenken aus *Sinn und Form*.

1956 war überhaupt ein Schlüsseljahr. Freilich ein widersprüchliches: Entstalinisierung, Ungarn-Aufstand, Verhaftung von Wolfgang Harich und Werner Janka vom Aufbau-Verlag, die Rückkehr der Dresdener Beutekunst aus dem Moskauer Puschkin-Museum, erste Aufmerksamkeit für Peter Hacks, Heiner Müller und Heinar Kipphardt, Brechts Tod, der Beginn der Kaltstellung der *Sinn-und-Form*-Prominenzautoren Ernst Bloch, Ernst Fischer und Hans Mayer, das Sonderheft über Bertolt Brecht im Januar 1957. Die SED versuchte dem Tauwetter in Moskau gerecht zu werden, ohne in einen Strudel à la Budapest zu geraten.

Die einschneidendste Veränderung des Ungarn-Jahrs für *Sinn und Form*, wo der große Lyriker Peter Huchel seit 1949 als Chefredakteur zuverlässig die intelligenten, zukunftsträchtigen und folglich heterodoxen Beiträge zu all diesen Entwicklungen publiziert hatte, war der große Parteieingriff von 1957. Er leitete die lang andauernde Ent-

## „Sinn und Form“

**Vergangenheit:** Vor 75 Jahren, 1949, wurde die Zeitschrift „Sinn und Form“ gegründet, Peter Huchel war der erste Chefredakteur. Zum Jubiläum wurden für Digital-Abonnenten soeben die DDR-Jahrgänge zugänglich gemacht. Infos: [www.sinn-und-form.de](http://www.sinn-und-form.de)

**Gegenwart:** Herausgegeben von der Berliner Akademie der Künste, erscheint die Zeitschrift weiterhin vierteljährlich. Chefredakteur ist Matthias Weichelt. Die aktuelle Ausgabe enthält u. a. Texte von Dacia Maraini, Julien Gracq, Isabel Fargo Cole, Cécile Wajsbrot und Mircea Cărtărescu.

machung Huchels ein, der sich parallel zu derjenigen Johannes R. Bechers vollzog. Endgültig ersetzt wurde er erst 1963, und zwar durch den hochgebildeten Dogmatiker Wilhelm Girmus. Huchels Abschiedsnummer, die letzte des Jahres 1962, vereinte Hans Mayer, Bertolt Brecht, Paul Celan, Jean-Paul Sartre, Ernst Fischer, Werner Krauss, Ilse Aichinger, Giannis Ritsos, Sean O’Casey, Günter Eich (mit dem Gedicht „Verlassene Staffelei“) und enthält erschütternd traurige Gedichte des scheidenden Chefredakteurs. Wolfgang Harich saß damals noch im Zuchthaus. Dass ein solches Heft in der DDR erscheinen konnte, lässt staunen.

Das Abschiedsjahr Peter Huchels 1963 hat in der DDR-Literaturgeschichte – und auch in derjenigen von *Sinn und Form* – dann allerdings zugleich auf ähnliche Weise eine neue Epoche eingeleitet wie das Jahr 1959 in der BRD, wo mit Grass’ „Blechtrommel“, Bölls „Billard um halb zehn“, Johnsons „Mutmaßungen über Jakob“ und mit der Übernahme des Suhrkamp-Verlags durch Siegfried Unseld sich ein international beachteter literarischer Urknall ereignet hatte. Nach dem – offiziell allerdings nie deklarierten – Scheitern des Bitterfelder Wegs („Greif zur Fe-

der Kumpel! Die sozialistische deutsche Nationalkultur braucht dich!“) zog nun die DDR nach, freilich weniger mit jener sozialistischen Nationalkultur aus der Feder des parteiamtlich aufgerufenen Kumpels, sondern stattdessen mit international beachteten Büchern, die tatsächliche Realitäten und lebendige Menschen schilderten und sich wirklichen Problemen stellten: Christa Wolfs „Der geteilte Himmel“, Strittmatters „Ole Bienkopp“, „Levins Mühle“ von Bobrowski, „Die Spur der Steine“ von Erik Neutsch und Hermann Kants „Aula“.

Wilhelm Girmus, der seltene Fall eines hochintelligenten und literarisch sensiblen politischen Betonkopfs, entfaltete seit 1963 in *Sinn und Form* ein Feuerwerk junger DDR-Lyrik und richtete den Blick der Zeitschrift in den kommenden Jahrzehnten konsequent weltliterarisch aus: Kaum irgendwo sonst erschienen auf Deutsch so viele so gut ausgesuchte und übersetzte Texte aus Afrika, Asien und Lateinamerika wie in *Sinn und Form*. Und Girmus pflegte besonders das Genre des Gesprächs. Heft 1/1967 verzeichnet seinen außerordentlich bösartigen und eleganten Verriss der „Ästhetik“ Georg Lukács’.

Es wurde intellektuell scharf geschossen in *Sinn und Form* – und durchaus kontrovers, wenn es politisch nicht um die Essentials ging. Ein gutes Beispiel dafür ist die staunenswert ausführliche, tiefscharfe und bis in den Vergleich verschiedener Übersetzungen hinein wohlinformierte Polemik Friedrich Dieckmanns gegen die „Coriolan“-Aufführung – und überhaupt die museale Verknöcherung – des Berliner Ensembles im letzten Heft 1965. Mit diesem bemerkenswerten Text begann die *Sinn-und-Form*-Karriere des ältesten und heute noch bedeutendsten Beiträgers der Zeitschrift.

Ein anderes Verdienst Wilhelm Girmus’ ist die behutsame und gescheite Rehabilitierung der von Lukács seinerzeit kurzerhand der „Zerstörung der Vernunft“ zugeschlagenen Frühromantik durch den Jenaer Germa-

Fortsetzung auf Seite 40

Fortsetzung von Seite 39

nisten Claus Träger. Mit der Veröffentlichung der „Unvollendeten Geschichte“ Volker Brauns im Jahr 1975 vollends scheint Gyrnus wirklich etwas gewagt zu haben, nämlich die Probe auf Honeckers Ansage, solange man von den festen Positionen des Sozialismus ausgehe, könne es keine literarischen Tabus geben.

Freilich konnte niemand, der Brauns Geschichte einer Zerstörung junger Liebender durch Parteiherrschaft und Geheimdienst auf sich wirken ließ, daran zweifeln, dass mit diesem Land etwas sehr Grundlegendes nicht in Ordnung war. Das „Unvollendete“ dieser Geschichte, die sozialistische Hoffnung auf Einsicht der Macht und guten Ausgang trotz des Augenscheins, blieb Behauptung; und schon im folgenden Jahr, dem der Biermann-Ausbürgerung nach dessen Kölner Konzert, schwang das Pendel dann eben auch zuverlässig wieder in die liberale Richtung. Und der anklagende Finger wies gen Westen: Heft Nr. 3 1976 enthält Bernd Jentschs Aufsatz über „Das Gedicht als strafbare Handlung“: der Lyriker Frank Geerk war in Basel wegen Blasphemie angeklagt, nicht aber verurteilt worden.

Interessanter als dieser DDR-Whataboutism ist die Diskussion über Irma Traud Morgners „Trobadora Beatriz“-Roman, mit dem sich der literarische Feminismus damals nicht nur im Osten, sondern auch unter meinen damaligen Genossinnen im westlichen Marxistischen Studentenbund Spartacus und deren Liebhabern entfaltete.

Was sonst noch bleibt nach ein paar Tagen subjektiven Surfens in diesem Archiv: Entdeckungen wie die der Bücher des großen *nature writers* Hanns Cibulka, eine Beethoven-Hymne Rudolf Bahros in einer Art Klopstock-Ton, eine Stalin-Elegie Johannes R. Bechers, die man in seiner unfreiwilligen Komik als subversiv zu verstehen geneigt ist. Aber man findet in jeder Nummer etwas Unerwartetes und Hochinteressantes. Unter den beiden letzten DDR-Chefredakteuren vor 1990 – Paul Wiens und Max Walter Schulz – nimmt Rückwärtsgegangenes und Memoirenartiges überhand. Während in Moskau greise Parteisekretäre einander die Stafette der Staatsmacht sozusagen von Totenbett zu Totenbett übergeben, scheint die Zukunftskraft des Ideologischen auch in den Heften von *Sinn und Form* zu erlahmen. Unter Sebastian Kleinschmidt liest man schon in einem anderen Land in einer anderen Zeitschrift.

Es bleibt aber vor allem auch: eine fortwirkende Institution. Die neue Blüte von *Sinn und Form* in der vereinigten Republik ist einer der Beweise dafür, dass das untergegangene sozialistische Deutschland auf dem Gebiet der Kultur am lebendigsten gewesen ist. Jedenfalls war sie allein auf dem Gebiet der Kultur frei von der auftrumpfenden Unsicherheit, die ihre offizielle Selbstdarstellung bis zuletzt so wenig einleuchtend gestaltete. Die Digitalisierung ihrer Backlist ist das beste Geschenk, das die Zeitschrift *Sinn und Form* kommen und uns für die kommenden Jahre gemacht hat.

# Als wäre die Zeit angehalten

Überlaufene Ausstellungen, große Aufmerksamkeit auch im Ausland: Am 5. September vor 250 Jahren wurde Caspar David Friedrich geboren. Warum erfasst gerade dieser Maler die Betrachtenden bis heute so?

Von **Werner Busch**

Um Caspar David Friedrich gibt es jetzt zum 250. Geburtstag einen durch die Medien angeheizten Hype. Unzählige Ausstellungen jagen einander, größere und kleinere. Erst Hamburg mit mehr als 300.000 Besuchern, dann Berlin ähnlich erfolgreich, als dritte große folgte die gerade laufende Dresdener Ausstellung, schon die Vorbuchungen schlugen alle Rekorde.

Kleinere und mittlere Ausstellungen in Winterthur, Schweinfurt oder in Greifswald, Friedrichs Geburtsstadt, wollten nicht verzichten. In Greifswald hat die ganze Stadt das Jahr über die Friedrichsmütze auf mit ungezählten Veranstaltungen. Die Glasfenster im Greifswalder Dom von Ólafur Eliasson rufen Friedrichs Himmelfarben auf, vielleicht der schönste und vor allem bleibendste Beitrag zum Friedrichjahr.

Doch diesmal springt Caspar David Friedrich auch über die Grenzen (was nicht selbstverständlich ist). Stockholm hat reagiert, vor allem aber will am Beginn des kommenden Jahres das Metropolitan Museum in New York alles Gewesene überbieten, und gebauchpinselt leihen die deutschen Museen aus, was das Zeug hält. Dabei besitzt das Metropolitan Museum einen einzigen Friedrich, eine Wiederholung des Dresdener Gemäldes „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“. In Berlin konnte man sehen, dass es noch weitere Wiederholungen gibt.

Um sich jedoch weiter auszuweisen, scheint das Metropolitan Museum sich um das gerade beim Kunstaktionshaus Grisebach versteigerte sogenannte Karlsruher Skizzenbuch bemüht zu haben. Ärgerlicherweise für die New Yorker ist es in der Folge zum nationalen Kulturgut erklärt worden und darf Deutschland nicht mehr verlassen. Drei deutsche Museen teilen sich mit Hilfe der Siemens Stiftung nun den Segen. Sicher hat das Medieninteresse, der unendliche Ausstellungsparcours und eine nicht enden wollende Publikationstätigkeit, mit dem Bestseller von Florian Illies im Zentrum, den Hype mitproduziert, aber reicht das als Erklärung für den Ansturm?

Bevor wir darüber reflektieren wollen, sind einige historische Überlegungen am Platz. Schon zu Lebzeiten geriet Friedrich in finanzielle Schwierigkeiten,

außer an die Zarenfamilie und den russischen Prinzenerzieher Wassili Shukowski verkaufte er kaum noch etwas. Nach seinem Tod 1840 geriet er mehr oder weniger in Vergessenheit. Es bedurfte einer Wiederbelebung, sie unternahm der Norweger Andreas Aubert in den 1890er Jahren. Auf der Suche nach Werken seines Landsmannes Johan Christian Clausen Dahl kam er nach Dresden. Da Dahl mit Friedrich an der Elbe im selben Haus gewohnt hat, musste er über Friedrich stolpern. Aubert entdeckte Friedrich für sich und begann zu forschen.

Diese Entdeckung hat die riesige sogenannte Jahrhundertausstellung von 1906 (die Berliner Friedrich-Ausstellung hat die Zusammenhänge dokumentiert) fortgeschrieben. Fast hundert Werke Friedrichs, Gemälde und vor allem Zeichnungen, waren ausgestellt, und die deutschen Museen fingen an zu kaufen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wie auch nach dem Zweiten erfüllte nicht etwa

**Man muss gar nicht genau sagen können, was einen bei diesen Bildern festhält. Es ist die subkutan spürbare Bildordnung, die die Betrachtenden bindet**

Friedrich die Trostfunktion mit seinen stillen, zumeist handlungslosen Bildern, sondern der eher kleinbürgerliche Ludwig Richter. Dass Friedrichs Bilder nach 1945 Schwierigkeiten hatten, an die Erfolge nach 1900 anzuknüpfen, ist leicht zu erklären. Die Nazis hatten ihn als den Inbegriff des Deutschen für sich vereinnahmt. Davon musste er sich erst erholen.

Die 1968er und die DDR-Kunstgeschichte entdeckten den politischen Friedrich, die klassische Kunstgeschichte des Westens primär den religiösen. Deutungswettbewerbe entstanden. Dass man sich nicht einigen konnte, liegt schlicht daran, dass Friedrichs Bilder wie eine Fibel gelesen wurden: Dieser Gegenstand steht definitiv für jenes religiöse Symbol. Nein, ganz falsch wurde gerufen, er ist politisch zu lesen im Sinne der Symbolik der Freiheitskriege und des Vormärzes.

Für beides konnten Gründe angeführt werden. Was tun?

Die Lösung des Problems scheint nicht so schwer zu finden zu sein, wenn man akzeptiert, dass auch das zeitweise nicht zu leugnende Politische bei Friedrich religiös überformt ist. Politische Erneuerung war für Friedrich nur zu denken auf dem Weg über eine protestantische religiöse Reform.

So weit, so gut, aber wie ist bei alledem die breite Faszination von Friedrichs Bildern zu erklären?

Nun müssen wir für einen Moment ernst werden. Friedrichs Bilder sind in der Tat auf besondere Wirkung hin angelegt. Die vorwaltende Handlungslosigkeit, als wäre die Zeit angehalten, fesselt uns vor dem Bild. Ist das Bild zudem noch eher achsensymmetrisch angelegt, womit alle dargestellten Gegenstände auf die senkrechte Mittelachse bezogen sind, wird der Eindruck des vorsichtig Festgelegten noch verstärkt. Seit dem Mittelalter ist dies eine höchst ungewöhnliche Form, ursprünglich ikonischen religiösen Bildern vorbehalten. Bei Friedrich führt dieses Bildordnungsprinzip – weitere Prinzipien sind gleich zu nennen – dazu, dass wir vor dem Bild verharren und fragen, was uns die zarte, aber intensive farbige Fassung der Bilder zu sagen hat. Die vom Bild gestiftete Stimmung erfasst auch uns.

Gehen wir davon aus, dass Friedrichs Bilder Versenkung fordern, man sich ihnen überlassen soll, dann kommen sie zur Wirkung. Man muss nicht genau sagen können, was einen vor ihnen festhält. Dass da aber etwas Besonderes ist, meint man zu spüren. Der Kunsthistoriker ist dann gefordert, dieses Erspürte weiter zu verifizieren.

Man kann es ganz einfach sagen: Es ist die subkutan spürbare Bildordnung, die die Betrachtenden bindet. Die Bildordnung ist, so heißt es bei einem Freund Friedrichs, etwas Vorgängiges, das zu Beginn dem Bild zugrunde zu legen ist. Es ist dann allerdings die Aufgabe des Künstlers, diese Ordnungsstruktur vor allem mit Hilfe der farbigen Fassung wieder zu verhüllen, aber so, dass sie unterschwellig weiterwirkt, nur so bleibe das Bild lebendig.

Für Friedrich ist eine gänzliche Treue der Natur gegenüber als Gottes Schöpfung verpflichtend. Seine über tausend Zeichnungen sind beinahe ausschließlich Naturstudien. Diese Studien verwen-

det Friedrich ein Lebelang. Er inseriert sie in seine Bilder unter allen Bedingungen ihrer Aufnahme vor der Natur. Das heißt, die Naturverpflichtung ist absolut, allerdings nur bezogen auf Einzelgegenstände, sie werden im Bild sinnvoll nach Vorstellung des Künstlers zusammengefügt, so dass das Gesamtbild durchaus nicht einem unmittelbaren Naturvorbild entstammen muss. So sind die Bilder nicht selten additiv aus Naturdetails zusammengesetzt, erst die Bildordnung gibt ihnen ihren Platz. Was könnte der tiefere Sinn dieses Verfahrens sein?

Eine abstrakte vorgängige Ordnung kann auf Gottes Ordnung verweisen. Friedrich verwendet dafür auch geometrische Figuren und Verhältnismäßigkeiten: Parabel und Hyperbel, vor allem aber den Goldenen Schnitt, seit dem 16. Jahrhundert als „divina proportione“, göttliche Verhältnismäßigkeit, verstanden. Schon im Mittelalter wird Gott als Geometer, als Weltenbaumeister mit dem Zirkel in der Hand dargestellt, der alles, wie die Bibel sagt, nach Maß und Zahl eingerichtet hat.

So kann man verkürzt festhalten, die in Friedrichs Bildern zugrunde gelegte, spürbare Ordnung bindet uns einerseits ans Bild, lässt uns in es eintauchen und führt uns andererseits dazu, eine Ahnung von Gottes Naturordnung zu bekommen – eine bloße Naturwiedergabe könnte dies nicht leisten. Friedrichs Verfahren ist eine Form der Transzendierung, was nichts anderes meint als einen für ihn anders nicht zu habenden Verweis auf Höheres.

Wir müssen das nicht wirklich realisieren, aber vielleicht kann schon die Ahnung verständlich machen, dass diese Bilder etwas Ungewöhnliches sind. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob ein Teil des Publikums diese Ausstellungsflut als ein bloßes Event begreift, von dem man meint, Teil gewesen sein zu müssen, um mitreden zu können. Schadet ja nichts.

Wenn Friedrich Dich auch nur einmal berührt und Dein Eintauchen in das Angebotene bewirkt hat, so hat er schon gewonnen. Wenn Du dann ehrlich bist, kannst Du dies nicht vergessen. Du siehst Natur und erfährst etwas, das die Natur übersteigt.

Werner Busch ist Kunsthistoriker und Autor vieler Bücher, auch über Caspar David Friedrich. Zuletzt erschien der Band „Romantisches Kalkül“ (Schlaufen Verlag).

Seine Bilder sind aus Naturdetails zusammengesetzt. Erst die Bildordnung gibt den Details ihren Platz. Caspar David Friedrich: „Böhmische Landschaft mit dem Mille-schauer“, 1808, derzeit zu sehen im Albertinum, Dresden  
Foto: Elke Estel/Hans-Peter Kluth





Auf den Spuren Goethes: Ljuzem Madjijn, Gründerin des Tjmur Dance Theatre aus Taiwan, wandelt durch Weimar Foto: Carolina Lecoq

## Kunst und Wahlplakate im öffentlichen Raum

Unter dem Motto „Wofür wir kämpfen“ setzt das Kunstfest Weimar zur Landtagswahl in Thüringen Zeichen gegen den Geschichtsrevisionismus

Aus Weimar **Sophia Zessnik**

Noch ist der Himmel verhältnismäßig klar an diesem Sonntagnachmittag Ende August. Nur von Osten her ziehen Wolken auf, hängen dunkel über dem ehemaligen Gaudium, einem Prestigeobjekt der Nationalsozialisten, das heute als Erinnerungs- und Bildungsstätte in Weimar dient.

Zur Straße hin stehen vier etwa zwei Meter große Schwarzweiß-Fotografien. Sie sind Teil einer Porträtreihe des Fotografen Thomas Müller, die den Weg vom Hauptbahnhof bis ins Stadtzentrum markiert. Alte Gesichter sind darauf zu sehen; Männer und Frauen aus Polen, Ungarn, Italien, Frankreich, der Ukraine und Deutschland. Manche von ihnen waren/sind jüdisch, andere politisch dissident. Sie alle waren/sind Zeitzeug\*innen, denn sie alle überlebten das nahe Weimar gelegene KZ Buchenwald.

Neben den Fotografien säumen aktuell auch Wahlplakate den öffentlichen Raum der Stadt: Hier konkurrieren die Grünen, Linken, SPD, FDP, CDU und die freien Wähler um Aufmerksamkeit für die Landtagswahl am 1. September. Auch das BSW wirbt um Wähler\*innenschaft. Die AfD ist im Zentrum glücklicherweise nicht sichtbar.

Das mag auch am kulturellen Engagement liegen: Als „Enklave“ bezeichnet Rolf C. Hemke die Stadt. Der künstlerische Leiter des Kunstfestes Weimars, das aktuell und bis zum 8. September verschiedene Orte der Stadt bespielt, sieht nach wie vor positiv in die Zukunft, auch wenn eine Regierungsbeteiligung der rechtsextremen AfD seine Arbeit maßgeblich erschweren könnte. Doch sowohl die Landes-

als auch die Stadtverwaltung haben ihm schon fürs kommende Jahr finanzielle Unterstützung zugesichert. Hemke und sein Team setzen in diesem Jahr ganz gezielt auf Vergangenheitsbewältigung und die Repräsentation demokratischer Werte.

Unter dem Motto „Wofür wir kämpfen“ setzt man sich hier auch gegen Geschichtsrevision und Fake News ein. Etwa mit der Wanderausstellung „Das andere Russland“, mit der die Menschenrechtsorganisation Meerschorsch Kamerun hat eigens ein Lied geschrieben. Der Höhepunkt des Kunstfests ist aber Tanztheater aus Taiwan

morial ein Zeichen gegen Putins Propagandamaschinerie setzen will. 1989 noch in der Sowjetunion gegründet, hat sich Memorial der Aufarbeitung des Stalinismus verschrieben, was 2022 nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine zur erzwungenen Auflösung der Organisation auf russischem Terrain führte. Im Bauhaus Museum erzählen Fotos und Archivmaterial von der Repression und Verfolgung, der man damals im sowjetischen Russland und heute wieder unter Putin ausgesetzt ist. Ein wichtiges Zeichen, besonders hier in der ehemaligen DDR, wo AfD und neuerdings auch das BSW mit ihrer Russlandsympathie Wähler\*innenstimmen generieren. Dass Weimar eine der ersten Städte Deutschlands war, in der ein nationalsozialistischer Landespolitiker be-

reits 1930 sogenannte „entartete Kunst“ abhängen ließ – darunter die der Bauhaus-Meister Lyonel Feininger, Paul Klee und Wassily Kandinsky –, erfährt man zwei Stockwerke darüber.

Einen interessanten Beitrag zum Kunstfest leistet in diesem Jahr der Theatermacher und Goldene-Zitronen-Sänger Schorsch Kamerun. Sein musikalisch-partizipatives Dialog-Format „Bevor wir kippen“ ist – wie nicht anders zu erwarten – im besten Sinne schräg. Am ersten Abend scheint dem Ex-Punk und seinen Gästen selbst noch nicht ganz klar zu sein, wohin die Reise geht. Ein Gendersternchen wird getanzt, während Kamerun mit harlekinartiger Maske vom Balkon des Nationaltheaters seinen eigens fürs Kunstfest komponierten Song „Bubbles“ performt. Ab Tag zwei nimmt das Format dann aber Fahrt auf, was auch dem interessierten Weimarer Publikum zu verdanken ist. Kameruns Gast Yanek, Musiker aus Berlin-Kreuzberg, heizt mit antifaschistischen Raps dem recht jungen Publikum ein. Tags darauf stellt eine Performance von Student\*innen der Bauhaus-Universität das Frauenbild der AfD in Frage. Noch bis vier Tage nach der Landtagswahl wird Kamerun den Theaterplatz mit wechselnden Gästen bespielen.

Höhepunkt des diesjährigen Kunstfests ist der Länderschwerpunkt Taiwan, für dessen Auswahl Hemke einen Theater-Marathon durch den Inselstaat absolvierte, wie er im Gespräch sagt. Die international renommierte Tanz-Kompanie Cloud Dance Theatre of Taiwan feiert mit ihrer Mischung aus klassischem Ballett und Kampfkunststeinlage „Sounding Light“ eine beeindruckende Premiere. Die

menschlichen Körper in hell-durchsichtigen Outfits und farbiger Rückenbemalung schweben nur so über die Bühne und werden anschließend mit minutenlangem Klatschen honoriert.

Noch beeindruckender vielleicht der Auftritt des Tjmur Dance Theatre, das indigene Tanztradition mit zeitgenössischem Tanz verbindet und die Körperbewegungen mit Gesang untermalt. Die Mitglieder sind Angehörige der Paiwan, einer der größten indigenen Völker Taiwans, mit eigener Sprache und eigenen Traditionen. Tjmur-Dance-Theatre-Gründerin Ljuzem Madjijn setzt diese auch für ihre Einzelpersonalperformance „Ljuzems's Walk“ ein: Im traditionellen Gewand einer Schamanin wandelt sie durch die Altstadt Weimars, auf den Spuren Goethes. Auf dem Höhepunkt folgen ihr knapp 200 Zusehende bis ins Haus des deutschen Vorzeigedichters. Dort verneigt sich Madjijn zum Gedenken an den 275. Geburtstag Goethes.

Erinnern an das, was war, ist elementarer Bestandteil unseres friedlichen Zusammenlebens. Auch deshalb gilt der Ausspruch „kein Vergessen“, wenn es um die Gewalttaten rechter Ideolog\*innen geht. Damit dieses Mantra nicht zur Phrase verkommt, müsse man auch hinschauen, wer heute verfolgt, vertrieben, gefoltert und ermordet werde, zitiert der Journalist Andrej Ivanji seinen Vater Ivan an einem dieser Abende. Ivan Ivanji hätte hier auf dem Kunstfest aus seinem neuesten Roman gelesen. Stattdessen wurde seiner, der das KZ Buchenwald überlebte und im Mai dieses Jahres 95-jährig starb, gedacht. Als Mensch, Autor und Zeitzeuge, der er nie sein wollte und doch ein Leben lang blieb.

## Demütigung vom Praktikanten

Lidokino 4: Die Filmfestspiele bieten starke Frauenrollen in nicht immer starken Filmen



Von **Tim Caspar Boehme**

Wenn man nach Venedig zu den Filmfestspielen fährt, lautet eine der wiederkehrenden Fragen: „Und: hast du schon viele Stars gesehen?“ Doch obwohl es davon dieses Jahr einigermaßen viele gibt, boten sich an den ersten beiden Tagen noch nicht allzu viele Gelegenheiten der Starbeschau. Immerhin war die Jurypräsidentin Isabelle Huppert im Palazzo del casinò zu sehen, wie sie diesen im langen dunklen Kleid und mit noch dunklerer Sonnenbrille verließ.

Dafür gab es in Pablo Larraíns Wettbewerbsbeitrag „Maria“ reichlich Gelegenheit, Angelina Jolie dabei zu beobachten, wie sie Maria Callas in der letzten Woche ihres Lebens gibt. Die Diva, führt Larraín ausgiebig vor, war in dieser Phase ihres Lebens stark tablettenabhängig und in ihrem erratischen Verhalten für ihr Umfeld vermutlich nicht immer leicht zu ertragen. Dass Jolie ihrem Vorbild nicht realitätsgetreu nachgebildet wurde, ist eine gute Entscheidung. Man sieht vielmehr eine Diva als Diva, was Jolie überzeugend darbietet.

Dass ihr Butler Ferruccio (Pierfrancesco Favino) und ihre Haushälterin Bruna (Alba Rohrwacher), wie die meisten übrigen Darsteller, mit Akzent Englisch sprechen müssen, ist weniger überzeugend, und dass es überhaupt viel darum geht, wie die Callas ihr Personal mit ständigem Klavierverschieben strafft, weil dieses zweifelt versucht, die Tabletten vor ihr zu verstecken, grenzt an Voyeurismus. Besser schon die Entscheidung, einen imaginären Journalisten als Interviewpartner der Callas auftreten zu lassen, der so heißt wie ihre bevorzugte Arznei: Mandrax (Kodi Smit-McPhee).

Eine weitere starke Frauenfigur ist die von Nicole Kidman gegebene Unternehmerin Romy Miller in „Babygirl“

der niederländischen Regisseurin Halina Reijn. Diese ist Geschäftsführerin eines Unternehmens, das Roboter für Logistikunternehmen herstellt, mithin Geräte, die so programmiert werden, dass sie das tun, was man ihnen sagt. Als der sehr selbstbewusst auftretende Praktikant Samuel (Harris Dickinson) bei ihr zu arbeiten anfängt, lässt sie sich mit diesem auf eine Beziehung ein, in der sie ihre bis dahin geheim gehaltene Unterwürfigkeit auslebt. Sie lässt sich fortan von Samuel sagen, was sie zu tun hat.

Nicole Kidman erweckt diese nicht immer plausibel angelegte Figur in all ihrer Widersprüchlichkeit heftig zum Leben, trotz einiger Schwächen des Drehbuchs. Die Sache wird am Ende zum recht plumpen Plädoyer für emanzipierte Diversität. Das wäre auch ohne Hammer gegangen.

Dann doch lieber die klassisch verwickelte Liebesgeschichte „Trois amies“ von Emmanuel Mouret. Diese drei Freundinnen, von denen sein Wettbewerbsfilm erzählt, sind auf unterschiedliche Weise von ihren eigenen Erwartungen an die Liebe gefangen. Die eine, Joan (India Hair), muss sich irgendwann eingestehen, dass sie ihren Mann nicht mehr liebt. Die andere, Alice (Camille Cottin), geht die Liebe pragmatisch an und will sich nicht zu sehr auf ihren Partner einlassen. Und die dritte, Rebecca (Sara Forestier), hat eine Affäre mit einem verheirateten Mann, von der sie den anderen Freundinnen lieber nicht zu viel erzählen möchte.

Mouret stattet seinen Reigen an emotionalen Höhenflügen und Bruchlandungen, wie in französischen Filmen oft der Fall, mit vielen Dialogen aus, einen Kommentar aus dem Jenseits gibt es obendrein. Davon ist es allerdings nicht zu viel. Sie sind, wie das Spiel des recht großen Figurenensembles, elegant balanciert.



Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland www.bundeskunsthalle.de



# Seitenwende

Die taz Genossenschaft lädt Sie herzlich zur Generalversammlung 2024 ein

In nicht mal mehr drei Wochen ist es wieder so weit, die Genoss\*innen und Mitarbeitenden der taz kommen in Berlin zur jährlichen taz Generalversammlung zusammen. Es wird ein Tag mit viel Austausch, guter Unterhaltung und straffem Programm, denn es gibt viel zu besprechen.

## Wir wählen eine neue Aufsichtsrätin

Unsere Aufsichtsrätin Nina Schoenian verabschiedet sich aus Kapazitätsgründen von ihrem Posten. Zur Wahl stellen sich dafür drei neue Kandidatinnen: Astrid Deilmann, Franziska Heine und Lena Marbacher. Die drei stellen sich in kurzen Videos schon jetzt auf unserer Website [taz.de/genossenschaft](http://taz.de/genossenschaft) vor und hoffen auf Ihre Stimme am 14. September.

## Sind Flugreisen bei taz Reisen noch zeitgemäß?

Genosse Stefan Müller wird auf unserer Mitgliederversammlung einen Antrag auf ein Stimmungsbild zum Verzicht von Flugreisen bei den taz Reisen stellen. Thomas Hartmann, Leiter der taz Reisen, wird in seiner Gegenrede aufzeigen, warum das persönliche Erleben zivilgesellschaftlicher Begegnungen zum Verständnis anderer Kulturen auch heutzutage noch unabdingbar für eine weltoffene Gesellschaft ist. Wir sind gespannt auf die Reden und Ihre Meinungen zu diesem polarisierenden Thema.

## Auch Nicht-Genoss\*innen sind herzlich eingeladen

Wie jedes Jahr möchten wir die (digitalen) Türen auch für diejenigen öffnen, die noch kein Teil unserer Genossenschaft sind. Zum öffentlichen Teil unseres Programms am Nachmittag möchten wir alle taz-Leser\*innen herzlich in den Festsaal Kreuzberg in Berlin und in den Live Stream einladen. Aber worum geht es überhaupt?

## Seitenwende bei der taz

Das Thema, das uns über die letzten Jahre nicht nur unter den Mitarbeitenden, sondern auch auf den vergangenen Genossenschaftsversammlungen schon oft und lange beschäftigt hat, ist die digitale Transformation der taz: die Seitenwende (lange diskutiert als Szenario 2022).

In diesem Jahr werden wir auf der Versammlung konkret, denn die Weichen für die Seitenwende sind gestellt. Unsere digitalen Produkte haben sich bewährt und die wochentaz wird von unseren Leser\*innen sehr gut angenommen. Wir sind also bereit für die nächsten Schritte.

Unsere Geschäftsführerin Aline Lüllmann und Vizechefredakteurin Katrin Gottschalk werden Ihnen am 14. September mehr dazu verkünden. Und wir wollen in einer langen Aussprache die Gedanken unserer Genoss\*innen hören und in einem Stimmungsbild abfragen, ob sie diesen Weg mit uns gemeinsam gehen werden.

## Steckt unsere Demokratie in der Krise?

Aktuell sind wir mit unserem Schwerpunkt zu den Landtagswahlen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen dort, wo die taz gebraucht wird: in der ostdeutschen Provinz. Diesen inhaltlichen Schwerpunkt unserer Arbeit greifen wir im Programm der Genossenschafts-

versammlung auf dem Podium „Krise der Demokratie – was tun?“ auf und vertiefen ihn im Gespräch mit den taz-Chefinnen Ulrike Winkelmann und Katrin Gottschalk, der Politologin Paula Diehl und Jens-Christian Wagner, Leiter der Gedenkstätte Buchenwald.

## Wir sanieren das Rudi-Dutschke-Haus

Auch die Entscheidung von 1988, das heutige Rudi-Dutschke-Haus zu erstehen, war richtig, denn das Haus stärkt den taz-Journalismus bis heute. Im Juli dieses Jahres hat hier die große Sanierung begonnen, die das Gebäude und die taz.die tageszeitung auch in Zukunft stabil halten soll. Auf der Genossenschaftsversammlung geben wir Ihnen ein Update zu dem Großprojekt, das so eine wichtige Rolle für die Unabhängigkeit der taz spielt.

Kommen Sie zur 33. Generalversammlung der taz Genossenschaft. Wir brauchen Sie, denn die taz ist und bleibt eine Anstrengung und ein Herzensprojekt von vielen. Seien Sie dabei, diskutieren Sie mit, lassen Sie uns den Weg in eine stabile Zukunft der taz am 14. September gemeinsam gehen!

Mit herzlichen Grüßen,  
Lana Wittig  
(Geschäftsleiterin taz Genossenschaft)

Die taz gehört über 23.000 Genoss\*innen und sichert damit seit über 32 Jahren den unabhängigen Journalismus der tageszeitung. Jetzt Mitglied werden und einer starken Gemeinschaft beitreten! Alle Informationen zur taz Genossenschaft finden Sie unter [taz.de/genossenschaft](http://taz.de/genossenschaft)

**Kommen Sie in den Festsaal Kreuzberg, Am Flutgraben 2, 12435 Berlin. Oder schauen Sie sich den öffentlichen Teil der taz Genossenschaftsversammlung live im Stream an: [taz.de/genoversammlung](http://taz.de/genoversammlung)**

## Einladung

zur ordentlichen Generalversammlung der taz, die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

**Samstag, den 14. September 2024**

### Formaler Teil 9.15 bis 13.00 Uhr

- 9.00 Uhr Einloggen und Einfinden
- 9.15 Uhr Offizielle Eröffnung der Versammlung durch den Aufsichtsrat
- 9.25 Uhr Begrüßung der taz-Genoss\*innen
- 9.35 Uhr Bericht des Vorstands über das Geschäftsjahr 2023
- 9.45 Uhr Bericht des Aufsichtsrats über seine Tätigkeit
- 9.55 Uhr Aussprache
- 10.25 Uhr Kaffeepause
- 10.45 Uhr Erläuterung und Beschlussfassung zur Rechnungslegung und Bilanz für das Geschäftsjahr 2023
- 11.35 Uhr Wahl eines neuen Aufsichtsratsmitglieds
- 12.25 Uhr Wahl eines neuen Kuratoriumsmitglieds auf Lebenszeit für die taz Panter Stiftung
- 12.45 Uhr Stimmungsbild zu Flugreisen bei taz Reisen
- 13.00 Uhr Mittagspause

### Inhaltlicher Teil 13.45 bis 18.15 Uhr (öffentlich)

- 13.45 Uhr Aktuelles aus der Genossenschaft
- 14.00 Uhr **Eigentum verpflichtet – Wir sanieren das Rudi-Dutschke-Haus**
- 14.15 Uhr Aussprache
- 14.25 Uhr **Die Wochenzeitung der taz und die wochentaz der Zukunft – Barbara Junge im Gespräch mit Luise Strothmann und Matthias Kalle**
- 14.45 Uhr **Die digitalen Produkte der taz** Wir blicken auf den Relaunch der Website, die Entwicklung einer Newsapp und unsere digitale Tageszeitung
- 15.05 Uhr **taz bleibt – Wie wir gemeinsam die Seitenwende schaffen. Mit Aline Lüllmann und Katrin Gottschalk**
- 15.25 Uhr Aussprache/Stimmungsbild
- 16.25 Uhr Kaffeepause
- 16.45 Uhr **Krise der Demokratie – was tun? Populismus, Rechte Parolen und Fake News in Wahlkämpfen und darüber hinaus. Moderation: Ebru Taşdemir**
- 17.30 Uhr **Die Jugend kann auch politisch und links: Die taz Panter Stiftung fördert Projekte mit jungen Menschen, die sich politisch engagieren. Moderation: Gemma Terés Arilla**
- 18.15 Uhr Ende der Generalversammlung
- 18.30 Uhr Liveband Agnamana Duo, danach Party mit DJ Silke Super

Alle Genoss\*innen sind herzlich eingeladen, an der hybriden Versammlung vor Ort oder digital teilzunehmen.

# Der Takt ihrer Sprache

Martina Hefter hat den erfolgreichsten Roman dieses Sommers geschrieben: „Hey guten Morgen, wie geht es dir?“ Wie schafft sie es, schwere Themen so leicht zu machen? Eine Begegnung

Von Leonie Gubela

Die Website Timeanddate zeigt, wie der Nachthimmel gerade aussieht, über jedem erdenklichen Ort auf der Welt. Welcher Himmelskörper leuchtet am hellsten über den Rocky Mountains, und wie sieht das Sternbild des Löwen aus über, sagen wir, der Provinz südöstlich von Nigerias Hauptstadt? Timeanddate weiß: Der Löwe steht dort auf dem Kopf. Noch weniger als in Mitteleuropa konnte man in Nigeria also darauf kommen, in der Figur einen Löwen zu sehen, denkt Juno. Trotzdem hieß das Sternbild auf der ganzen Welt Löwe.

Juno ist die Heldin von Martina Hefters neuem Roman „Hey guten Morgen, wie geht es dir?“. Und obwohl sie heißt wie eine römische Göttin (Gattin des Jupiter) oder eine nach der römischen Göttin benannten Raumsonde (umkreist den Jupiter), führt sie ein sehr irdisches Leben mit irdischen Problemen. Doch auch sie umkreist Jupiter, ihren Mann – ja, er heißt Jupiter –, ein an Multipler Sklerose erkrankter Schriftsteller.

Seine Pflege gibt den Takt ihres Alltags vor, dabei ist sie Tänzerin mit ganz eigenem Rhythmus. Neben ihrem Dasein als pflegende Angehörige versucht sie, so gut es geht, auszuleben, was sie eigentlich ist: freischaffende Performancekünstlerin in Leipzig, die hofft, dass sie das bis an ihr Lebensende machen kann. „Und dann tot umfallen ohne großen Beef.“

Doch Planet und Raumsonde, Jupiter und Juno, verlieren neuerdings immer häufiger den Kontakt zueinander. Juno entwickelt eine Insomnie, die besonders gut gedeiht, wenn sie nachts nach ihrem Handy greift und auf die Instagram-Anfragen von „Love-Scammern“ antwortet. Diese „Love-Scammer“ sind Kriminelle, meistens aus afrikanischen Ländern, die sich als weiße Dandys ausgeben und ihre weiblichen, älteren Opfer wochenlang umgarnen, um sie dann um Geld zu bitten. Juno macht sich einen Spaß daraus, die Scammer in wahnwitzige Konversationen zu verstricken,

normalerweise flüchten sie irgendwann von alleine aus den Chats. Doch Owen\_Wilson223 bleibt, gibt sich als Benu aus Nigeria zu erkennen, und Juno beginnt sich zu fragen, wie wohl der Nachthimmel über ihm aussieht.

Martina Hefter nutzt Timeanddate auch privat, zum Beispiel, um herauszufinden, wie gut die Chancen stehen, in diesem August ein paar Perseiden zu Gesicht zu bekommen. Und tatsächlich, an mehreren Abenden hintereinander fuhr sie ins Gewerbegebiet von Leipzig-Plagwitz und beobachtete auf dem Parkplatz eines Fitnessstudios, wie es zarte Feuerbälle vom Himmel regnete.

Martina Hefter, 59 Jahre alt, ist wie Juno im Allgäu aufgewachsen, generell haben die beiden mehr als nur ein paar biografische Eckdaten gemeinsam. Wie Juno zog Hefter irgendwann nach Leipzig, wie Juno geht sie

## Ihre Heldin lässt sie pathetischere Sachen sagen, als sie selbst es sich zugesteht

regelmäßig zum Ballett und verdient ihr Geld unter anderem mit der Performancekunst. Wie Juno hat sie einen Jupiter, ihren Mann Jan Kuhlbrodt, Schriftsteller, über den es in der Danksagung heißt, dass er den Gedanken, mit Jupiter verwechselt zu werden, „sogar ganz schön fand“. Auch Kuhlbrodt leidet an MS, über seine Erkrankung schrieb er zuletzt den Roman „Krüppelpassion: oder Vom Gehen“. Kuhlbrodt und Hefter lernten sich Anfang des Jahrtausends am Leipziger Literaturinstitut kennen, zusammen haben sie zwei Töchter.

Martina Hefter trägt einen blumigen jumpsuit, wir sitzen auf der Terrasse ihres Hotels im Wedding, später hat sie um die Ecke noch eine Lesung. Mit ihrem Outfit stand sie heute schon in starkem Kontrast zum

schwarzen Naziblock, der ihr im Leipziger Hauptbahnhof entgegenkam. In der Stadt, in der sie lebt, ist heute CSD, Hunderte Rechte aus der Umgebung sind angereist. „Ein Bahnsteig voll mit diesem Verbund an Grönländern, ich hab richtig Angst bekommen, und diese Angst hab ich natürlich schon länger.“ Hefter bemerkt immer wieder, dass sich auch in einer Stadt wie Leipzig Dinge verschieben, sie sorgt sich vor wachsendem Einfluss der Rechten, insbesondere auf die Kulturszene.

Es bleibt also ein unerschwellig mulmiges Gefühl, so auf die Gesamtsituation bezogen, „dabei ist eigentlich alles ziemlich schön im Moment“. Ihr Buch ist „so ein bisschen, so ein kleiner Erfolg“ geworden, und so, wie sie das sagt, wirkt das gar nicht kokett. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs war „kleiner Erfolg“ schon untertrieben, Martina Hefter war gerade ausgezeichnet worden mit dem Wiesbadener Literaturpreis und dem mit 50.000 Euro dotierten Großen Preis des Literaturfonds. Eine Woche später steht sie auf der Longlist für den Deutschen Buchpreis und wird nicht müde, seitdem auf Instagram zu betonen, in welch schöner Gesellschaft sie sich befinde.

Die 50.000 Euro kann Hefter gut gebrauchen, ihr erster Gedanke war: „Das gibt mir so viel Kraft, jetzt mach ich auch die Lesereihe weiter!“ Diese Lesereihe kuratiert und organisiert sie alleine und ehrenamtlich zusätzlich zu allem anderen. Denn Hefter schreibt, tanzt, dichtet, macht Theater und konzipiert Hörspiele. Gerade arbeitet sie an einer Performance für das Schauspiel Leipzig mit dem Titel „Soft War“, das auf „Hey guten Morgen, wie geht es dir?“ basiert, im November hat es Premiere. In den Jahren vor dem Roman veröffentlichte Hefter unter anderem mehrere Lyrikbände, manche Gedichte, wie das sehr eindringliche „Linn Meier († 2019)“ über eine junge Frau und ihre Essstörung, kommen gleich mit Regieanweisungen. *Im Fall, der Text wird gesprochen, könnte man während des Sprechens eine typische Mäd-*

*chenzimmereinrichtung auseinanderbauen.*

Die Performancekunst hilft Hefter dabei, die Welt etwas besser auszuhalten. „Vielleicht, weil man die Themen mit einer gewissen Unerschrockenheit durchleuchtet und sie so besser durchdringt.“ Hefters Themen: die Natur und der zerstörerische Mensch, Körper (schön, kraftstrotzend, alternd, hungrig, krank), Sehnsüchte, Ausbeutung. Das alles klingt hart, ist es aber gar nicht, wenn Hefter es aufschreibt oder sich dazu bewegt. Juno spricht eine unpräzise, fast jugendliche Sprache, und man bleibt mit ihr wach, wenn sie beginnt, statt Jupiter Benu zu umkreisen und herauszufinden, was ihn dazu brachte, weiße Frauen in Europa abzuzocken. Zusammen mit Juno ist man ein wenig zerrissen zwischen dem Gefühl, Jupiter zu hintergehen, und der in der Romanheldin keimenden Angst, dass Benu Enttarnung auch nur Teil einer Masche ist – er also doch Geld von ihr will.

Juno fühlt sich manchmal wie das Emoji mit den gestrichelten

Umrisen, hört Sätze wie: „Dieses Festival ist eher was für jüngere Produktionen.“ Und obwohl sie ihren Körper die meiste Zeit schön findet und sich so gerne bewegt, will sie nicht mehr in Clubs gehen, weil es „für eine Frau älter als Mitte vierzig nicht mehr möglich (ist), ausufernd die Nacht durchzutanzten, ohne dabei aufzufallen“. Und auffallen will sie nicht, wenn sie nicht gerade auf der Bühne steht. So wird der Theaterraum für sie mehr und mehr zur „Wunderkammer, in der man nicht in eine Richtung, zum Tod hin lebte, sondern kreuz und quer und vor und zurück“.

Juno darf sehr viel pathetischere Sachen sagen, als sie Martina Hefter je über die Lippen kommen würden, und „das ist dann vielleicht genau die Unterscheidung zwischen Autofiktion und vielleicht nicht ganz Auto“.

Martina Hefters Autofiktion ist insofern besonders, als ihr Trotz innewohnt. Denn als pflegende Angehörige bliebe ihr gar nichts anderes übrig, als auf den Stoff ihres Alltags zuzugreifen. Für alles andere fehle schlicht

die Zeit. „Man kann das Trotzen nennen oder auch Self-Empowerment“, sagt sie. Denn Autofiktion, besonders von Frauen, werde oftmals belächelt, „und ich sage dann: Ich habe jedes Recht, meine Geschichte so zu schreiben, weil das eben eine krasse Aufgabe ist, die ich da habe.“ Ihr Roman ist für sie auch Ergebnis eines selbstbewussten Umgangs mit der eigenen Situation. Das Chaos ihres Alltags, die anarchischen Momente seien Antrieb für ihr Schreiben. Und wenn sie mal nicht weiterkommt, dann steht sie auf und geht tanzen.



Martina Hefter: „Hey guten Morgen, wie geht es dir?“. Klett-Cotta, Stuttgart 2024. 224 Seiten, 22 Euro



Tänzerin, pflegende Angehörige und jetzt auch Bestsellerautorin: Martina Hefter Foto: Miriam Klingl

Anzeige

KWV

## TRANSSEXUALITÄT

Was ist eine Frau?  
Was ist ein Mann?  
Eine Streitschrift

Hrsg. Alice Schwarzer  
und Chantal Louis

1 Jahr EMMA frei Haus  
Und das Transbuch gratis  
Für nur 69 € (statt 84)

ABO & BUCH  
nur 69 €  
(statt 84)  
emma.de/abo

NEUGIERIG BLEIBEN!  
EMMA. BLEIBT MUTIG!

emma.de

EMMA

BLEIBT MUTIG!

GENERATION ANGST  
WARUM  
MÄDCHEN  
VERZWEIFELN

INSA UMFRAGE  
68% FÜR  
FRIEDENS-  
VERHANDLUNGEN

Boykott: Wie EMMA & Alice  
GECANCELLED WERDEN

# WARUM IST AFD WÄHLEN SO POPULÄR?

taz

N° 30 | 2024

WER IST DAS VOLK?

Magazin für **Zukunft und Politik**

tazfutzurzwei.de

€ 8,50

# FUTURZWEI

# WER IST DAS VOLK?

**SCHWERPUNKT:** Und warum ist  
Rechtspopulismus  
so populär?

**MIT**

Jens Balzer | Danyal Bayaz | Markus Beckedahl | Yeygen  
Ines Geipel | Dana Giesecke | Maja Göpel | Thomas Krüg  
Jagoda Marinić | Andrea Paluch | Carla Reemtsma | And

taz shop

Einkaufsgutschein

Code

für

über **10** €

taz Shop | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin | T (0 30) 25 90 21 38  
F (0 30) 25 90 25 38 | tazshop@taz.de | www.taz.de/shop



die neue taz  
**FUTURZWEI**

ab 10.9.  
erhältlich –

**jetzt  
vorbestellen**

Ihre  
**Abo-Prämie**

Gutschein  
über 10 Euro  
für Einkäufe im  
taz Shop

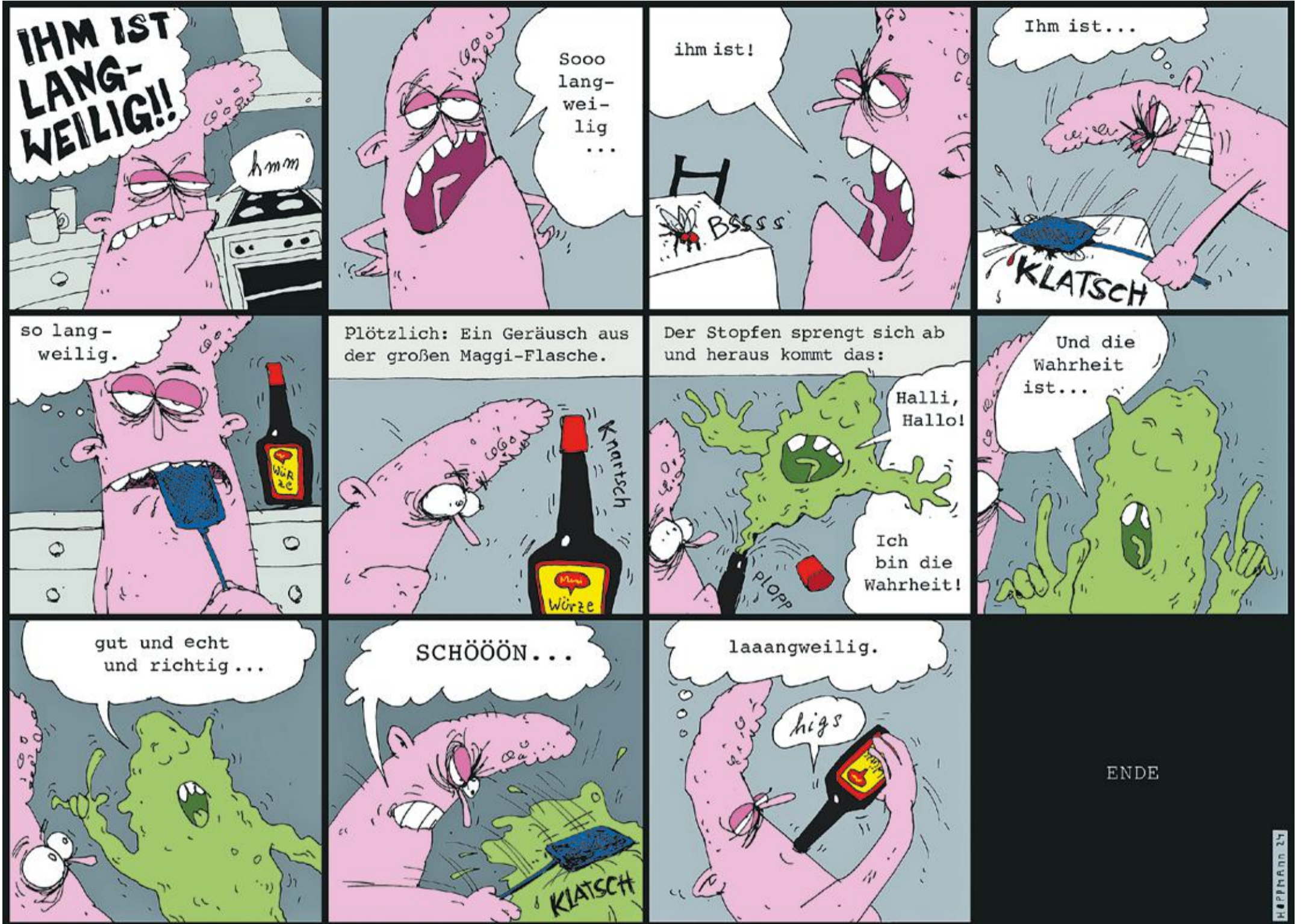
taz

# FUTURZWEI

Magazin für **Zukunft und Politik**

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

der wahrheit-comic der woche: „langweilig“ von frank hoppmann



Frank Hoppmann wurde 1975 im Emsland geboren. In seiner Kunst ist er bekannt für seine großformatigen Porträts, die schon oft weltweit ausgezeichnet wurden. Nebenher macht er reichlich freie Arbeiten, unter anderem mit Fliegen, Schweinen oder Panzern. Nationale sowie internationale Ausstellungen finden regelmäßig statt. Frank Hoppmann wohnt in Münster (Westfalen). Mehr auf: [www.frankhoppmann.com](http://www.frankhoppmann.com)

gurke der woche

„Der Hunger muss gewaltig gewesen sein – aber was macht man mit 120 Kilogramm Zwiebeln?“, fragte sich jüngst die Gemüseagentur dpa, nachdem drei Schurken im niedersächsischen Steddorf die enorme Menge des Tränen- und Darmtreibers von einem Feld gestohlen hatten. Ganz einfach: **Zwiebelsuppe kochen!** Denn am letzten Augustsamstag ist bei Ikea „Pyjamatag“. Jeder im Schlafanzug bekommt Rabatt. Gibt es Besseres, als bei Ikea die Betten väldsam vollzuzwiebeln?

TONGHÉ

by OTOM

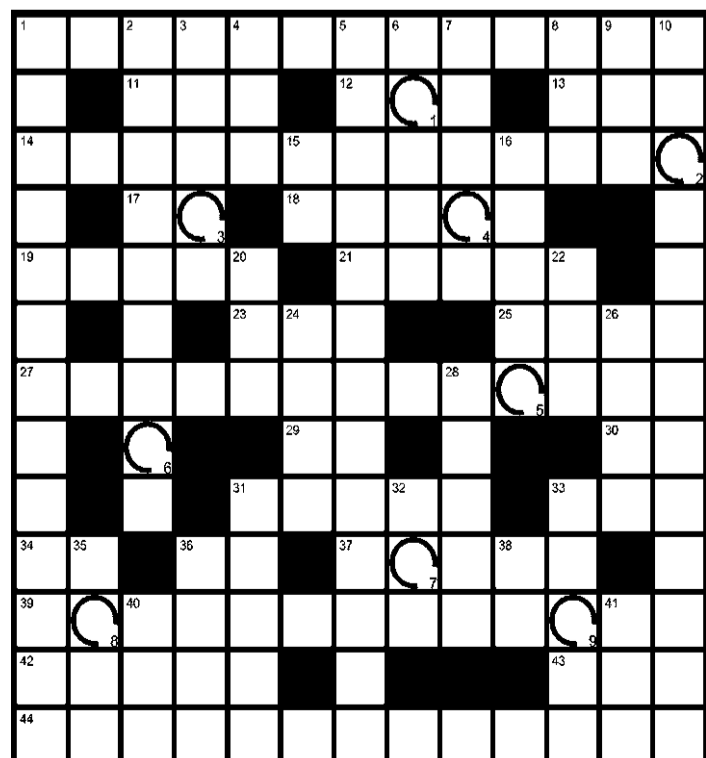


das wetter

Kleopatras Herz

Ägyptische Archäologen öffneten kürzlich eine bislang unentdeckte Pyramide in der Wüste und fanden in einer verschütteten Grabkammer ein Pergament, auf dem die letzte Wohnadresse von Kleopatra verzeichnet war: Beinhauertwiete 7. Erst durch den Einsatz von künstlicher Intelligenz konnte das Rätsel der bislang unbekannteren Hieroglyphen gelöst werden. Einige mysteriöse Zeichen galt es zu entschlüsseln: Eine blu-

tige Schürze, ein Bein, ein Beil, eine Gasse und zwei Hände mit sieben Fingern neben dem stilisierten Bildnis der schönen Pharaonin. Warum aber die mächtige Kleopatra von ihrem prächtigen Palast in die vermutlich arg glanzlose und völlig verunreinigte Straße der Metzger gezogen war, bleibt wohl ein Geheimnis, obwohl ein den Hieroglyphen angefügtes Herz mit Pfeil durchaus aufschlussreich ist. War es Liebe, Kleopatra?



Wahres Rätsel 625 von RU

Die Ziffern hinter den Fragen zeigen die Buchstabenanzahl.

- Auch nachwachsender Sprit pufft aus (13); Lichtenberg hatte einen der ersten auf seinem Haus (13)
- Ausbeutungsgegend der Company, die mit Gewürzen handelte (9)
- Der Dom dort ist unübersehbar (5)
- Ihr fehlt zwar das h, um Gebiet zu sein, schlägt aber den gleichen Weg ein (3)
- Ein Sensus gegen Knechtschaft und Bevormundung (13)
- Oft mit Sahne oder Guss überzogen (5)
- Ein rotes Tuch ist genau das für ihn (5)
- Akustische Eintrittspforte (3)
- Zauberhafte Figur von Tom, dem Bildermagier (3)
- Der oft anrühige Umgang mit Geld und Vermögen (13)
- Er war ein Zwanzigstel eines Livre wert (3)
- Verblasste Farbe in der Ampel (3)
- Der Ausruf wird mit 36 waagrecht weiblich (3)

- Lieblingstätigkeit von Wellen (13)
- Santa Kapitale von New Mexico (2)
- Kein Spaß! (5)
- Er spielt mit 38 Eisenbahn (2)
- Wundabsonderung (5)
- Wachtet auf! Ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch auf was? (5)
- Der Wapiti-Hirsch (3)
- Gelegenheit, auch einmal diese Westfalenmetropole zu ehren (5)
- Wenn das Wasser aus 3 kommt, heißt es oft so (3)
- Der Wind ist auf der anderen Seite (3)
- Die volkstümliche Frau Singerl (Vorn.) (4)
- Böhmisches Hopfen-Dorado deutsch (4)
- Großmutter Jesu (4)
- Momentanes Ziel des Schauens (13)
- Er war 13 Jahre Afghanistans Präsident (Vorn.) (5)
- Der kürzere Bibelteil (Abk.) (2)
- Stimmt doch, oder? (2)
- Sehr große angebliche Ratte (5); Französisch-baskische Altprovinz (5)

- Die Göttin für alle mit falscher Blende (3)
- Das Raummaß wird schon in 2 Kön 6,25 im Vorgängerbuch von 29 erwähnt (3); Gustav war Romys herzoglicher Filmvater und machte direktiv in „Salto Mortale“ (5)
- Von der Geliebten zum Mond (2)
- Staat und Fluss in den USA (4)
- So endet jede Deutsch-Mail (2); Ein Zwölfel dieser Frage (4)
- Hinter der sollen ja Gedanken schlummern – echt jetzt? (5)
- Der Wind ist auf der anderen Seite (3)
- Die Zeit, die eine Behandlung für die Wirkung braucht (13)
- Stadt, Bad, Fluss (3)
- Zwei unter einer Haube (3)
- Karl-Ottos Problemstopfgefäß (5)
- Englischer Artikel (3)
- Verwandter von 6, aber trockener und trockenfruchtig (13)

Auflösung vom 24. 8. 2024: **STERNBILD** 1 BIENENFRESSER, BLUMENBOUQUET; 2 ION; 3 ESTHER; 4 ERREGER; 5 FITNESS-CENTER; 6 SATURNALIEN; 7 ELENA; 8 RENATURIERUNG; 9 LOS; 10 LE; 11 UNTERSTUETZEN; 12 ELON; 13 ZERO; 14 LUENA; 15 ENERGIEVORRAT; 16 RAPS; 17 ISIS; 18 RAESS; 19 NNO; 20 BI; 21 IMPULSE; 22 PRISE; 23 EH; 24 BR, BEHEBEN; 25 OMAS; 26 ASAM; 27 SCHALMEI; 28 ADI; 29 UPS; 30 STAUFI; 31 DI; 32 HE; 33 QUARTANFIEBER; 34 AUTO; 35 FOND; 36 BAKU; 37 ULM; 38 AUTO; 39 NABU; 40 ES; 41 BUTEN, BL; 42 KEN; 43 TEILFORDERUNG  
Gewinner: Hanna Rosentretter, Amstetten; Anke Pressel, Köln; Dr. Volker Wunderlich, Hannover  
Zu gewinnen gibt es je ein Buch eines taz-Autors oder einer taz-Autorin. Schicken Sie das Lösungswort bitte bis zum Einsendeschluss am 4. 9. 2024 (Datum des Poststempels) per Postkarte an: taz, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, oder per E-Mail an: [raetsel@taz.de](mailto:raetsel@taz.de). Der Rechtsweg ist wie immer und für alle Ewigkeit ausgeschlossen.



Foto: Miriam Klingl

**Gaststättensterben:** Abends auf ein Bier (oder gern auch eine Apfelsaftschorle), vielleicht was essen, jedenfalls um Leute zu treffen. Deswegen sind Gaststätten und Kneipen ja erfunden worden, dass man hier zusammenkommen kann. Wenn dann ein Lokal nicht mehr über die Runden kommt und schließen muss, ist das schade. Und man geht einfach in das nächste Lokal. So macht man es wenigstens in der Stadt. Auf dem Land aber

sieht die Sache anders aus. Auch da macht es den Betreibern zu schaffen, dass sie keine Thekenkräfte finden, auch da sind die Betriebskosten hoch. Immer mehr Gaststätten müssen schließen. Fehlt dann die Kneipe, ist das soziale Leben gleich noch ruhiger gestellt im Dorf. Auch im Lindenhof im brandenburgischen Pätz droht die letzte Runde. Mehr als 120 Jahre gab es hier ein gastronomisches Angebot. Jetzt steht der Lindenhof vor dem Aus. **48**

## momentaufnahmen

Alle Karten: OSM contributors

### Wenn so besonders das Besondere gar nicht ist

Ferienwandertag mit meiner Mutter und den Teenagersöhnen. Knieschonend soll die Route sein für die eine, spektakulär für die anderen. Mir ist's egal, Hauptsache niemand meckert und ich kann in Ruhe vor mich hinwandern.

Die Wahl fällt auf die Wanderung zur berühmten Krausen Buche. Während ich vor mich hinwandere, arbeiten sich meine woken Jungs am gar nicht mal so ausgeprägten Alltagsrassismus und Ableismus ihrer Großmutter ab. Ich wünschte, ich hätte Toffifee dabei, damit – wie in der Werbung – wieder Ruhe ist. Der Weg biegt ab, auf eine Lichtung. Hier soll sie stehen, die bestaunenswerte Krause Buche. Wir brauchen einen Moment, sie zu entdecken. Ein kleines Bäumchen nur, verzwirbelt krumm gewachsen. Kraus, das stimmt.

Die Teenager sind enttäuscht. Wir machen Picknick, die Oma packt tatsächlich Toffifee aus. Ich überlege anzumerken, ob es nicht auch eine Art „-ismus“ ist, enttäuscht zu sein, wenn ein naturdenkmalwürdiger Baum gar nicht besonders toll und nicht besonders groß ist. Sondern nur besonders. Aber ich halte dann doch den Mund und nehme mir ein Toffifee. Ich wollte ja meine Ruhe haben. *Sigrid Tinz*



**Eidinghauser Berg**  
257,6 Meter. Über den Berg im Wiehengebirge in der Nähe von Bad Oeynhausen (Nordrhein-Westfalen) verlaufen etliche Wanderwege. Die Krause Buche befindet sich 700 Meter westlich des Gipfels.

### Wenn die Kinder mal viel zu ruhig sind

Und, schon die neuen Nachbarn getroffen?“, fragt die ältere Dame von gegenüber. Ich wappne mich innerlich: Die neuen Nachbar\*innen stammen aus Syrien, das ist in unserer überwiegend biodeutschen Siedlung bisher eine Ausnahme. Da lässt sich ahnen, was nun kommt.

Ich setze also ein freundliches Lächeln auf und berichte, was ich schon weiß: Der Vater arbeitet, die Mutter spricht super Deutsch, die Kinder sind höflich ... Jaja, das wisse sie alles, unterbricht die ältere Dame.

Sie beunruhigt etwas anderes: „Die sind so ruhig, man hört und sieht sie gar nicht!“ Nicht einmal die Fenster stünden offen. Das sei doch unnatürlich, mit drei kleinen Kindern. Ob sie nicht wüssten, dass sie auf dem Rasen zwischen den Häusern spielen dürften? Schließlich hätten früher immer Kinder auf den Grünflächen getobt, und es sei doch toll, wenn wieder Leben einkehre in die Siedlung.

Ich nicke und schäme mich, dass ich der älteren Dame Vorurteile unterstellt habe.

Jetzt muss ich nur noch schauen, dass ich die syrische Nachbarin mal auf ein Schwätzchen erwische und ihr die Bitten um mehr Krach schonend bebringe. *Esther Geißlinger*



**Rendsburg**  
30.500 Einwohner\*innen. Auch hier droht Überalterung. Weil landesweit Arbeitskräfte fehlen werden, sucht Schleswig-Holstein mit einem Welcome Center nach „internationalen Talenten“ und bietet Geflüchteten aus Asylverfahren einen „Spurwechsel“ in den Arbeitsmarkt.

### Wenn Schatten schon bei den Kleinsten begehrt ist

Jetzt aber los, sonst wird's zu heiß zum Laufen, sogar an diesem Spätsommermorgen nach schon erstaunlich frischer Nacht. Mist, Sonnencreme vergessen. Ob ich noch mal umkehren soll? Nee, egal, sonst wird's ja noch später – und dann brennt die Sonne noch mehr.

Kindergartenkinder sind bekanntlich Frühaufsteher, ob sie wollen oder nicht, und natürlich längst unterwegs im Park Pflanzen un Blumen. Zwei Erzieherinnen schieben diese Achtlings-Karren mit Sonnenverdeck leer vor sich her. Wann wurden die eigentlich erfunden? Die Horde kleiner Kinder ist schon mal wild johlend vorausgestürmt.

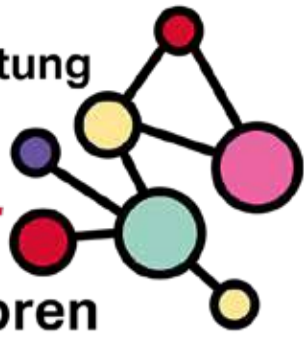
Nur ein Junge, höchstens drei Jahre alt, trottet ein wenig verloren hinterdrein. Er wirkt im doppelten Sinne abgehängt, als wäre er nicht ganz da. Vielleicht ist er auch nur noch nicht richtig wach. Seine Haut ist blass; zumindest das, was man davon sehen kann unter dem Legionärskäppi mit ausladendem Schirm vorn und hinten. „Komm“, ermuntert ihn die eine Erzieherin, „wir gehen da vorn hin, in den Schatten.“

Er hält kurz inne, blinzelt einen Moment zu ihr auf, reißt dann die Arme hoch, rennt los und ruft: „Jaaa, Schatten!“ *Jan Kahlcke*



**Planten un Blumen**  
47 Hektar, ist eine Parkanlage im Zentrum von Hamburg. Entstanden ist sie ab 1821 auf der ehemaligen Stadtbefestigung. Ihren plattümelnden Namen – Hochdeutsch: Pflanzen und Blumen – erhielt sie erst zur Niederdeutschen Gartenschau im Jahr 1935.





Cottbus, Bunter Bahnhof,  
Samstag, 7. September  
ab 10 Uhr

# „Ich wollte nicht in meiner Berlin-Bubble bleiben“

Clara Mühlheim ist für die Falken im ländlichen Raum Brandenburgs aktiv. Beim taz Panter Forum in Cottbus spricht sie über Angriffe von rechts und demokratische Gegenwehr – wir haben vorab mit ihr gesprochen

Interview **Katrin Gottschalk**

**taz:** Derzeit liegt die AfD in Brandenburg in Umfragen bei 24 Prozent. Vor fünf Jahren hatte die Partei schon 23,5 Prozent der Stimmen. Was hat sich seitdem verändert, Frau Mühlheim?

**Clara Mühlheim:** Das Klima in Brandenburg hat sich verändert. Ich arbeite in einem Jugendclub und die Kinder berichten immer häufiger von Rassismuserfahrungen, die sie machen. Sie erleben Beleidigungen, tätliche Angriffe.

**taz:** Die Falken betreiben in Brandenburg zwei Jugendclubs, in Rheinsberg und Luckenwalde. Welche Erfahrungen machen Sie dort aktuell?

**Clara Mühlheim:** Wir als Jugendclubs sind noch nicht Ziel der AfD, die Falken Brandenburg aber schon. Die AfD hat 2019 im Brandenburger Landtag einen Antrag gestellt, um alle Gelder zu streichen. Damals stand die Brandmauer noch. Alle demokratischen Parteien stimmten dagegen. Wir hoffen, dass das so bleibt. Ohne diese Unterstützung hätten wir es natürlich viel schwerer.

**taz:** Es gab aber auch sieben Angriffe auf den Jugendclub in Luckenwalde ...

**Clara Mühlheim:** Bei einem Angriff im letzten Jahr wurde unsere

Fensterscheibe mit einem Pflasterstein eingeworfen. Die Vermutung liegt nahe, dass es Nazis waren, da zu der Zeit ein Aktionswochenende der Rechten war. Es gab auch andere Angriffe mit Graffiti.

**taz:** Hat die Polizei sofort geholfen?

**Clara Mühlheim:** Die Polizei ist, wie es ihre Aufgabe ist, direkt zu uns gekommen und hat unsere Beschwerden aufgenommen. Leider hat das nie etwas gebracht. Früher wurden wir auch öfter gefragt, ob wir eine Ahnung hätten, wer das sein könnte. Das ist im letzten Jahr leider nicht mehr passiert. Trotzdem wird uns immer wieder versprochen, dass öfter jemand vorbeikommt.

**taz:** Wie lange sind Sie schon bei den Falken aktiv?

**Clara Mühlheim:** Ich engagiere mich seit vier Jahren ehrenamtlich, vor allem in Frankfurt (Oder). Und seit etwa einem halben Jahr bin ich in einem Jugendclub tätig. Dort arbeite ich mit Kindern und Jugendlichen, die aus eher prekären Elternhäusern kommen. Wir fahren mit ihnen ins Zeltlager, machen Kinderwochen und versuchen, ihnen etwas Erholung von ihrem Alltag anzubieten. Die meisten Kids, die zu uns kommen, haben eine Migrationsgeschichte oder Fluchterfahrung, die wollen wir empowern.

**taz:** Gab es einen bestimmten Auslöser für Ihr Engagement?

**Clara Mühlheim:** Ich habe im Studium eine Person von den Falken Brandenburg kennengelernt und ich wollte mal Antifa-Arbeit dort machen, wo sie wirklich gebraucht wird. Ich wollte nicht in meiner Berlin-Bubble bleiben.

**taz:** Auf unserem letzten taz Panter Forum forderten viele Engagierte aus kleinen Orten, dass die Aktivist\*innen aus den Großstädten mehr ins Hinterland gehen, mehr zu Demos auf dem Land mobilisieren sollten. Bekommen Sie genügend Unterstützung aus den Großstädten?

**Clara Mühlheim:** Es könnte schon mehr sein, aber grundsätzlich gibt es im Raum Berlin viele Aktivist\*innen, die durch die Wahlen auf dem Schirm haben, dass sie das Hinterland unterstützen müssen. Die fragen auch, was dort gebraucht wird! Aber diese Unterstützung hat uns hier die letzten drei, vier Jahre sehr gefehlt. Da war viel Frust.

**taz:** Haben Sie Sorge, dass sich die Berliner\*innen sich wieder zurückziehen, wenn die Wahlen vorbei sind?

**Clara Mühlheim:** Ich glaube nicht, dass das passieren wird. Die Leute, die das hier gerade so strukturiert auf dem Schirm haben, wollen das auch weiterhin machen. Es wäre



Foto: Piotr Pietrus

auch fatal, sich zurückzuziehen, wenn es noch mehr brennt.

**taz:** Die AfD in Brandenburg hat gerade gefordert, Asylbewerber von öffentlichen Veranstaltungen auszuschließen. Beschäftigen solche Aussagen die Jugendlichen, mit denen Sie arbeiten?

**Clara Mühlheim:** Natürlich ist es ein Thema unter den Jugendlichen, dass es wieder mehr Nazis gibt und dass die AfD gewählt wird. Aber mehr als solche einzelnen Aussagen beschäftigen sie ihre eigenen Rassismuserfahrungen, wenn sie auf der Straße angepöbelt werden. Dann probieren sie aus, ob die Warmgeräte der Opferhilfe Brandenburg etwas bringen. Wenn man bedroht wird, zieht man einen Stock raus und der macht laute Geräusche.

**taz:** Gerade hat eine Studie gezeigt, dass erstmals seit 2017 wieder mehr Menschen den Osten verlassen – vor allem junge und solche mit Migrationsgeschichte. Wie stark ist bei den Jugendlichen in Ihrem Jugendclub die Frage, ob sie gehen können oder bleiben wollen?

**Clara Mühlheim:** Die meisten wollen bleiben. Aber sie merken natür-

lich, dass sich immer mehr Parteien wie die AfD äußern und fordern, dass alle abgeschoben werden sollen. Dann sagen sie öfter: Dann gehe ich eben zurück! Wenn der Rassismus immer stärker wird, fühlt man sich hier immer unwohler, ist doch klar.

**taz:** Was steht bei der Wahl am 22. September auf dem Spiel?

**Clara Mühlheim:** Alles, wofür Aktivist\*innen und offene Menschen in Brandenburg in den letzten Jahrzehnten gekämpft haben. Und alles, was staatlich gefördert wird, steht auf dem Spiel: Opferberatungsstellen, Jugendclubs – alles, was Brandenburg seit den 1990er Jahren zum Positiven verändert hat.

**taz:** Was gibt Ihnen Hoffnung?

**Clara Mühlheim:** Hoffnung ist im Moment schwierig. Das Gefühl, in der Jugendarbeit wirksam zu sein, gibt mir Kraft. Und die vielen kleinen Momente, in denen ich merke, dass ich nicht allein bin. Anfang des Jahres haben wir eine Gegen-demonstration zum AfD-Partei-tag in Jüterbog organisiert und waren dann durch die Unterstützung aus den Großstädten 300 statt nur 30 Leute.

**Clara Mühlheim, 27,** ist Antifaschistin in Brandenburg auf dem Land, Sozialpädagogin und Mitglied bei der „Sozialistische Jugend Deutschland – Die Falken“.

## mitten in brandenburg

### Der Erschöpfung widerstehen

So hörten wir es beim zweiten Panter Forum in Chemnitz: Die Lage sei deprimierend, außerdem habe man gekämpft und um Einfluss gerungen – manche, keineswegs besonders progressive, aber aufrichtige Menschen haben sogar links-extremistische Gangs gut gefunden, schützende Initiativen, weil es ja keine Polizeien gab, die „Ausländer“ und „Ausländerinnen“, Queers oder einfach Schwächere zu schützen wussten. Die rechten Banden, Schlägertrupps und Nazi-Hass-Ultras, Stichwort: Baseballschlägerjahre, hatten die Gebiete, die bis 1990 die DDR waren, wie ein weites Feld unter sich, furchtstiftend. Sagte eine, die ihren Namen nicht genannt wissen will, aus Annaberg-Buchholz im Erzgebirge.

Weiter erwähnt sie: Wir sind motiviert, klar, doch es fehlt immer öfter an Kraft – und jetzt drohen rechte Parteien, die AfD zuallererst, unsere Arbeit finanziell auszutrocknen. Staatlich geförderte Projekte, die seien bedroht, das mache Angst, das bewirke tiefe Verunsicherung. Eine Freundin von ihr, ebenso im „Weltecho“ dabei, aus Zwickau gekommen, ergänzt: Sagt in Berlin, dass unserer Landschaften und Städte wieder schön geworden sind, dass, vor allem, die Menschen, die dort leben, keine Nazis sind.

Erschöpfung jedenfalls ist im Spiel, doch Sisyphus hat auch nicht auf der Hälfte des Berges mit dem Emporwuchten des Steines aufgehört, seine/ihre Arbeit endet nie, weil die Arbeit am Projekt demokratischen Miteinanders ohne Hass eine unendliche ist, hier und jetzt, immer.

Denn lohnt es denn nicht? Mögen auch im Durchschnitt knapp ein Drittel rechte Parteien wählen – gut zwei Drittel tun es eben nicht. Das zu wissen, macht den Stress des Engagements nicht geringer, doch es hilft zu wissen: Es wird seinen Lohn tragen, weiter am Werk zu arbeiten – aufzustehen aus Ruinen. Wie denn auch sonst?

Jan Feddersen



Foto: privat

**Jan Feddersen,** Jahrgang 1957, ist Redakteur für besondere Aufgaben und Kurator des taz lab und taz Talk sowie der taz Panter Foren.

## Wer gewinnt den taz Panter Preis für Brandenburg?

Nominiert sind der Kulturverein Palanca e. V., der Verstehbahnhof und die deutsch-ukrainischen Sprachwanderungen

In Chemnitz tauschten die Omas gegen Rechts aus Döbeln ihre T-Shirts mit denen des Blaskapellenkollektivs Banda Comunale. Beide Initiativen wollen zudem bei künftigen Veranstaltungen mit dem Küchenkollektiv Calzone Rivoluzione kooperieren. Und die jungen Frauen of Color vom Empowermentprojekt Sisters konnten zwar nicht persönlich anwesend sein, aber ihre Arbeit war immer wieder Thema bei den Gesprächen vor Ort.

Die erhoffte Vernetzung der vier Initiativen, die für den Panter Preis in Sachsen nominiert waren, klappte also schon mal ganz gut. Ähnliches erwarten wir uns in Cottbus, wo zum Abschluss des taz Panter Forums die Verleihung des taz Panter Preises für Brandenburg ansteht.

Drei Gruppen sind für den von der taz Panter Stiftung ausgelobten Preis nominiert: Der afrikanische Kulturverein Palanca e. V. setzt sich seit 30 Jahren für ein respektvolles Miteinander in Eberswalde und Umgebung ein. Der Verein ist ein Treffpunkt und Ort gesellschaftlicher Mitwirkung für Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen, Ländern und Religionen.

Der Verstehbahnhof führt wiederum eine Vielzahl von Projekten mit Schwerpunkt auf Bildung, Digitalisierung, Kunst und Kultur in Fürstenberg an der Havel durch. Mittlerweile ist das Projekt zu einem „sozialen Ökosystem“ mit über 50 ehrenamtlichen Aktiven angewachsen. Unterstützt werden Kreativität und Neugier vor allem bei jungen Menschen.

Die von Merle Hilbk initiierten deutsch-ukrainischen Sprachwanderungen bringen Einheimische und

Ukrainer:innen zusammen, um ihre alte und neue Heimat zu erkunden und die eigenen Sprachkenntnisse zu verbessern. Beeskower üben ihr Schulrussisch oder erste Ukrainisch-Kenntnisse, während Ukrainer Deutsch aus Sprachkursen vertiefen. Das Projekt vermittelt ein „Gefühl der Zugehörigkeit“.

Mit der Preisverleihung in Cottbus endet die Panter Preistour durch Thüringen, Sachsen und Brandenburg. In diesen drei Bundesländern verleiht die taz Panter Stiftung je einen mit 5.000 Euro dotierten Panter Preis für zivilgesellschaftliches Engagement.

Wir haben erstmals Berlin verlassen, um couragierte Menschen in Thüringen, Sachsen und Brandenburg an die Öffentlichkeit zu bringen, die sich in Zeiten drohenden Faschismus für Demokratie und Menschenrechte starkmachen. Ohne diese Mutigen sähe es an vielen Orten noch düsterer aus. Wir wollen Aktivist\*innen und Engagierte unterstützen – in der Hoffnung, dass durch sie auch die schweigende Mehrheit zum Handeln ermutigt wird.

Feierlich verliehen wird der Panter Preis für Brandenburg nächste Woche am Samstag ab 18.30 Uhr im Bunten Bahnhof in Cottbus – Laudator ist der Journalist und Rechtsextremismus-Experte Andreas Speit. Für Fragen und persönliches Kennenlernen stehen die Nominierten bereits ab 15.45 Uhr zur Verfügung.

Der taz Panter Preis wird allein durch Spenden und Sponsoring finanziert. Wir danken unseren Spender\*innen und Sponsor\*innen!

Irene Scheda & Ole Schulz, Organisationsteam taz Panter Preis

## wer, was, wo

**Wann:** Samstag, den 7. September, von 10 Uhr bis spät. Einlass ab 9.30 Uhr.

**Wo:** Cottbus, im Bunten Bahnhof, Güterzufuhrstraße 8, direkt am Cottbuser Hauptbahnhof.

**Thema:** Was im Wahljahr 2024 auf dem Spiel steht. Mit Spitzenkandidat\*innen der demokratischen Parteien, Aktivist\*innen, Menschen aus Wissenschaft und Kultur, sozialen Initiativen und Ihnen!

**Das Programm** finden Sie online auf [taz.de/panterforen](http://taz.de/panterforen)

**Vor Ort:** Die Teilnahme vor Ort ist kostenlos! Aus Platzgründen aber bitte vorher anmelden unter [taz.de/panterforen](http://taz.de/panterforen)

**... und im Stream:** Jedes taz Panter Forum wird live auf Youtube gestreamt

**Panter Preis Verleihung:** An den Abenden der drei Panter Foren wird je ein taz Panter Preis mit einem Preisgeld von 5.000 Euro an eine zivilgesellschaftliche Initiative verliehen.

**Fragen?** Schreiben Sie uns: [panterforen@taz.de](mailto:panterforen@taz.de) Das Panter Forum in Cottbus ist die letzte Station der Veranstaltungsreihe der taz in Ostdeutschland.

Die Panter Foren sind ein Projekt der taz Panter Stiftung und taz Redaktion. Die taz Panter Preise werden von der taz Panter Stiftung organisiert.



Alke Wierth  
Die Fußgängerin

## Das gute Recht auf Meinung

Die Gedanken sind frei – dieses über 200 Jahre alte Volkslied gehört seit mittlerweile immerhin auch mehr als einem halben Jahrhundert zu meinem Liedgut, weil es zu den Liedern gehörte, die mein Vater beim Rasieren sang. „Morgenroutine“ nennt man das wohl heute. Ganz text-sicher bin ich dabei nicht, denn die Verständlichkeit der Worte hing ab von den Stellen, die gerade rasiert wurden. Trotzdem habe ich so oft schon morgens vor der Schule viel über deutsche Geschichte gelernt, denn die „Internationale“ gehörte ebenso zum Repertoire meines Vaters wie anderes sozialistisches Liedgut, das mein Vater wiederum von seinem Vater gelernt hatte, der Bergmann im Ruhrgebiet war und Kommunist. Aber auch die ersten zwei Zeilen des nationalsozialistischen „Horst-Wessel-Lieds“ habe ich dabei gelernt, das Vaters Kindheits-Playlist ihm manchmal einspielte, was ihm dann stets am Anfang der dritten Zeile auffiel und furchtbar erschreckte – weshalb es nie über den Anfang hinauskam.

Das aber führte dazu, dass er mich dann beim Frühstück über die Schrecken der Naziherrschaft und die Konsequenzen des

Oh, ich darf so abgrundtief hassen, wie ich nur will!

„Herrenmenschen“-Denkens aufklärte. Ich kann deshalb mit Sicherheit sagen, dass es sich zwar in dem Moment, in dem das Lied gesungen wurde, um eine Äußerung meines Vaters handelte, jedoch nicht um eine Meinungsäußerung. Dass der 1935 Geborene das Lied als Kind gelernt hatte, überrascht mich weniger, als dass es meinem Opa gelungen war, dem Jungen auch all diese sozialistischen Lieder beizubringen. Mein Vater selbst war ein stabiler Antifaschist. Mit 17 Jahren ging er deshalb zur Polizei, aus dem Wunsch heraus, demokratische Grundrechte wie die Versammlungsfreiheit und das Recht auf freie Meinungsäußerung zu schützen.

Zu meiner Morgenroutine gehört derzeit, dass ich auf dem Weg zur Arbeit an Plakaten vorbeimuss, die mich erschrecken. Darauf wird eine Frau mit der Aussage zitiert, es gebe „ein Recht auf freie Meinung. Aber keines auf Hass.“ Ich denke jedes Mal: What the fuck ist hier los, was soll mir denn hier vermittelt werden? Denn diese Äußerung ist gefährlich falsch verkürzt: Selbstverständlich habe ich ein Recht auf Meinung; das muss mir auch kein Gesetz gewähren, denn die Gedanken sind frei! Deshalb habe ich natürlich auch das Recht, zu hassen: Oh, ich darf so abgrundtief hassen, wen und wie ich nur will! Auch wenn Artikel 5 des Grundgesetzes oft als „Recht auf Meinungsfreiheit“ zusammengefasst wird, ist das Recht, das mir die Verfassung gewährt, die mein Vater schützen wollte, ja nicht bloß das „Recht auf Meinung“. Es geht darin um etwas gesellschaftlich und politisch viel Wichtigeres als das, was ich so an schönen und schabigen Ideen in meinem Kopf herumtrage: nämlich um das Recht auf freie Meinungsäußerung – also darum, das, was in meinem Kopf drin ist, laut auszusprechen. Und dieses Recht schränkt der Gesetzgeber dann auch gleich wieder ein: Zwar darf ich meine Meinung frei sagen, aber nur, wenn ich mich dabei an geltende Gesetze halte und niemanden bedrohe oder herabsetze oder zu Hass und Gewalt aufrufe.

Gesetze regeln, wie wir miteinander umgehen – das ist, zumal in einer Demokratie, doch wohl auch ihr Sinn. Damit beschränken sie auch persönliche Freiheit. Bestraft werden können aber nur Äußerungen oder Taten. Was Menschen denken, ist ganz allein ihr Ding. Mehr kann ein demokratischer Staat ja nicht regeln und darf es auch gar nicht versuchen.

Die Frau auf dem Plakat ist eine Journalistin, die gegen Hass im Netz kämpft; das Plakat stammt von einem großen Medienkonzern. Beide sollten es besser und das Recht auf freie Meinungsäußerung zu schätzen wissen. Es ist wohl so: Wir sollten uns alle ab und an Gedanken darüber machen, wie wir unsere Ideen und Meinungen, eventuell sogar unseren Hass, anderen gegenüber in Worte fassen – wie wir also mit anderen in Gespräch kommen wollen. Denn das ist doch die Grundlage jeder Demokratie, oder nicht?

### die ortsbegehung

# Charmedröhnung hippiesker Lebensart

In Cottbus gibt es mit dem Bunten Bahnhof einen Ort, wie er in Berlin immer seltener anzutreffen ist. Im Sperrmüll-Ambiente finden Kulturschaffende hier ihre Räume

Aus Cottbus Jan Feddersen

Die Website des Bunten Bahnhofs von Cottbus sieht schmuck aus, fast glänzend werden die Interieurs dargestellt – um die volle Charmedröhnung hippiesker Lebensart zu ermessen, muss man sich selbst ein Bild machen. Aber was heißt schon „hippiesk“? Zumal das moderne Wort für Inneneinrichtungen der sperrmüllöden Art (Achtung: ist als Kompliment gemeint) ja „Upcycling“ lautet, ökoidell aufgefüllt als Stil, der auf Wiedernutzung setzt.

Philipp Gärtner, der den Bunten Bahnhof mit FreundInnen vor fünf Jahren unter seine Fittiche nahm, ist in einem Nebenzweig seiner Tätigkeiten in der Wohnungsauflosungsbranche tätig – auch deshalb sind die Wände in der Halle und im Außenbereich des früheren Bahnschuppens liebevoll mit Bildern und Zierrat von Tante Anni, Onkel Gustav, Oma Kronmann und Opa Lausitz dekoriert. Das erinnert leicht an entsprechende Bars im Norden von Neukölln: Antischleiflack- oder Antidesignlooks, ohne dass hier gegen irgendeinen Geschmacksack etwas auszusetzen wäre.

Nur dass dieser Ort gleich am Hinterausgang so unbefremdend, so gastlich, so freundlich einen einnimmt. Draußen sind die Holzplanken der Böden recht neu, aber sie verdecken, was dort geleistet werden musste: Schienen lagen dort, kaum zu sehen, wegen der ultrastacheligen Brombeerhecken. Die Bahn nutzte dieses Quartier als Schuppenensemble, das indes nicht mehr gebraucht wurde.

Philipp Gärtner, der sich kulturell in eigener Sache wie in der anderer der Subkultur, dem Rock und dem Blues, dem Metal und anderer zugeneigt ist, sagt, dass es ein Elend sei, dass die Linke, wie in Leipzig aktuell oder sowieso in Berlin, sich so zerzankt. So sei das mit dem Widerstand gegen rechts nicht zu halten – man sei doch insgesamt immer gegen Gewalt, Menschen sollten ohne Gewalt miteinander auskommen, nicht ausgrenzend, lieber feiernd als schadenfroh noch den letzten ideologischen Zwist austragen wollend.

## Mit Plakaten und Parolen tapeziert

Und so hält er es auch mit seinem Projekt, das aus einem gastronomischen Bereich besteht und andererseits aus einem sozialarbeiterischen. Man kommt im Übrigen durch eine schmale Tür tagsüber, schon von außen ist fast jeder Quadratzentimeter mit Plakaten und Parolen tapeziert, dies alles zu lesen ist aufwendiger als jede Zeitungslektüre. Immerhin fehlen propalästinensische Drohzeichen, das beruhigt. Innen geht man durch einen langen Flur, links die Toiletten, rechts Küche und andere Wirtschaftsräume, ehe man die Halle erreicht, die Bühne, die Bar: ein Fest an Geschmacks-eklektizismus, alles durcheinander – und dazwischen, zufällig zu Gast, ohne Schrecken vor diesem Sammelsurium an Dingen, die trotzdem nicht die Luft für das Wesentliche nehmen. Gärtners Mutter, die einfach mal zu Besuch ist.

Woran es gebricht, langfristig, ist eine gute Heizung für den Winter, am besten eine

Wärmepumpe, der Größe des Objekts angemessen, momentan läuft der heizintensive Betrieb jenseits der warmen Monate über Elektrizität. Das ist immer teuer, aber es fehlt am Finanziellen, um die Ökotransformation zu bezahlen – und der Rat der Stadt Cottbus ist nach den jüngsten Kommunalwahlen auch nicht gerade so aufgestellt, dass man dem Bunten Bahnhof als Standortfaktor des Undergrounds hinterherläufe.

Und darauf könnte es ja hinauslaufen: Diese Location, in der das Frühere im Heutigen aufs angenehmste aufgehoben ist, ist ein Werbefaktor. Und Philipp Gärtner weiß das. In Berlin fehlt es KünstlerInnen und Bands und andere Kulturschaffenden an Proberäumen, Ateliers und überhaupt Willkommensflächen, in denen sie nicht abgezockt werden, ökonomisch. Im Bunten Bahnhof wäre ihnen alles möglich, man müsste in diese Richtung expandieren, zusammen mit den Galerien drumrum oder dem Antiquariat gegenüber. Die Fahrt mit der Bahn braucht ja nur 70 Minuten: Im Bunten Bahnhof ist die ohnehin schöne Stadt Cottbus am allerbesten. Gute Leute in liebevoller Einrichtung, die auch beleuchterisch nach 18 Uhr einen Hang zum Hellen, doch zugleich perfekt gedimmten hat.

## Respekt vor dem Anderen

Das Kulturprogramm scheint kuratiert, als ob ein freier Geist alles beieinanderhält. Die Leute vom Bunten Bahnhof wissen, dass ihr Haus der (Sub-)Kulturen nicht allen gefällt – was sie wollen, auch dies zeigt er innen

wie außen, ist Respekt vor dem Anderen. Philipp Gärtner, geborener DDR-Bürger, gewordener Bundesdeutscher, gebürtiger und bekennender Cottbuser, nennt auf die Frage, was dieser Ort für ihn bedeute, nur dieses Wort: „Healing“, ein Ort der Heilung. Wenn dann noch ein neues Dach gedeckt werden könnte ... dann wäre es in Zukunft ein upgecycletes Paradies.

### Nix wie hin

#### Die Besonderheit

Der Bunte Bahnhof ist das Haupthaus einer ganzen Ansammlung kultureller Stätten am Hauptbahnhof. Einst war das Areal ein Güterschuppen mit Gleisanschluss. Am Outdoorbereich werden gleich hinter der Holzwand Waggons rangiert – so langsam, dass die Geräusche der Bewegung beruhigend klingen.

#### Das Zielpublikum

Alle, sagt der Kopf des Bunten Bahnhofs, Philipp Gärtner. Anfügen müsste man: Offenbar nicht jedoch jene, die auf der anderen Seite des Schienenstrangs leben. Die haben sich schon über den Lärm aus dem Bunten Bahnhof beschwert, auch schon vor 20 Uhr.

#### Der Bahnhof und die taz

Am Samstag, 7. September, findet ab 10 Uhr im Bunten Bahnhof das 3. und letzte taz Panter Forum mit dem Schwerpunkt auf Brandenburg statt. Programm: taz.de.

Buntes Treiben im Cottbuser Bahnhof  
Illustration: Jeong Hwa Min



# Die Kneipe im Dorf lassen

Immer mehr Gaststätten im ländlichen Raum müssen schließen. Fachkräftemangel, fehlende Nachfolge und die Betriebskosten machen den Betreiber\*innen zu schaffen. In vielen Dörfern fehlt mit der Kneipe der soziale Treffpunkt. Auch im brandenburgischen Pätz kann das passieren – dort steht der Lindenhof vor dem Aus

Von **Marie Frank** (Text) und **Miriam Klingl** (Fotos)



„Gäste habe ich genug“, sagt Wirtin Claudia Ehrenhard



Wer das Leben sucht in Pätz, geht in den Lindenhof. Dort ist ein Treffpunkt. Noch

Es ist Samstagmittag, die Sonne scheint, am Himmel ist kein Wölkchen zu sehen und das Thermometer kratzt an der 30 Grad Marke: bestes Ausflugswetter also. Vor dem Lindenhof in Pätz, einem Ortsteil der Gemeinde Bestensee in Brandenburg, stehen schon ein paar Fahrräder von Ausflüglern. „Eigentlich ist es für uns noch zu früh zum Essen, aber als wir die Speisekarte und die Preise gesehen haben, haben wir uns entschieden, hier einzukehren“, sagt einer der beiden Radreisenden, die vor der Dorfgaststätte stehen und eine rauchen. Kurze Zeit später steht ihr Essen auf dem Tisch: Alaska Seelachsfilet für 8,90 Euro, dazu ein Bier für knapp drei Euro.

Angesichts der jüngsten Preissteigerungen in der Gastronomie ein unschlagbar günstiges Angebot. Entsprechend viel zu tun hat Claudia Ehrenhard. Sie sitzt am Tisch und schält Kartoffeln, werkelt in der Küche und bereitet die Speisen zu, zapft Bier und hat trotzdem immer ein paar Minuten für einen Schnack mit den Gästen übrig. Die Dorfkneipe ist zwar kein Touristenmagnet, aber sowohl bei Einheimischen als auch bei Besucher\*innen beliebt. „Ich kann davon leben“, sagt Ehrenhard. Neben ihrem Gastraum gibt es noch einen Saal, der für Geburtstagsfeiern, Beerdigungen, Treffen der örtlichen Feuerwehr, des Heimatvereins oder von Parteien gemietet wird. „Gäste hab ich genug“, sagt die 63-jährige Wirtin. Trotzdem muss sie ihren Laden nun nach fast 40 Jahren schließen.

Noch zu DDR-Zeiten, im Jahr 1987, hat Claudia Ehrenhard die Gaststätte in dem ehemali-

gen Bauernhof von ihrem Vater übernommen. Bereits seit mehr als 120 Jahren gebe hier ein gastronomisches Angebot, sagt sie. Ein bisschen wirkt es, als wäre hier die Zeit stehen geblieben: An den Wänden hängt allerlei DDR-Schnickschnack, die Regale sind vollgepackt mit Pokalen und anderem Krimskrams, die Spitzengardinen, Plüschtiere und Plastikfiguren erinnern an ein altbackenes Wohnzimmer. Lediglich eine alte Dartmaschine, die Holztische und der Tresen, auf dem sich Kümmelring, Feigling, und andere Liköre stapeln, sowie der Zapfhahn weisen auf eine Kneipe hin. „Staatsgebiet Claudia. Ohne mich läuft hier nichts“, steht auf einem kleinen gelben Schild hinter dem Tresen.

Schon bald läuft hier jedoch gar nichts mehr: Im Oktober vergangenen Jahres bekam Claudia Ehrenhard plötzlich die Kündigung ins Haus: Der Eigentümer will das Grundstück verkaufen, Ende September muss die Wirtin raus. Damit verliert die 63-jährige nicht nur ihren Job und muss sich wenige Jahre vor ihrer Rente eine neue Arbeitsstelle suchen. Nach 57 Jahren verliert die gebürtige Brandenburgerin zudem ihre Wohnung, die sich über der Gaststätte befindet und in der sie ihre Kinder und Enkel großgezogen hat.

„Sonst haben wir hier doch nüscht mehr. Die Kneipe ist das Letzte, wo noch Leben ist“, sagt Claudia Ehrenhard verständnislos. Am nahegelegenen See gibt es zwar eine kleine Imbissbude mit Pommes und Getränken, aber die hat nur tagsüber und im Sommer auf. „Meine Gäste wissen nicht, wo sie sonst hingehen sollen“, sagt Ehrenhard. „Pätz wird ein Schlafdorf“, befürchtet sie. „Die Leute kom-

men von der Arbeit, können sich nirgends mehr treffen, gehen schlafen und morgens wieder früh raus zur Arbeit.“

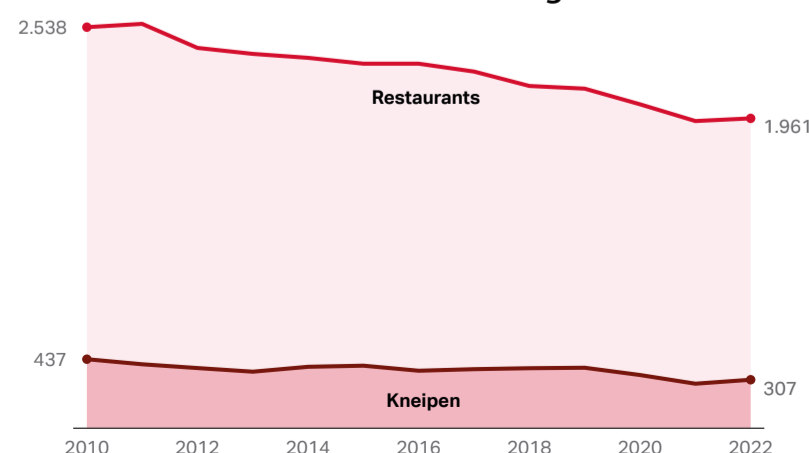
Ein Schicksal, das viele andere Dörfer teilen. Gaststättensterben auf dem Land ist ein zunehmendes Problem – nicht nur in Brandenburg. Dabei lebt jede\*r Zweite auf dem Land. Zahlen dazu, wie viele Dorfkneipen in den vergangenen Jahren insgesamt dichtgemacht haben, werden zwar nicht gesondert erhoben. Doch dass man in vielen Orten nirgendwo mehr einkehren kann, ist nicht zu übersehen. Laut einer aktuellen Studie der Wirtschaftsauskunftei Creditreform musste im vergangenen Jahr jedes zehnte Unternehmen in der Gastronomie schließen. Bundesweit waren es seit 2020 rund 48.000 Betriebe.

Während es in Städten trotzdem noch ein flächendeckendes Angebot gibt, stehen immer mehr Dörfer ganz ohne Wirtshaus da. Pätz ist da keine Ausnahme: Laut dem Amt für Statistik Berlin-Brandenburg steigen zwar die Übernachtungszahlen,

die Versorgungslage wird aber immer schlechter: So ist die Anzahl der Restaurants in Brandenburg zwischen 2018 und 2022 von 2.166 auf 1.961 gesunken – ein Verlust von 10 Prozent beziehungsweise 50 Restaurants pro Jahr. Ähnlich sieht es bei Kneipen aus: Deren Anzahl sank im gleichen Zeitraum sogar um 20 Prozent von 380 auf 307 (siehe Grafik).

Die Gründe für das Gaststättensterben sind vielfältig, sagt Olaf Schöpe, Präsident des Hotel- und Gaststättenverbands (Dehoga) Brandenburg zur taz. Zuerst kam die Pandemie, dann Inflation und Energiekrise. Wegen der massiv gestiegenen Preise gebe es derzeit eine Konsumzurückhaltung in der Bevölkerung, so der Experte. Die höheren Energie- und Lebensmittelpreise machten auch den Betreiber\*innen zu schaffen. Hinzu komme noch die Erhöhung der Mehrwertsteuer für Speisen Anfang des Jahres. Die Bundesregierung hatte den Steuersatz während der Pandemie vorübergehend gesenkt,

## Gaststättensterben in Brandenburg



Quelle: Das Amt für Statistik Berlin-Brandenburg



um die Restaurants zu entlasten. Seit 1. Januar müssen Gastronom\*innen wieder 19 statt 7 Prozent Mehrwertsteuer abführen.

Nicht zuletzt macht auch der Gastronomie der Personalmangel zu schaffen: Viele Wirt\*innen würden einfach keine\*n Nachfolger\*in mehr finden, sagt Schöpe. „Junge Leute wollen keine 70-Stunden-Woche für ein kleines Gehalt.“ Andere würden wiederum die Lust verlieren. „Die Bürokratie wird immer mehr“, beklagt der Gastronom.

Diese Probleme gibt es in Pätz nicht. Claudia Ehrenhard hat die Wende überstanden, die Preissteigerungen nach Einführung des Euro, auch die Pandemie hat sie mit Lieferungen außer Haus gut bewältigt, sagt sie. Während andere Dörfer händierend nach Nachfolger\*innen für ihre Gaststätten suchen, will die passionierte Wirtin weitermachen – kann aber nicht. „Das versteht keiner“, sagt die resolute Frau und zapft ein weiteres Bier. Die Unterstützung aus dem Dorf ist groß: Zwei Petitionen mit insgesamt 800 Unterschriften für den Erhalt der Gaststätte wurden der Gemeindevertretung übergeben. „Das hat keinen interessiert“, sagt Claudia Ehrenhard. Die Wählergruppe W! setzte sich im Bau- und Hauptausschuss der Gemeinde Bestensee für einen alternativen Bebauungsplan ein, der die Gaststätte ausklammert. Doch vergebens: Das rund 7.000 Quadratmeter große Grundstück steht zum Verkauf. „Die Kneipe würde 500.000 Euro kosten, so viel Geld habe ich nicht.“

Rund um den Lindenhof stehen die Zeichen schon auf Abriss: Die Scheunen auf der Rückseite wurden bereits im März

dem Erdboden gleichgemacht. Auch zahlreiche Bäume wurden gefällt – ohne Genehmigung der Gemeinde. Seitdem ist nicht viel passiert und die Natur hat sich das Gelände zurückerobert, die Schutthaufen sind von Pflanzen überwuchert. An dem Zaun rund um die Baustelle hängt ein großes Werbebanner mit Grundrissen der Parzellen. „Zu verkaufen“ steht dort in großen Lettern, daneben ein idyllisches Bild einer Seenlandschaft bei Sonnenuntergang, die von Bäumen umsäumt ist.

**„Sonst haben wir hier doch nüscht mehr. Die Kneipe ist das Letzte, wo noch Leben ist“**

Wirtin **Claudia Ehrenhard**

Der Preis für ein Grundstück mit rund 500 Quadratmetern liegt bei mindestens 189.900 Euro. Auf Immobilienseiten ist zu sehen, dass vier der acht Parzellen bereits verkauft wurden.

Pätz liegt südlich von Berlin und ist von dort mit dem Auto oder dem Zug in rund einer Stunde zu erreichen. Das 1.400-Seelen-Dorf liegt mitten im Landschaftsschutzgebiet Dahme-Heideseen, nicht weit entfernt befinden sich die Naturschutzgebiete Radeberge und Dubrow. Entsprechend attraktiv ist die Region für stressgeplagte Hauptstädter\*innen. Dennoch verliert das Dorf nach und nach seine Infrastruktur.

Erst verschwand der Konsum, eine Schule gibt es auch nicht mehr und nun soll auch noch die letzte von einst sieben Dorfkneipen verschwinden.

Für Dehoga-Präsident Olaf Schöpe ist das „leise Kneipensterben“ eine „dramatische Entwicklung“. „Die Lage verschlimmert sich von Jahr zu Jahr“, sagt er. Insbesondere abseits von touristischen Hotspots gebe es kaum noch Angebote. Dabei seien Schenken als Orte des Zusammenkommens von großer Bedeutung. „Gaststätten sind das kulturelle Herzstück von Dörfern.“ Verschwinden diese, ginge auch ein Teil der Lebensqualität der Menschen verloren.

„Die Politik hat kein Konzept, wie man Gasthöfe auf dem Land erhalten kann“, kritisiert Schöpe. Dabei müsse das Landleben attraktiver werden, wenn die Menschen wegen des Wohnungsmangels in Großstädten ermutigt werden sollen, raus aus den Städten zu ziehen, wie es SPD-Bauministerin Klara Geywitz fordert. Doch kann das funktionieren, wenn die notwendige Infrastruktur fehlt?

Laut Patrick Küpper vom Thünen-Institut für Lebensverhältnisse in ländlichen Räumen führt die Schließung von Schulen, Supermärkten oder Gaststätten zwar nicht zwangsläufig zu einer Abwärtsspirale. Allerdings habe eine Dorfkneipe durchaus einen positiven Effekt: „Die Menschen in Orten mit einer Kneipe sind zufriedener mit ihrem Wohnort als die ohne“, sagt er zur taz. Wichtig sei vor allem, dass es einen Ort des Zusammenkommens gebe, das könne auch ein Verein oder die örtliche Feuerwehr sein. „Soziales Miteinander ist ein sehr wichtiger Faktor für die Lebenszufriedenheit“, so der Forscher.

## Wo die Kneipe fehlt, kommt die mobile Wirtschaft

### Wanderkneipe

Weil in immer mehr Dörfern ohne Kneipen und Gasthöfe Orte des Miteinanders fehlen, haben sich die Menschen des gemeinnützigen Vereins Landgestalten aus dem Landkreis Nossen in Sachsen etwas ganz Besonderes einfallen lassen: In einem alten Campinganhänger aus der DDR fahren sie als mobile Wanderkneipe in umliegende Dörfer, in denen es keine Kneipe mehr gibt. Vor vier Jahren haben die Ehrenamtler\*innen angefangen, den Anhänger zu restaurieren und

umzubauen. Seit drei Jahren fahren sie in den Sommermonaten von Dorf zu Dorf und schenken Bier vom Fass aus.

### Nicht abgehängt

„Wir möchten Kultur in Bewegung bringen, damit sich etwas bewegen kann“, so Kathrin Dobiéy von Landgestalten. „Mit dem Anhänger ist keiner abgehängt.“ In einer Kampagne zur Landtagswahl in Sachsen am 1. September setzt sich der Verein für Vielfalt, Demokratie und Menschlichkeit ein.

Insgesamt sei die Entwicklung auf dem Land sehr unterschiedlich: Während der Osten nach wie vor strukturschwächer sei und sich das geringere Einkommen auch auf das kommerzielle Angebot auswirke, sehe es im Westen schon besser aus. Das Gaststättensterben sei jedoch eine flächendeckende Entwicklung, die seit Jahrzehnten stattfindet und durch Corona nochmal einen Schub bekommen habe, so Küpper. Und das, obwohl immer mehr Menschen aufs Land ziehen: „Wir haben seit 2014 eine Nettozuwanderung“, so der Experte. Wegen des Wohnungsmangels müssten Menschen vermehrt aus den Städten wegziehen. Und das nicht nur in die Speckgürtel, sondern auch weiter raus – Homeoffice sei Dank. Dort finden sie dann allerdings immer weniger gastronomische Angebote.

Auch das Bundeslandwirtschaftsministerium hält Gaststätten im ländlichen Raum für „Orte mit wichtiger sozialer Funktion“, so eine Sprecherin zur taz. Dass diese immer häufiger schließen müssen, sei auch auf ein verändertes Ausgehverhalten zurückzuführen: „Stichwort Frühschoppen nach der Kirche, veränderte Formen von Familienfeiern, verändertes Vereinsleben. So hängt es auch mit an der Dorfgesellschaft, ob die Dorfkneipe eine Zukunft hat.“

Mit dem Förderprogramm „Integrierte ländliche Entwicklung“ unterstützt der Bund unter bestimmten Voraussetzungen die Gründung oder den Erhalt von Dorfgaststätten, indem er 60 Prozent der Mittel zuschießt. Die Umsetzung liegt allerdings bei den Ländern. Und da fallen die Bemühungen unterschiedlich aus.

So gab es in Baden-Württemberg von 2020 bis 2021 ein spezielles Förderprogramm, bei dem 20,9 Millionen Euro an insgesamt 223 Projektträger ausbezahlt wurden. Damit sollte „der herausragenden Bedeutung von Dorfgasthöfen für die Lebens- und Versorgungsqualität im ländlichen Raum Rechnung“ getragen werden, so ein Sprecher des Ministeriums für Ländlichen Raum zur taz. Auch nach Ende des Programms würden Dorfgasthäuser und Cafés prioritär gefördert, insbesondere, wenn sie einen Beitrag zur Grundversorgung leisten.

In Hessen wurde im Herbst 2021 ein Sonderprogramm gegen das Gaststättensterben im ländlichen Raum eingeführt, das bis Ende 2023 befristet war. Damit wurden 235 Betriebe mit insgesamt 9,6 Millionen Euro gefördert. Unterstützt wurden etwa Investitionen in Küche, Gastraum, Gebäude oder E-Bike-Ladestationen. Die seit Anfang des Jahres regierende schwarz-rote Koalition will das Programm ab dem nächsten Jahr fortführen. „Wir arbeiten daran, die Dorfgasthäuser noch zielgerichteter und passgenauer zu unterstützen“, so ein Sprecher des Landwirtschaftsministeriums zur taz.

Auch Bayern fördert Investitionen in bestehende oder neue Gaststätten im ländlichen Raum.

Unternehmen in Orten mit bis zu 2.000 Einwohner\*innen, die weniger als zehn Angestellte beschäftigen und deren Jahresumsatz unter zwei Millionen Euro liegt, können maximal 200.000 Euro Förderung betragen. Damit sollen nicht nur Gaststätten, sondern auch Dorfläden, Bäckereien oder Pflegeeinrichtungen unterstützt werden.

Mancherorts werden die Kommunen auch selbst tätig und kaufen Gaststätten und Wirtschaften auf, um sie zu erhalten. So hat etwa die Gemeinde Soltendieck in Niedersachsen im Mai beschlossen, eine Genossenschaft, die die Anfang 2022 geschlossene Gaststätte im Ort kaufen und weiterbetreiben will, mit bis zu 25.000 Euro zu unterstützen. Die Gemeinde Benningen in Baden-Württemberg hat sogar 800.000 Euro für die Sanierung und den Erhalt der Bürgerstube hingelegt, nachdem der Betreiber nach fast 40 Jahren in den Ruhestand gegangen war. Auch in Bayern gibt es mehrere Kommunen, die Gasthäuser gekauft, saniert und anschließend verpachtet haben.

Der Wirtin des Lindenhof in Pätz hilft das nicht. Weder gibt es in Brandenburg Förderprogramme für Dorfgaststätten, noch wird die Gemeinde tätig werden. „Die Möglichkeiten sind begrenzt“, sagt der parteilose Bürgermeister Roland Holm zur taz. Zwar sei das Gebäude aus dem Jahr 1758, der Besitzer habe das Haus jedoch „jahrzehntlang verkommen lassen“, weshalb die Behörde keinen Denkmalschutz feststellen konnte. Damit habe der Eigentümer das Recht, alles abzureißen.

Dass die Kommune das Grundstück kauft, um die Gaststätte zu erhalten, sei nicht nur wegen des viel zu hohen Kaufpreises keine Option. „Das können wir uns gar nicht leisten“, sagt der 37-jährige Bürgermeister. Angesichts knapper Kassen komme die Gemeinde schon ihren Kernaufgaben wie der Schaffung von Kitas und Schulen, der Straßenbeleuchtung oder der Kulturarbeit kaum hinterher. Der Kauf einer Dorfkneipe sei da schwer zu rechtfertigen.

Zumal der Lindenhof nicht die einzige Gaststätte ist, die vor dem Aus steht: So wurde dem ältesten Ausflugslokal der Region, Riedels Gasthof im nahegelegenen Königs Wusterhausen, zu Ende des Jahres gekündigt. Vor zwei Jahren hat die PSD Bank Berlin-Brandenburg das Grundstück gekauft. Sie will den Gasthof abreißen und auf dem Gelände Mehrfamilienhäuser bauen. Die Einwohner\*innen lehnen das ab und hoffen auf das Landesamt für Denkmalschutz, das die Gaststätte von 1720 für erhaltenswerte Bausubstanz hält.

Während also andernorts Leerstand herrscht, stellt im Speckgürtel Berlins die Gentrifizierung die Bewohner\*innen vor große Schwierigkeiten. Wirtin Claudia Ehrenberg will aber noch nicht aufgeben. „Ich kämpfe noch“, sagt sie. Wie genau, will sie nicht verraten. „Vielleicht finde ich ja noch einen Millionär“, sagt sie augenzwinkernd. „Eigentlich hätte ich schon anfangen müssen, alles auszuräumen. Aber das mache ich nicht“, sagt sie trotzig. Die 63-Jährige will so lange weitermachen, wie es geht. „Ich will ja nicht reich werden, sondern nur überleben.“

Ein Dorfbewohner, der an einem der Tische des Lindenhof ein Bier trinkt, nickt nachdenklich. „Es ist traurig“, sagt er. „Aber das scheint ja der Zeitgeist zu sein.“

Vor 18 Jahren ist er von Berlin nach Pätz gezogen. Dass es hier schön ist, reiche jedoch nicht aus, wenn kein Bus mehr fährt und es keine Kneipe mehr gibt, sagt er. „Wenn man alles verkauft, ist das Schwachsinn.“

Das macht ihm auch mit Blick auf die Landtagswahl im September Sorge. Er befürchtet, dass die Unzufriedenheit der Dorfbewohner\*innen durch die Vernachlässigung am Ende der AfD in die Hände spielt – obwohl diese sich zwar das „Bewahren der Heimat“ ins Programm geschrieben hat, aber gegen den Erhalt des Lindenhofs gestimmt hat. „Am Ende schieben alle wieder den Ausländern die Probleme in die Schuhe, dabei ist das alles hausgemacht.“

**taz** salon

**WIE GRETA RUDI ÜBERHOLT HAT – FRAUEN IM PROTEST**

10.09.24  
19.30 UHR

Haus 73,  
Schulerblatt 73, Hamburg  
und im Stream

Die 68er-Proteste waren meist männlich dominiert. Heute stehen Frauen in den ersten Reihen. Ist das Fortschritt, Zufall oder irrelevant?

**HIER ANMELDEN**  
taz.de/salon

Diskutieren Sie mit:

- Annika Kruse, Sprecherin von FFF
- Helke Sander, Feministin & Filmemacherin
- Ilse Lenz, Protestforscherin
- Moderation: Friederike Gräff, taz-Redakteurin

”

Ich hab früher Punk gemacht und da gab es öfter mal auf die Fresse. Das gab es beim Reggae nie

„Es war immer ein tolles Familienfest“

20 Jahre lang hat Rico Klose das Reggae-Festival Weedbeat in Rössing bei Hildesheim organisiert. Nun hört er auf. Ein Gespräch über Arbeitsbelastung, kulturelle Aneignung und natürlich auch Kiffen

„Das hat schon Ambiente“: Weedbeat-Macher Rico Klose am Ort des Geschehens, vor dem Speicher in Rössing



Interview **Robert Matthies**  
Foto **Christian Wyrwa**

**taz: Herr Klose, nach 20 Jahren ist erst mal Schluss mit Weedbeat in Rössing, obwohl das Reggae-Festival zwar klein, aber sehr beliebt war. Ende Juli fand es das letzte Mal statt. Wie fühlt sich das an?**

**Rico Klose:** Es war großartig und hat wieder mal unheimlich viel Spaß gemacht. Aber obwohl man sehr viel positive Energie aufgefangan hat, verbraucht es doch mehr als gedacht. Kurz gesagt: Es ist auch ein befreiendes Gefühl. Ich mache das wirklich aus Leidenschaft. Aber man kriegt immer wieder Steine in den Weg gerollt, über die man klettern muss.

**taz: Welche denn?**

**Klose:** Man wird nicht so wertgeschätzt, wie man sich das wünscht, plötzlich wird man von der Förderung vergessen und man muss wieder los und noch schnell einen Sponsor besorgen. Und diese drei Tage, das ist schon anstrengend. Es geht ja schon Donnerstag los, am Abend stehen die Bühnen und die ersten Künstler kommen und die Händler, und man hat richtig zu tun. Und dann kommt das harte Wochenende, wo es bis spät in die Nacht geht. Und ich bin immer der Erste, der verletzt ist. Ich mache jetzt erst mal eine Kreativpause.

**taz: Man wird ja auch nicht jünger.**

**Klose:** Nein, ich bin jetzt Mitte 50 und das merkst du dann schon.

**taz: Und wie war das damals, mit Ende 20? Was hat Sie an Reggae begeistert?**

**Klose:** Es war einfach ein cooles Feeling mit den Leuten, auch mit den Künstlern. Die waren alle so offen. Nach den Konzerten war nicht Schluss, sondern die kamen noch mal vor die Bühne und man hat gequatscht. Und es hat dieses Friedliche und Familiäre. Ich hab früher Punk gemacht und da gab es öfter mal auf die Fresse. Das gab es beim Reggae nie. Auch von den Besuchern gab es immer viel Offenheit. Deswegen habe ich gesagt, ich würde auch gerne so ein Reggae-Ding machen.

**taz: Wie ging es dann weiter?**

**Klose:** Damals, 2004, kam das nicht-kommerzielle Bürgerradio Radio Tonkuhle nach Hildesheim. Da habe ich mich als Musikredakteur beworben und bin dadurch noch besser in die Szene reingerutscht und habe Kontakte zu Künstlern bekommen. In Hannover ging es zu dieser Zeit mit Benjie und seinem Song „Ganja Smoka“ mit deutschem Reggae los, mit Gentleman und Co, der hatte damals hier noch vor 60 Leuten gespielt. Die habe ich dann auch kennengelernt.

**taz: Und wie ist daraus das Weedbeat-Festival entstanden?**

**Klose:** In Hildesheim hatte es schon vor den 2000ern einen Club gegeben, das Vier Linden. Da passten 600 Leute rein. Da haben auch die großen Reggae-Stars gespielt. Wir sind dort regelmäßig hingegangen. Aber das ist mit dem Club eingeschlafen. Wir mussten dann immer zum Summerjam, eines der größten Reggae-Festivals in Europa. Das ist dreimal umgezogen, erst war es auf der Loreley, dann habe sie es mal auf einem Militärflugplatz gemacht, bevor sie nach Köln gegangen sind. Irgendwann habe ich dann den Entschluss gefasst: Etwas Kleines kriegen wir doch hier auch hin! Wir haben eine schöne Landschaft, und wir haben hier Kiesteiche, man kann am See campen. Und das hat dann auch so funktioniert.

**taz: Wie war das erste Mal?**

**Klose:** Ich bin zum Speicher in Rössing gegangen, einem Club, in dem ich vorher nie war, da gab es überwiegend so Oldie-Parties und Dorfdisko. Ich habe den Betreiber gefragt: Hast du nicht Interesse, hier mal eine Reggae-Party zu machen? Du hast ein schönes Gelände. Das ist so ein alter Kornspeicher, total geil, oben sind noch die Holzbalken und das hat schon Ambiente. Damals lagen auch Pläne aus, dass der Kiesabbau bis zum Speicher weitergeführt wird. Und ich habe gesagt: Dann fangen wir doch hier an, und der See kommt zu uns. So weit ist es dann nicht gekommen, die Leute müssen heute leider vom Campingplatz noch ein bisschen latschen. Aber der Campingplatz ist nach wie vor am See.

**taz: Und das erste Weedbeat war gleich ein Erfolg?**

**Klose:** Das hatte regional schon gut geklappt, es waren 200 bis 300 Leute da. Dann habe ich gleich gesagt, wir machen nächstes Jahr draußen eine Bühne. Und dann wurden es zwei Tage und dann drei Tage und so ging es weiter. Damit haben wir die Szene schon ein bisschen in Schwung gebracht. Es gab immer mehr Soundsystems, die gesagt haben, wir machen auch eine Radiosendung. DJ Adirock zum Beispiel schreibt ja heute fürs *Riddim*-Magazin. Das waren Leute, die hier bei Radio Tonkuhle angefangen haben. Das war eine schöne Entwicklung.

**taz: Und das Weedbeat-Festival ist das Familientreffen, da kommen alle einmal im Jahr zusammen?**

**Klose:** Ja. Ich wollte schon ein paar Mal aufhören, das wird ja schnell mal zu viel. Aber wenn es wieder stattgefunden hatte, war es immer ein tolles Familienfest. Und alle haben gesagt: Rico, wenn du das nicht mehr machst, dann treffen wir uns ja gar nicht mehr. Deswegen musste ich jetzt wirklich mal einen Schlusstrich ziehen, für mich.

**taz: Wie viel Zeit brauchen Sie denn fürs Festival? Und was machen Sie sonst, wie verdienen Sie Ihr Geld?**

**Klose:** Ich komme ursprünglich aus dem Eventbereich, habe hier in der Halle 39, einer großen Location in Hildesheim, gearbeitet und bin immer so der Hallenmeister gewesen, der alles irgendwie reparieren kann. Ich habe Tischler gelernt und jetzt bin ich als Hausmeister für ein Studentenwohnheim tätig Grundsätzlich fange ich immer zum Ende des Jahres mit dem Festival an, in der ruhigen Winterzeit. Viele bewerben sich bis dahin schon. Ich habe so viele Bewerbungen, ich könnte eine Woche machen, weil viele auch wiederkommen und beim Weedbeat spielen wollen. Aber man muss natürlich versuchen, das Ganze ein bisschen abwechslungsreich zu gestalten.

**taz: Alle wollen das Festival, aber Sie sind derjenige, an dem alles hängenbleibt? Wie viele arbeiten denn noch mit?**

**Klose:** Inzwischen hat sich ein Verein gegründet, „Reggae rund um Rössing“, da gibt es drei Personen im Vorstand, die kümmern sich um den Freiwilligen am Sonntag. Den haben wir schon relativ am Anfang angeboten, damit die Dorfbevölkerung auch gucken kommen kann, was machen die hier eigentlich? Das war ein totaler Erfolg, sonntags war meistens mehr los als an den anderen Tagen. Das war für uns zwar finanziell nicht mehr so interessant, dafür gibt es jetzt den Verein. Aber darum ging es uns ja auch nicht. Dann habe ich einen Promoter, der in Hildesheim

eher in der Comedyszene unterwegs ist und hier so kleine Sachen macht, Raimund Steiniger. Mit dem mache ich das fast von Anfang an zusammen. Er macht die Verträge, das ganze Behördliche. Das ist gar nicht mein Ding.

**taz: Und Sie machen das Booking?**

**Klose:** Genau. Und alles, dass das Festival schön wird, vom Toilettenwagen-abholen bis zum Bandbegrüßen. In der Aufbauzeit habe ich viele ehrenamtliche Helfer, die für ein Ticket kommen. Das ist ein Team, das seit Jahren kommt, einige Köpfe sind schon seit zehn, fünfzehn Jahren dabei. Einige hat man gar nicht mehr auf dem Zettel, aber die stehen dann am Dienstag da und sagen: Hier bin ich! Da muss ich nicht viel machen, das passiert dann einfach.

**taz: Wie ist es denn mit der Dorfgemeinschaft? Muss man sich das so vorstellen wie in Wacken? Einmal im Jahr ist Festival und alle sind irgendwie beteiligt?**

**Klose:** Am Anfang war es sehr schwer. Es wurde im Dorf nicht angenommen, weil da auf einmal so 500 bunte Vögel durchs Dorf gelatscht sind. Alles, was kaputt gegangen ist, wurde uns aufgeschrieben. Ich saß regelmäßig montags bei der Polizei, weil ein Verkehrsschild weg war oder Solarlampen aus einem Garten. Das hat sich dann aber zum Positiven entwickelt. Dann hat der Bäcker schon gefragt, wann es wieder stattfindet, damit er genug Brötchen da hat. Ich hab den Fußballverein mit einbezogen: Komm, wir machen einen Weedbeat-Soccer-Cup. Den haben wir mit dem Rössinger Dorf-Cup verbunden und damit war die Nuss geknackt. Dann hatte ich sie, und es ist heute ein schöner Zusammenhalt.

**taz: Die Eintrittspreise klingen noch vernünftig. Das Festivalticket kostet knapp 50 Euro. Wie finanziert sich das Festival?**

**Klose:** Wir leben davon, dass man schon mal eine Förderung bekommt vom Musikland Niedersachsen zum Beispiel. Aber man muss doch jedes Jahr ein bisschen Geld reinstecken. Dass man mal 5.000 Euro verdient, so was gab es nicht.

**taz: Und Sponsoren?**

**Klose:** Ja, dieses Jahr musste ich auch wieder los, ein paar Sponsoren akquirieren, um alles zu decken. Aber das gibt mal 500 Euro und gut ist, und ich habe immer versucht zu vermeiden, dass auf dem Gelände Banner sind. Aber irgendwann geht es gar nicht mehr, dann sagst du: Was soll's, bevor wir es ausfallen lassen, hängt dann da halt ein Sparkassen-Banner. Aber nicht in Bühenhöhe. Am Eingang können wir gern Werbung für andere machen, aber um die Bühne herum und auf dem Gelände gibt es das nicht.

**taz: Wie haben Sie denn Corona überstanden?**

**Klose:** Während der Coronazeit habe ich ein Stream-Festival gemacht und habe alle, die eigentlich spielen sollten, angefragt, ob sie etwas aus dem Studio schicken können. Im anderen Jahr haben wir hier auf dem Flugplatz mit 150 Liegestühlen und mit Abstand eine Bühne aufgebaut und einfach weitergemacht, damit es nicht stillsteht. Das waren natürlich Sachen, die gekostet haben, und wir haben dafür nicht viel Geld bekommen.

**taz: Sie können auch keine wirklich großen Acts buchen. Aber ab und zu sind doch Leute da wie Macka B, einer der einflussreichsten britischen**

**Rico Klose**

**Der Mensch**

Rico Klose, geboren 1971 in Nordstemmen, ist Tischler und lebt in Hildesheim. Seit 25 Jahren veranstaltet er Partys und Konzerte und er war Musikredakteur bei Radio Tonkuhle. Er arbeitet als Hausmeister in einem Studierendenwohnheim.

**Das Festival**

Das Weedbeat-Festival fand seit 2004 um den Speicher Rössing bei Hildesheim statt. Für 2.000 Besucher:innen gab es drei Tage Reggae, Dub, Dancehall und HipHop. Zweimal wurde es vom Leserpool der Musikzeitschrift *Riddim* unter die ersten fünf Plätze in der Kategorie „Bestes Festival“ gewählt.

**Dancehall-DJs. Was ist Ihnen beim Booking der Künstler\*innen wichtig?**

**Klose:** Überwiegend ist es das, was ich so aufschnappe, was ich selbst höre. Zum Beispiel Total Hip Replacement, die 2023 auf dem Weedbeat waren, die habe ich bei uns im Radio Tonkuhle gehört und gedacht: Wie abgefahren, das hört sich ja an wie Fat Freddy's Drop, aber es war eine junge dänische Band, die für 1.500 Euro mit elf Mann gespielt haben und uns einfach weggeflastet haben. Aber ich höre und hake auch sofort nach: Wo kommt ihr her, was nehmt ihr, was braucht ihr, habt ihr einen Booker? Da bin ich sofort hinterher. Es sind ein paar Sachen, die ich mir so schnappe, und andere kommen über Bewerbungen. Oder wenn zum Beispiel jemand, der lange eine Band gemanagt hat, sagt: Ich habe hier eine neue, junge Band, hör dir das mal an. Oder über Labels wie etwa Echo Beach. Mit dem Hamburger Label habe ich immer wieder Kontakt, weil ich selbst hauptsächlich Dub höre, so was wie Lee „Scratch“ Perry ...

**taz: ... den exzentrischen jamaikanischen Dub-Wegbereiter, den der britische Musikjournalist Lloyd Bradley mal den „Salvador Dali des Dub“ genannt hat.**

**Klose:** Ja, aber Lee habe ich nie genommen, weil er nicht so zuverlässig war. Wenn da ein Ufo kommt und die Sterne falsch stehen, dann kommt der nicht. Da musst du dann auch so ein bisschen wissen, wo die Schwierigkeiten liegen.

**taz: Das Festival heißt Weedbeat, damit ist ja schon klar, dass dort auch ordentlich gekiffert wird, dieses Jahr zum ersten Mal legal. Wie war es denn mit dem Kiffen in den vergangenen 20 Jahren?**

**Klose:** Drei oder vier Jahre lang haben sie es gar nicht geschnallt. Dann hat sich diese Campingplatz-Atmo entwickelt und es kamen Leute, die sich gedacht haben: Dann kann ich hier auch aus dem Wohnwagen verkaufen. Das ist dann auch der Polizei aufgefallen und sie haben sie hochgenommen, und seitdem haben wir massive Präsenz.

**taz: Auch auf dem Gelände?**

Auf dem Gelände waren immer nur Zivis, aber sie waren natürlich präsent. Meistens war es dann auch der Oberarzt oder der Direktor meiner Schule, der beim Kiffen erwischt wurde. Der hat es einmal im Jahr gemacht und wurde erwischt. Dann standen sie auch mal mit Hunden vor der Tür und haben quasi jeden Besucher erst mal gefilzt. Das hat uns natürlich ordentlich Besucher gekostet. Das ging über Social Media: Kommt nicht, die machen da alles

dicht. Wir hatten hier im Dorf auch mal so einen Sheriff gehabt, der uns richtig hochnehmen wollte, und dann sind sie auch auf den Campingplatz und haben jedes Zelt aufgemacht und die Windeln der Kinder kontrolliert.

**taz: Wie unangenehm ...**

**Klose:** Danach haben wir uns auch massiv beschwert und haben Öffentlichkeitsarbeit gemacht. Der Mann ist Gott sei Dank nicht mehr in unserer Region, den haben sie versetzt, dann wurde es wieder ein bisschen ruhiger. Aber es war schon immer spannend. Wir haben natürlich auch Ansagen gemacht: Achtung, Polizei ist auf dem Hof. Und es gab Leute, die hatten eine blaue Laterne am Stock und sind hinterhergegangen. Da habe ich natürlich auch ein paar Strafen bezahlt.

**taz: Dieses Jahr ist es ja vor allem ein Jugendschutzproblem. Wie hat das funktioniert?**

**Klose:** Das Konzept war eigentlich, ein Zelt aufzubauen mit einem Banner „Weed-Lounge. Zutritt ab 18 Jahren“ davor und dort den Kiffern einen Platz zu bieten. Die Temperaturen waren aber tropisch, keiner wäre freiwillig in ein Zelt gegangen. Wir haben eine Freiluftlösung auf dem Gelände gefunden und diese mit einem Bauzaun mit besagtem Banner abgegrenzt und von der Bühne regelmäßig die Ansage gemacht: „Kiffen links und Kinder rechts.“ Der Ort war ganz nah an der Bühnenseite, wo Kinder aufgrund der Lautstärke eh nicht hingekommen sind, und es hat auch super funktioniert, was uns Eltern gern bestätigt haben.

**taz: In Bezug auf Reggae wurde in den vergangenen Jahren auch über kulturelle Aneignung diskutiert. Gentleman zum Beispiel hat vor zwei Jahren dem Spiegel gesagt, dass er als Schwarzer Jamaikaner nicht so erfolgreich gewesen wäre und heute einiges anders gemacht hätte. Gab es solche Diskussionen auch auf dem Weedbeat?**

**Klose:** Nein, überhaupt nicht. Was es gab, war das Thema Homophobie in Texten. Dann gehe ich sofort hin. So weit möglich, mache ich vorher eine Ansage, auch wenn ein Soundsystem so was auflegt. Ich hatte zum Beispiel einen, der wusste gar nicht, was die Texte aussagen, der fand die Musik einfach geil und das war dem dann total unangenehm.

**taz: Probleme gibt es sonst auch nicht viele? Gewalt gab es gar nicht?**

**Klose:** Nein, gar nicht. Die Sanitäter bauen jedes Jahr ein großes Zelt auf, aber haben gar nichts zu tun. Mal ein Wespenstich oder jemand ist in eine Scherbe getreten. Die freuen sich jedes Jahr, wenn sie bei uns Dienst haben dürfen.

**taz: Aber nun ist Schluss mit dem Festival. Sie hören auf, jemand anderes hat sich nicht gefunden, und nun ist erst mal Pause. Oder geht es weiter?**

**Klose:** Ich werde natürlich weiter Konzerte veranstalten. Hier in Hildesheim bin ich der private Subkulturförderer. Bands sind unbekannt, der Club muss gemietet werden und das organisiere ich dann auch, dass sie auch noch Spritgeld haben, um wieder nach Hause zu kommen. Das will ich auch weiterhin machen, so lange es noch eine Clubszene gibt.

**taz: Und das läuft weiter unterm Label Weedbeat?**

**Klose:** Ja genau, und vielleicht mache ich irgendwann mal wieder einen Tag am See.

**Jeden Donnerstag utopisch aufwachen**

**TEAM taz ZUKUNFT** Abonniere den Newsletter zu Klima, Wissen, Utopien [taz.de/teamzukunft](https://taz.de/teamzukunft)

**19. FILMPOLSKA**  
POLNISCHES FILM FESTIVAL  
11.09. – 18.09.2024

[instytutpolski.pl/berlin](https://instytutpolski.pl/berlin)

**ALLS**  
(PETER LICHT)  
K L A R  
NEUES ALBUM & TOUR

**sehnsucht nach zukunft (5)**Von **Iona Dutz**

„Vor Kurzem habe ich mit Freunden ein Wohnprojekt auf dem Land gegründet, wenige Meter von dort entfernt, wo ich herkomme. Hier habe ich das Gefühl, näher am guten Leben zu sein als in der Stadt. Nach meinem Studium in Dresden wollte ich nicht weitere 10 Jahre in den gleichen Cafés abhängen und über abstrakte Dinge und eine bessere Welt philosophieren, völlig fern vom Großteil der Gesellschaft. Ich finde, man muss dahingehen, wo es wehtut, und hier etwas verändern. Klar bleibt die Stadt als Bezugspunkt. Zum Freunde treffen oder Sport machen fahre ich immer wieder nach Görlitz oder Dresden. Es fehlen Treffpunkte, abgesehen von Sandförstgen, wo wir uns vor einigen Jahren einen Jugendclub aufgebaut haben. Dort finden jeden Monat Veranstaltungen statt, aber keine regelmäßigen Treffen. Dafür sind wir alle viel zu sehr beschäftigt und verstreut.“

Georg, 25, Landschaftsarchitekt aus Tetta

Die Fotografin Iona Dutz (Jahrgang 1986) stammt aus Rostock und lebt in Leipzig. In ihrem Langzeit-Fotoprojekt gibt sie Einblicke in die Lebenswirklichkeit von Jugendlichen, die in sächsischen Kleinstädten und Dörfern leben und sich dort in kulturellen und politischen Projekten engagieren.

**großraumdisco**

## Wenn dann die Musik aus ist, darf Jimi Hendrix hier als Letzter raus

Lange 40 Jahre sorgte der Plattenladen Groove Records in Berlin-Kreuzberg für den richtigen Sound. Jetzt bricht die Gentrifizierung den Groove

Alles muss raus“, steht am Schaufenster. Eine Woche noch, dann wird der Plattenladen Groove Records in Kreuzberg Geschichte sein. Weggentrifiziert, wie so viele Läden im Kiez in den letzten Jahren, die nicht mehr mitziehen können bei den Mieten, die hier inzwischen verlangt werden.

Groove gibt es seit 40 Jahren und er ist damit derzeit wohl der älteste aktive Plattenladen Berlins. Er hat die Umstellung von Vinyl auf CD und in letzter Zeit wieder zurück zum Vinyl überlebt und die Zeiten, in denen Plattenläden komplett out waren, weil sich alle ihre Musik lieber im Internet kostenlos besorgten. Das ist keine geringe Leistung. Aber als dem Betreiber von Groove Ende April von einer Londoner Immobilienfirma mitgeteilt wurde, dass der bestehende Mietvertrag nicht verlängert werden würde, war ihm schnell klar, dass es das jetzt war für ihn. Er könne gerne bleiben, wurde ihm gesagt, nur müsse er dann eben künftig statt rund 700 Euro etwa 2.500 Euro monatlich abdrücken.

Als man Detlef Müller in seinem Laden darauf anspricht, antwortet er erst ganz ruhig, um dann völlig erregt zu sagen: „Ich werde denen doch keine solche Summen monatlich bezahlen.“ Und schaut einen dabei so wütend an, als wäre man selbst ein eben eingeflogener Abgesandter aus London.

Groove Records liegt in unmittelbarer Nachbarschaft zur Markthalle 9. Für viele gilt diese mit ihren ganzen ausgesuchten Spezialitäten für Foodie-Hipster

als Motor der Gentrifizierung im Kiez. Als vor einigen Jahren der Aldi in der Markthalle raussollte, wurde dagegen protestiert. Der Aldi, wurde gesagt, sei der einzige Grund für Leute, die finanziell eher in der Bratwurstliga spielen, überhaupt noch diesen Ort zu besuchen.

Für Groove Records wird der Aufstieg seines Nachbarn zum Hipsterzentrum Kreuzbergs nicht nur schlecht gewesen sein. Hipster lieben Vinyl. Allerdings schlabbern sie neben dem Stöbern in den Plattenkisten auch gerne noch einen Cappuccino mit Mandelmilch oder so etwas. Ein Bedürfnis, auf das sich der neue schicke Rough-Trade-Store in Berlin-Neukölln ganz selbstverständlich eingestellt hat.

### Die Umstellung von Vinyl auf CD hat er überlebt und dann die wieder zurück zum Vinyl

Groove Records ist das genaue Gegenteil eines solchen Ladens, der den schnöden Akt des Plattenkaufs zu einem Shopping-Erlebnis machen möchte. Detlef Müller ist vielmehr noch Plattenhändler alten Schlags. In Internetbewertungen seines Ladens finden manche, er sei ein echt super Typ. Nicht wenige beschwerten sich aber auch darüber, dass sie nach einer Frage angeschnauzt und wie Idioten behandelt worden seien.

Leicht erregbar ist Müller in jedem Fall. Was eine Woche vor der unfreiwilligen Beendi-

gung seines Lebenswerks auch verständlich ist. Man fragt ihn, ob es denn gar keine Möglichkeit gäbe, einfach an anderer Stelle weiterzumachen. Da gibt es nichts, sagt er. Rund 30 Euro Miete pro Quadratmeter seien inzwischen normal, und andere Plattenläden könnten nur durchhalten, weil sie noch alte Mietverträge hätten. Und dann wird er wieder aufbrausend und vermittelt einem erneut das Gefühl, als sei man selbst der Hauptverantwortliche dafür, dass Groove Records nun dichtmachen muss.

Eine Woche vor dem Ende ist der Laden halb leergekauft. Die große Wühlerei ist bereits vorüber, an diesem sonnigen Nachmittag inspiziert gerade nur ein Kunde das Angebot. Was nicht mehr weggehe für die 20 Prozent Rabatt, werde er später im Internet verkaufen, sagt Müller. Verramschen werde er in den letzten Tagen die feinen Platten von Chet Baker, Sun Ra oder Erykah Badu, die noch in den Regalen stehen, jedenfalls nicht.

In einer Ecke des Ladens hat er eine Art Erinnerungswand eingerichtet. Auf einem Foto sieht man ihn, fast 40 Jahre jünger, in enger Lederhose direkt vor seinem Laden stehend. „Hier, das bin ich mit Lynyrd Skynyrd“, sagt er über ein weiteres Bild, „und das bin ich als Goa-DJ“.

Ein Leben für die Musik wird hier noch einmal Revue passieren gelassen. Müller zeigt dann noch auf ein Poster von Jimi Hendrix an der Wand. Das werde er als Letztes abnehmen, sagt er, bevor er seinen Laden schließlich für immer schließen wird.

Andreas Hartmann



**Schallplattenfachgeschäfte** sind „als wichtige soziale und gesellschaftliche Orte“ jetzt auch preiswürdig. In diesem Jahr gibt es erstmals den „Emil“, den deutschen Preis für Schallplattenfachgeschäfte. Bis Mitte August konnte man sich bewerben, am 1. Dezember wird der Preis, der seinen Namen von Emil Berliner, dem Erfinder der Schallplatte, hat, verliehen.

**ortsgespräch**

## Kreuzfahrtrise in Seenot: Der Staat will die Meyer-Werft vorübergehend übernehmen

Tausende Arbeitsplätze stehen auf dem Spiel, der industrielle Kern des Emslandes und das Herzstück dessen, was vom zivilen Schiffbau in Deutschland noch übrig geblieben ist. Bis zum 15. September muss eine Finanzierung für die Papenburger Meyer-Werft stehen, sonst muss Deutschlands Vorzeigewerft den Betrieb einstellen. Bis Ende 2027 fehlen 2,8 Milliarden Euro. Jetzt wollen der Bund und das Land Niedersachsen die in Familienbesitz befindliche Werft zu 80 Prozent übernehmen. Damit könnten sie eine Menge Steuergeld versenken.

Die Meyer-Werft ist bekannt für ihre riesigen Kreuzfahrtschiffe – schwimmende Hotels samt Freizeitpark für mehrere Tausend Passagiere und Besatzungsmitglieder. Werden sie auf der schmalen Ems aus dem Binnenland zur Nordsee überführt, zieht das Scharen von Schaulustigen an. Der Bau von Kreuzfahrtschiffen ist wegen des umfangreichen Know-hows eines der wenigen Gebiete im Schiffbau, auf dem deutsche Unternehmen mit der Konkurrenz aus Fernost Schritt halten können.

In der zurückliegenden Woche hat Niedersachsen Wirtschaftsminister Olaf Lies (SPD) mitgeteilt, wie eine Rettung der Werft aussehen könnte. Demnach würden der Bund und das Land sich mit je 200 Millionen Euro in das Unternehmen einkaufen. Der Familie Meyer blieben dann noch 20 Prozent der Geschäftsanteile.

Mit weiteren 2,6 Milliarden Euro sollen Bund und Land für Kredite bürgen, die die Werft braucht, um die bei ihr in Auftrag gegebenen Schiffe bauen zu können. An Bestellungen mangelt es nicht. Vor wenigen Tagen erst verzeichnete die Meyer-Werft mit vier Kreuzfahrtschiffen für die Disney Cruise Line den nach eigenen Angaben größten Auftrag der Firmengeschichte.

Meyers Problem: Viele Verträge hat die Firma vor der Coronapandemie und dem Ukrainekrieg abgeschlossen.

Seither sind die Energie- und Materialpreise in die Höhe geschossen. Eine Anpassungsklausel enthielten die Verträge nicht. Dazu kommt, dass die Schiffneubauten von den Werften zu 80 Prozent vorfinanziert werden, während der Coronakrise aber Aufträge aufgeschoben wurden.

Niedersachsens Wirtschaftsminister Lies und Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) setzen darauf, dass sich die öffentliche Hand nur vorübergehend bei der Werft engagieren muss, bis diese wieder Geld verdient. „Wir haben nicht das Ziel, langfristig Mehrheitsgesellschafter zu bleiben“, versicherte Lies. Mit der Familie Meyer sei eine Rückkaufoption vereinbart.

Anders als vom Land gewünscht, hat sich allerdings kein privater Investor gefunden, der jetzt bei der Werft einsteigen wollte. Aus einem internen Papier der Bundesregierung geht hervor, dass 30 Prozent privates Eigenkapital eingeworben werden sollten als Voraussetzung für eine Rettung durch den Staat.

Es zeichnet sich ab, dass der jetzt fast alleine ins Risiko geht, dabei hat er ohnehin schon große Summen auf die Kreuzfahrtindustrie gesetzt. Nach einer Aufstellung der Bundesregierung sind bereits 19 Milliarden Euro an Krediten und Bürgschaften für die Meyer-Werft und insbesondere die Reedereien, die bei ihr Schiffe bestellt haben, bereitgestellt worden.

Damit nicht genug: In den vergangenen Jahrzehnten haben Land und Bund Hunderte Millionen Euro ausgegeben, um die Ems zurechtzuschneiden, damit die immer größer werdenden Schiffe passieren können.

Um das Unternehmen zu retten, sollen 340 von 3.300 Arbeitsplätzen in Papenburg abgebaut werden. Immerhin ließ sich das Land zusichern, dass der Firmensitz aus Luxemburg zurück ins Emsland verlegt wird und Meyer einen mitbestimmungspflichtigen Aufsichtsrat bekommt. Gernot Knödler



Antifaschist:innen fordern vor der Ulmer JVA „Freiheit für alle politischen Gefangenen“.  
Fotos: Joachim E. Röttgers

## Mit Solidarität in den Knast

**Vier Jahre nach der „Krawallnacht“ tritt der Stuttgarter Nico seine Haftstrafe in Ulm an. Der Aktivist wird von Antifas begleitet. Im Gegensatz zu manchen Politikern glauben sie nicht, dass Strafen Prävention bedeuten. Sie sehen darin staatliche Repression.**

Debatte

Von Carolina Graeff Martinez

Unter rabiaten Hitze strömt eine Gruppe junger Leute mit Flaggen, Bannern und erhobenen Fäusten aus dem dunkelblauen Reisebus vor der JVA Ulm. „Siamo tutti antifascisti!“-Rufe (italienisch, „Wir sind alle Antifaschist:innen“) schallen über den Platz. Das Antifaschistische Aktionsbündnis Stuttgart und Region (AABS) hatte über die sozialen Medien dazu aufgerufen, den Haftantritt ihres Mitaktivisten Nico Mitte August in Ulm zu begleiten. Nico, der seinen Nachnamen nicht öffentlich machen möchte, kam im Zuge der sogenannten Stuttgarter Krawallnacht vom 20./21. Juni 2020 und nach einer Hausdurchsuchung im März 2022 vor Gericht. Verurteilt wurde der Mitte 20-Jährige wegen besonders schweren Landfriedensbruchs, drei Fällen versuchter gefährlicher Körperverletzung und tätlichen Angriffs sowie Unterschlagung. Inklusiv offener Bewährung aus Vorstrafen verurteilte ihn das Landgericht Stuttgart zu einem Freiheitsentzug von drei Jahren und einem Monat.

### Juristische Bilanz

Laut Stuttgarter Staatsanwaltschaft seien nach der sogenannten Krawallnacht insgesamt 167 Beschuldigte ermittelt worden. Noch in der Tatnacht waren 25 Personen festgenommen worden. Bislang wurden 114 Personen rechtskräftig verurteilt. Laut Innenministerium erfolgten 79 Verurteilungen zu Jugend- oder Freiheitsstrafen, diese reichen von 6 Monaten auf Bewährung bis zu 4 Jahren und 3 Monaten Gefängnis. Zusätzlich wurden 17 Geldstrafen verhängt. Insgesamt sollen sich an den Ausschreitungen etwa 500 Menschen beteiligt haben. Die Ermittlungen sind mittlerweile abgeschlossen. (cgm)

Am Morgen des Haftantrittes finden sich rund 200 Menschen im Linken Zentrum Lilo Herrmann in Stuttgart-Heslach zusammen. Dort gibt es Abschiedsworte, viel mehr darf Nico nicht mit in Haft nehmen. Wenige Tage zuvor, während der Vorbereitungen für Nicos Abschiedsfeier, gibt dieser auf der Terrasse des Lilo seine Einschätzung zu der nächtlichen Randalie ab:

Eine kaputte Scheibe werde prekäre Verhältnisse nicht ändern, aber in der „Krawallnacht“ habe sich eine so bisher nicht dagewesene Wut ausgedrückt. Menschen, die tägliche Schikane durch die Polizei erfahren, migrantische Personen, deren Leben durch den Staat erschwert würden, hätten spontan aufgeschrien – und „alle haben Freund:innen, die betroffen sind, haben Verständnis für deren Wut“. Er erzählt, dass auch seine Arbeitskolleg:innen Verständnis haben: Einige hätten sich extra freigenommen, um seinen Haftantritt zu begleiten. In seinem Umfeld sei er vor allem auf Rückhalt gestoßen, niemand habe ihm rückgemeldet: „Du Arschloch, mit dir will ich nichts mehr zu tun haben.“

In den knappen Sprechpausen setzt Nico eine Zigarette an, klopft die Asche ab, zieht eine neue aus der Schachtel. Der Antifaschist wirkt selbstsicher, gefasst. In seinem T-Shirt sind kleine Löcher, er ist schlicht gekleidet. Auf dem Holztisch liegt neben dem Aschenbecher seine Akte mit dem 55-seitigen Urteil. Es sei nicht falsch, Teil dieses Abends gewesen zu sein – ob er selbst Teil davon war, dazu sagt er nichts, erklärt mehrmals, er könne sich nicht erinnern, wo er in jener Nacht gewesen sei

Dass aus Nicos Szene Leute dabei gewesen sind, behauptet Baden-Württembergs Innenminister Thomas Strobl (CDU) sehr schnell: „Gewalttätige Linksextremisten“ seien Teil jener Nacht gewesen, sie hätten „keine untergeordnete Rolle“ gespielt (Kontext berichtete).

Damit ist Strobl nicht allein, die FDP fragt in einem Antrag an das baden-württembergische Innenministerium vom 2. Juli 2020 ebenfalls nach „linksextremer Beteiligung“. Ohne Erfolg. Es lägen „keine konkreten und abgeschlossenen Ermittlungsergebnisse darüber vor, dass Angehörige der linksextremistischen Szene an den Ausschreitungen (...) beteiligt waren“, schreibt Strobbs Haus. Die AfD unternimmt auf Bundesebene im September 2020 einen Versuch: Habe es ein „Zusammenwirken von Linksterroristen und gewaltbereiten Jugendlichen mit Migrationsherkunft“ gegeben? Antwort: „Der Bundesregierung liegen keine Erkenntnisse im Sinne der Fragestellung vor.“

Und Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Grüne) weiß diesem Mob „eigentlich keinen Anlass“ zuzuordnen. Das fehle gerade noch, dass „in so schweren Zeiten“ eine solche „Gewaltorgie“ in Gang gesetzt werde.

### Coronapolitik lässt die Jugend allein

Schwere Zeiten – in der Tat: Ab März 2020 durchlebt die Republik die erste Corona-Infektionswelle. Ver.di zufolge gehen 7,5 Millionen Menschen in den Pandemie Jahren in Kurzarbeit, Pflegekräfte fordern eine Lohnerhöhung und erhalten Applaus, Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) appelliert daheimzubleiben. Aber: „You can't stay home, if you don't have a home“ („Du kannst nicht zuhause bleiben, wenn du kein Zuhause hast“) – schon lange existierende Probleme treten nun offen zutage: Wohnungsnot, prekäre Jobs, Kinder und Frauen, die daheim Gewalt erfahren. Doch mit der sogenannten Krawallnacht wurde all das nicht in Verbindung gebracht. Stattdessen legte Innenminister Strobl einen Zehn-Punkte-Plan zur Verschärfung sicherheitspolitischer Maßnahmen vor: mehr Polizei in der Innenstadt, Prävention durch Jugendarbeit, Alkoholkonsum- und Aufenthaltsverbote, Videoüberwachung.

Wie sinnvoll sind weitere Einschränkungen des öffentlichen Raumes? Der ist ohnehin nicht allen gleichermaßen geöffnet, befindet eine Recherche im Auftrag des Amtes für Stadtplanung und Stadterneuerung bereits 2017. Die Zugänglichkeit öffentlicher Räume sei insbesondere von den Finanzen junger Menschen abhängig – es brauche mehr kostenlose öffentliche Orte, die ohne Konsumzwang zugänglich seien. Passiert ist in dieser Hinsicht nicht viel.

### Hohe Strafen schrecken nicht

Für Nico waren die Jugendlichen, die nach einer Polizeikontrolle am Eckensee die „Krawallnacht“ in Gang setzten, „Wütende, die sagen, wir

lassen uns das nicht mehr täglich bieten“. Und weil der Staat in jener Nacht die „Hoheit der Straße verloren hatte“, sagt Nico, sei die Verfolgung drastisch. Die Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. (DVJJ) kritisierte in einer Stellungnahme vom 15. November 2020 die Härte, mit der Jugendliche im Zusammenhang mit jener Nacht bestraft wurden. Anders Ralf Kusterer, Landesvorsitzender der Deutschen Polizeigewerkschaft (DpoIG). Er betonte gegenüber der Deutschen Welle, hohe Strafen würden abschrecken. Die andere Gewerkschaft der Polizei (GdP) forderte, das allgemeine Strafrecht auch auf Heranwachsende anzuwenden. Die DVJJ konterte: „Die ‚Glaubwürdigkeit des Rechtsstaates‘ verlangt gerade nicht nach der Verhängung besonders ‚harter Strafen‘, sondern es bräuchte eine ‚professionelle Auseinandersetzung‘ mit Beteiligten und Tatvorwürfen. ‚Gesetzestreue und Besonnenheit‘ seien wichtig in einem Rechtsstaat, man dürfe sie ‚aber vor allem auch von staatlichen Akteuren erwarten‘. Ist Nico abgeschreckt? Zu seiner Entlassung in gut drei Jahren sagt er: „Rauskommen und weitermachen.“

Um Nico hat sich ein Netzwerk aus befreuten Aktivist:innen gebildet, das sich darum kümmert, was mit der Wohnung und dem Konto passiert, schaut, dass die Kommunikation mit seiner Anwältin läuft. Gemeinsam reflektieren sie „was Knast heißt“, welche Ängste es gibt, erzählt Laura (Name geändert) aus Nicos Solidaritätskreis. Sie betont in einem Gespräch kurz vor Beginn der Kundgebung in Ulm die politische Dimension ihrer Arbeit: Es gehe darum, sich „als Bewegung zum Repressionsfall zu verhalten“, was bedeutet, die linke politische Analyse jener Nacht in die Öffentlichkeit zu tragen. Ihrer Einschätzung nach findet gerade eine „autoritäre Formierung des Staates“ statt, Haftstrafen würden künftig zunehmen.

### Mit Prosecco am Knasttor abholen

Die Kommunikation mit Gefangenen ist stark begrenzt, vergleichsweise unkompliziert ist Postverkehr. Und so sitzen vor der JVA Ulm kleine Gruppen auf dem Boden und schreiben Karten an Nico. Die sollen noch an diesem Tag eingeworfen werden und ihm durch die erste Zeit in Haft helfen. Im Hintergrund dröhnt Rap von Disarstar, in einer kleinen Holzkiste verschwinden die Briefe von Nicos Genoss:innen. Auf dem Holz klebt seine Adresse, gerahmt von Postadressen weiterer Gefangener wie etwa der mutmaßlichen (Ex-)RAF-Terroristin Daniela Klette. Hier und da ist ein „Freiheit für Jo“-Print zu sehen.

Jo, dem man in Ulm auf T-Shirts begegnet, sitzt gerade in der JVA Bruchsal viereinhalb Jahre Haft ab wegen gefährlicher und schwerer Körperverletzung sowie schweren Landfriedensbruchs. Er war einer von zwei Angeklagten in einem Indizienprozess um einen schweren Angriff auf drei Mitglieder des rechten Vereins „Zentrum Automobil“ im Mai 2020. Am Tag von Nicos Haftantritt schickt Jo ein Grußwort und streut Zuversicht: Scheiße sei es im Gefängnis, ja, aber nicht unendlich. Nicos Genoss:innen wollen Nico in drei Jahren mit Prosecco am Knasttor empfangen.

In Ulm begleiten Nico letztlich nur wenige Menschen zum Eingang der Anstalt, darunter seine Eltern. Zuvor hatten Dutzende ihn nach einander in die Arme genommen. Geweint haben sie erst, als sie sich von ihm abwandten. Die restlichen Aktivist:innen haben sich auf der Rasenfläche vor der JVA verteilt und brüllen den losen Polizeiketten vor ihnen Parolen entgegen, bis Nico hinter den Mauern verschwindet.



Nico auf dem Weg in die JVA Ulm.





Die Wertstofftonnen müssen in Karlsruhe neuerdings frei zugänglich auf der Straße stehen. Foto: Florian Kaufmann

# Verloren im Abfallchaos

**Wirtschaft**

Von Florian Kaufmann

**In Karlsruhe wurde die Wertstoffsammlung privatisiert. Seither häufen sich Klagen und ständig neue Vorgaben zur Platzierung der Mülltonnen. Während die Stadt auf Kulanz setzt, pocht der private Betreiber auf die Abfallsatzung. Leidtragende sind die Karlsruher:innen.**

Das Maßband ist in Karlsruher Hinterhöfen derzeit ein häufig genutztes Utensil. Um den Müll aus der Wertstofftonne weiterhin geleert zu bekommen, darf der Abstand zur Straße höchstens 15 Meter betragen. Ist noch eine Stufe, ein unbefestigter Weg oder eine Klingel im Weg, bleibt der Müll stehen, selbst wenn die Wegstrecke kürzer ist. Was kompliziert klingt, ist für viele Karlsruher:innen heute längst gängiges Alltagswissen, das sie sich seit Anfang des Jahres in steter Wiederholung und mit immer wieder neuen Aspekten aneignen mussten.

Zum 1. Januar hat das private Unternehmen Knettenbrech + Gurdulic (K+G) die Wertstoffsammlung in den Karlsruher Haushalten übernommen. Davor war der städtische Betrieb Team Sauberes Karlsruhe (TSK) dafür verantwortlich, der noch immer die Haushaltstonnen für Restmüll, Bioabfall und Papier entsorgt. Durch eine Neuregelung des Verpackungsgesetzes musste die Wertstoffsammlung europaweit ausgeschrieben werden. Auftraggeber ist ein Betreiber Dualer Systeme (BDS) und den Zuschlag für die Wertstoffsammlung in Karlsruhe erhielt schließlich der günstigste Anbieter: K+G.

## Mehr als 3.000 Beschwerden

Schon in den ersten Tagen nach der Übernahme häuften sich die Beschwerden über nicht abgeholte Wertstofftonnen. In vielen Haushalten quoll der Müll über. Im Februar beschloss der Karlsruher Gemeinderat durch das Team Sauberes Karlsruhe eine Sonderleerung der Wertstofftonnen durchführen zu lassen. „Sie diente dazu, die damals extrem kritische Situation bei der Wertstoffsammlung zu entschärfen“, heißt es seitens der Karlsruher Stadtverwaltung. Doch die Probleme blieben: „Insgesamt gingen allein beim TSK seit Übernahme der Sammlung über 3.000 Beschwerden ein.“

Nicht nur die Qualität der Entsorgung, sondern vor allem die vom neuen Betreiber vorgegebenen Abstands- und Wegeregulungen zu den Mülltonnen sorgten für Ärger. Die Wegstrecke von unter 15 Metern wie auch der stufenlose

und freie Zugang zu den Abfallcontainern sind in der städtischen Abfallentsorgungssatzung vorgeschrieben. Während die Wertstoffsammlung noch in städtischer Hand war, wurde regelmäßig ein Auge zugeknippt und der Müll auf Kulanz trotzdem entsorgt. Seit den 1980er-Jahren sei das gängige Praxis gewesen, heißt es von der Stadtverwaltung. „Wann die Definition der Standplätze in die Satzung aufgenommen wurde, ist nicht mehr nachzuvollziehen“, gibt sie sich ratlos, warum sich Praxis und Satzung so unterschieden haben.

## Streit um Vollservice

Nach dem Willen der Stadt sollte diese umfassende Entsorgung auch unter privater Hand fortgeführt werden. In der Abfallbranche nennt sich das Vollservice. Für die Ausschreibung durch den Betreiber Dualer Systeme war daher der Satz „Die MGBs (Müllgroßbehälter, Anm. d. Red.) sind im Vollservice zu entsorgen“ vorgesehen. Zusätzliche Ausgaben von etwa 500.000 Euro plante die Stadt dafür ein. Doch der Ausschreibungsgewinner K+G fühlt sich nicht an die jahrelange Praxis gebunden und verwies auf die geltende Abfallentsorgungssatzung: „Die Tonnen dürfen sich dementsprechend höchstens 15 Meter vom nächstgelegenen Halteplatz des Sammelfahrzeugs befinden. Gleichzeitig muss der Transportweg stufenfrei sein und darf eine Steigung von 5 Prozent nicht überschreiten.“ Für etwa 20.000 Haushalte in Karlsruhe bedeutet das, die Wertstofftonnen künftig vor die Haustür zu stellen und nach der Leerung wieder einzusammeln oder einen eigenen kostenpflichtigen Vollservice bei dem Unternehmen zu beauftragen.

Die Stadt versuchte mehrfach das Unternehmen dazu zu bewegen, den für die Karlsruher:innen gewohnten umfassenden Service anzubieten. Als Gespräche erfolglos blieben, wollte sie einen neuen Vertrag mit K+G abschließen. Für etwa eine Million Euro mehr sollte der Entsorger künftig unter anderem auch Wertstofftonnen entsorgen, die bis zu 27 Meter von der Straße entfernt waren. Gleich zwei Mal

stimmte der Gemeinderat entsprechenden Zusatzvereinbarungen mit K+G zu. Aber beide Male scheiterte die Stadt an der Vergabekammer des Regierungspräsidiums, die eine fehlende bzw. unzureichende Ausschreibung für den neuen Auftrag bemängelte und die Vereinbarungen jeweils auf Antrag eines Mitbewerbers von K+G für unzulässig erklärte. Demnach darf die Stadt K+G nicht mit der Erweiterung der Vollserviceleistungen beauftragen.

## Fünf Euro pro Klingeln, und die Stadt schweigt

Während die Stadtverwaltung den zuletzt ergangenen Beschluss der Vergabekammer noch prüfte, kündigte K+G an, die Abfallentsorgung nun noch konsequenter anzuwenden. Ab dem 19. August werde man auch das Klingeln an der Haustür, um bei der Abholung an die Wertstofftonnen zu gelangen, einstellen, wenn nicht fünf Euro dafür gezahlt werden. Man sei vorab nicht informiert worden, klagte die Stadt. Durch die „Unmittelbarkeit und die kurze Übergangsfrist, die zudem mitten in die Ferienzeit fällt“, sei man überrascht worden. K+G habe auch abgelehnt, das Klingeln zumindest so lange fortzusetzen, bis alle Haushalte durch Klebezettel an den Haustüren über das veränderte Vorgehen informiert werden könnten.

Auch in der Frage des Klingelns zeigen sich die unterschiedlichen Auffassungen der Stadt und des privaten Unternehmens. „Im Sinne des Bürgerservices sowie im Selbstverständnis eines kommunalen Dienstleisters“ werde die kommunale Abfallentsorgung großzügig gehandhabt, heißt es von der Stadt. Das Klingeln sei dort nicht explizit geregelt. Zudem gehöre es „seit Langem dazu“ und sei „gelebte Praxis“ in Karlsruhe. Das Unternehmen pocht hingegen darauf, dass die Satzung eine „freie Zugänglichkeit“ der Abfalltonnen vorsehe. „Selbstverständlich halten wir uns an alle in der Abfallsatzung der Stadt Karlsruhe festgelegten Kriterien“, schreibt K+G in einer Pressemitteilung. Nachfragen von Kontext wollte das Unternehmen nicht beantworten.

Der Streit ist festgefahren. Von „Müllchaos“ oder „Wertstoffdesaster“ ist die Rede. In die Kritik gerät vor allem die Stadtspitze um Oberbürgermeister Frank Mentrup (SPD), der die Lösung des Müllproblems zur Chefsache machte. „Wer übernimmt für dieses Desaster die politische Verantwortung? Ein Schweigen auf der Bürgermeisterbank ohne jegliche Form der Selbstreflexion kann nicht weiter hingenommen werden. Dies ist die Stadtverwaltung den Menschen schuldig“, klagt Thomas Hock von der Fraktion aus FDP und Freien Wählern. Dabei kritisiert er auch das laute Schweigen der zuständigen Bürgermeisterin Bettina Lisbach (Grüne), die seit Jahresbeginn öffentlich abgetaucht ist.

Eine Lösung des Streits und eine Rückkehr zum einst gewohnten Service ist nicht absehbar. Eine Beschwerde gegen die Entscheidung der Vergabekammer hat die Stadtverwaltung inzwischen verworfen. Ohnehin haben die Kommunikation zwischen Stadt und K+G mittlerweile vor allem Rechtsanwält:innen übernommen und auch in der Stadtverwaltung sieht man kaum noch Hebel, außer dem Abwarten auf eine neue Ausschreibung im Jahr 2027. „Wir pochen weiterhin auf die korrekte Erbringung der Wertstoffleerung. Das bedeutet korrekte Abholung am festgelegten Abholtag sowie das Sicherstellen einer entsprechenden Erreichbarkeit“, heißt es dazu nur.

„Wir verstehen den aktuellen Unmut der BürgerInnen und versichern, dass eine zuverlässige und pünktliche Leistungserbringung für uns höchste Priorität hat“, schreibt K+G in einer Pressemitteilung. Das Unternehmen will sich weiter streng an die Satzung halten. Dies spüren auch die Beschäftigten. „Ich habe eine Abmahnung bekommen, weil ich trotz einer Stufe den Müll abgeholt habe“, sagt ein K+G Mitarbeiter bei der Abholung. Auch hierzu wollte sich das Unternehmen gegenüber Kontext nicht äußern.

Wahrscheinlich werden sich die Karlsruher:innen an eine neue Form der Wertstoffabholung gewöhnen müssen, wenn sie für den Vollservice nicht selbst Geld in die Hand nehmen wollen. Tatsächlich gibt es in vergleichbaren Städten in Baden-Württemberg keinen solch großzügigen kommunalen Service. In Freiburg und Stuttgart setzt man auf den gelben Sack, der selbst am Straßenrand oder in weniger als 15 Meter Entfernung zur Abholung bereitgestellt werden muss. In Mannheim kommt auch eine Wertstofftonne zum Einsatz, die in knapp 80 Prozent des Stadtgebiets auch von K+G abgeholt wird. Längere Wege bei der Abholung müssen privat bezahlt werden. Beim Klingeln haben die 20 Prozent Glück, die im Gebiet der städtischen Abholung liegen, wie die Stadtverwaltung Mannheim auf Anfrage mitteilt. „Die städtischen Müllwerker klingeln kulanterweise bei verschlossenen Haustüren.“



Großdemonstrationen der Friedensbewegung gegen atomare Wiederbewaffnung in Bonn, Oktober 1981. Fotos: Joachim E. Röttgers

# Frieden lernen

Gesellschaft

Von Oliver Stenzel

**Fast vierzig Jahre lang lehrte und forschte Thomas Nielebock an der Uni Tübingen zur Friedens- und Konfliktforschung. In den 1970ern gehörte er zu den ersten Studierenden des jungen Faches – das für die Politik damals weit wichtiger war als heute während des Ukrainekrieges.**

Thomas Nielebock ist keiner jener Akademiker, die sich auch nach dem Ausscheiden aus dem Uni-Betrieb im Elfenbeinturm und am Schreibtisch verstecken. In den letzten Tagen war er viel auf dem Acker – gemeinsam mit mehreren anderen Menschen bewirtschaftet er seit einigen Jahren ein Flurstück am Rand von Immenhausen, wo er mit seiner Frau in einem Einfamilienhaus lebt. Aktuell stand die Kartoffelernte an. „Es ist wie Goldklumpen finden, wenn man Kartoffeln ausgräbt“, sagt Nielebock. Ein kleines ländliches Idyll ist dieses Immenhausen, etwa in der Mitte zwischen dem Albtrauf im Südosten und Tübingen mit seiner Universität im Nordwesten, wo Nielebock fast 40 Jahre lang lehrte und forschte.

Trotz Idylle und Feldarbeit: Es ist nicht so, dass der 1955 in Mannheim geborene und in Bad Urach aufgewachsene Friedensforscher seit seinem Eintritt in den Ruhestand vor fünf Jahren die wissenschaftliche Arbeit ganz an den Nagel gehängt hat. Im Gegenteil. Weil Nielebock das Gefühl hat, dass es aktuell in der deutschen Friedensforschung einige Leerstellen gibt in Bezug auf den Ukraine-Krieg, hat er im April das Papier „Deeskalation aktiv angehen – ein Denkanstoß“ verfasst. „Die Kolleginnen und Kollegen machen sich durchaus große Gedanken über Verhandlungen“, sagt Nielebock. „Aber immer eher über das prozedurale Vorgehen, unter welchen Bedingungen kommen die zustande und so weiter“. Was ihm fehlt, ist eine inhaltliche Auseinandersetzung, wie Verhandlungen ausgestaltet sein müssten.

Deshalb fordert Nielebock in seinem Papier schon jetzt „Strategien und Verfahren für Verhandlungen auszuarbeiten sowie die inhaltlichen Positionen dafür zu bestimmen, um dann die richtigen Schritte unternehmen zu können, wenn man ein Fenster der Gelegenheit für Verhandlungen geöffnet hat“.

Seine Sicht vertritt Nielebocks zudem seit kurzem als Teil der Gruppe „Aufbruch zum Frieden“, die sich am 22. Juli bei einer Kontext-Veranstaltung in Stuttgart erstmals der Öffentlichkeit präsentiert hat (Kontext berichtete) und neben ihm aus Baden-Württembergs Verkehrsminister Winfried Hermann (Grüne), dem Leiter der Reutlinger Volkshochschule Ulrich Bausch und der Theologin Susanne Büttner besteht. Aktuell plant die Gruppe, eine Folgeveranstaltung – „eine Nummer größer“ – auf die Beine zu stellen, zu der Leute aus der politischen Mitte, „oder linksliberalen Mitte“, eingeladen werden. Ort und Zeit sind noch unbestimmt, aber Ziel ist es, eine Vernetzung der baden-württembergischen Initiativen, von Menschen, die ähnlich denken, voranzutreiben. „Wir wollen die Leute mobilisieren, die gedanklich über einfache Formulierungen wie ‚Keine Waffenlieferungen mehr hinausgehen‘“, sagt Nielebock. Da wolle man sehr offen sein, aber wichtig sei es, den Leuten zu sagen: „Denkt doch einfach mal über Alternativen, über andere Wege nach.“

In Alternativen zu denken, an die davor nicht gedacht wurde, stand im Prinzip am Beginn der sozialwissenschaftlichen Friedensforschung. Die hat ihre Anfänge in den 1950er-Jahren in Skandinavien. 1959 gründete der norwegische Soziologe und Politologe Johan Galtung in Oslo das Institut für Friedensforschung (PRIO), das erste Institut seiner Art in Europa. „Galtung war schon prägend“, sagt Nielebock, allein mit seinem mehrdimensionalen Gewaltbegriff, der direkten, strukturellen und kulturellen Gewalt.

Die neu institutionalisierte Friedensforschung prägte ein völlig anderer Blick auf die internationale Politik, erzählt der 70-Jährige. Bis dahin dominierte als Theorie der klassische Realismus: Staaten stehen dabei als Akteure im Fokus, es geht immer um Stabilität, kalkuliert wird mit Machtpolitik. „Jeder misstraut dem anderen, das führt zur Vorstellung, man muss sich schützen, man muss aufrüsten, sonst frisst mich der andere.“ Frieden definieren Realisten negativ, als „Abwesenheit von Krieg“.

Ganz anders der Ansatz der Friedensforschung, die ein deutlich pluraler Blick auszeichnet, und die sich neuer theoretischer Konzepte wie etwa der Interdependenztheorie bediente. Der neue Ansatz hatte von vornherein einen konfliktpräventiven Impetus: „Ziel ist, Gewalt vorzubeugen durch Einhegung, Institutionen, Normen, Diplomatie und Verhandlungen“, sagt Nielebock. Berücksichtigt werden weit mehr Akteure, nichtstaatliche und transnationale wie die OSZE oder die EU, über die vertrauensbildende Maßnahmen möglich sind. Interessen von Staaten werden zwar nicht negiert, aber Kooperation spielt eine viel größere Rolle – denn Kooperation ermöglicht, Ziele mit geringerem Aufwand als alleine zu erreichen. „Da geht es sowohl in Analyse als auch Lehre um eine Veränderung des Mindsets“, sagt Nielebock.

## Wichtig: eine Studie über Kriegsverhütung

Als Nielebock 1972 mit dem Studium der Politik, Geschichte und Germanistik in Tübingen anfang, war die Friedensforschung als akademische Disziplin noch ganz jung in Deutschland. Am Anfang stand der Arbeitskreis für Friedens- und Konfliktforschung, der 1968 in Bonn von Wissenschaftler:innen aus verschiedenen Disziplinen gegründet wurde. In Tübingen war der Politikprofessor Volker Rittberger ab 1973 der Pionier dieser Richtung, und er wurde auch zum Mentor Nielebocks.

Interessiert für Frieden und internationale Politik hatte sich Nielebock schon davor. Die Ruinen Mannheims hätten das gespeist, die Angst der Eltern vor der Kubakrise 1962. Konkreter wurde das Interesse, als er sich 1971 die von Carl Friedrich von Weizsäcker herausgegebene Studie „Kriegsfolgen und Kriegsverhütung“ kaufte. „Darin haben Wissenschaftler aus unter-

schiedlichen Disziplinen herausgearbeitet, dass die Bundesrepublik im Falle eines Angriffs nicht verteidigt werden kann.“ So sensibilisiert, sei er später an der Uni dann reingerutscht in Rittbergers Arbeitsgruppe zu Friedens- und Konfliktforschung. „Diesen neuen Blick der Friedensforschung, dass Misstrauen überwunden werden kann, den fand ich interessant. Und der änderte ja auch politisch etwas.“

Dass die Friedensforschung in dieser Zeit einen großen Aufschwung erlebte, kam nicht von ungefähr: Die 68er-Bewegung hatte nicht nur gesellschaftliche, sondern auch politische Umwälzungen beschleunigt. 1969 wurde mit dem Sozialdemokraten Gustav Heinemann ein Politiker zum Bundespräsidenten gewählt, der die Verpflichtung zum Frieden gleich in seiner Antrittsrede betonte: Nicht der Krieg, „sondern der Friede ist der Ernstfall, in dem wir uns alle zu bewähren haben“. Und 1969 gelangte auch die sozialliberale Koalition um Willy Brandt/Walter Scheel an die Regierung, zu deren zentralen Zielen die Entspannungspolitik zwischen Ost und West gehörte. Für diese Politik brauchten Brandt und Scheel Legitimation, förderten das neue Fach – genau wie umgekehrt Erkenntnisse der Friedensforschung in die Praxis der Entspannungspolitik hineinwirkten.

Der Weg in die universitäre Lehre, war für Nielebock dennoch kein ganz gerader. Nach dem Ende des Studiums 1978 folgte bis 1980 ein journalistisches Intermezzo: Er absolvierte ein Volontariat beim Metzinger-Uracher Volksblatt. „Das habe ich gerne gemacht“, erzählt Nielebock. „Bloß nicht so gerne, dass ich geblieben wäre.“

## Lieber Vorträge als Demonstrationen

Nielebock ging zurück an die Uni Tübingen. Dass er hier bis 2019 blieb und über Wege zum Frieden und friedliche Konfliktbewältigung lehrte und forschte, am Ende als Akademischer Oberrat, lag im Grunde am vorübergehenden Ende der Entspannungspolitik. Die Aufrüstungsdebatte nach dem Nato-Doppelbeschluss sorgte für eine bis dahin kaum vorstellbare Mobilisierung der westdeutschen Friedensbewegung. Im Jahr 1981 demonstrierten im Bonner Hofgarten Hunderttausende – und wegen dieser ganzen Stimmung entschied sich die Uni Tübingen, eine extra Stelle für Friedensforschung einzurichten. Es wurde Nielebocks Stelle.

Auch wenn es die Zeit der großen Friedensdemonstrationen war, aktivistisch war Nielebock da eher nicht dabei. „Das habe ich mich immer nicht so richtig getraut“, sagt er heute rückblickend. „Ich habe eher versucht, über Vorträge und Reden aufzuklären.“

Zu Nielebocks Schwerpunkten an der Uni entwickelten sich Rüstung und Rüstungskontrolle, Verhandlungen, Mediation und Friedenspädagogik. „Die Lehre war für mich immer sehr wichtig“, sagt er, zu den Höhepunkten hätten Exkursionen mit seinen Studierenden zur OSZE, zum Europarat, dem Europäischen Parlament und zur Nato nach Brüssel gehört. Und dreitägige Simulationen im Haus auf der Alb in Bad Urach, wo er mit seinen Studierenden Konflikte parallel zur Realität simulierte und moderierte – „zum Beispiel die Abtrennung des Südsudans vom Sudan, das Atomabkommen des Iran mit den westlichen Staaten, Verhandlungen der türkischen Regierung mit der PKK“. Sie seien immer etwas früher fertig gewesen – „und es waren ganz ähnliche Ergebnisse, wie sie in der Realität dann stattgefunden haben“.

Eine „Herzensangelegenheit“ sei ihm immer die Friedenspädagogik gewesen, vor allem die Erziehung zur Friedensliebe. Das habe mit Artikel 12 der baden-württembergischen Landesverfassung zu tun: „Die Jugend ist (...) zur Friedensliebe (...) zu erziehen“, heißt es da. „Aber

wie erfahren die Lehramtsstudierenden in ihrer Ausbildung, wie sie das an den Schulen machen sollen?“, fragt Nielebock. Seminare dazu sollten eigentlich ein Pflichtprogramm an allen Unis mit Lehramtsstudiengängen sein, doch davon sei man weit entfernt. Zurzeit ist es nur ein freiwilliges Programm in Tübingen, immerhin.

## Wie geht Friedensbildung?

In dieses Feld fällt auch die Servicestelle Friedensbildung, die er nach wie vor beratend begleitet. Die vom Kultusministerium, der Landeszentrale für politische Bildung und der Berghof Foundation getragene Servicestelle soll dabei helfen, Friedensbildung an den Schulen des Landes zu stärken, dient als Beratungs-, Informations- und Vernetzungsstelle. Ein wichtiges Projekt der Stelle sind die „Modellschulen Friedensbildung“: Solche Schulen sollen sich dauerhaft dem Lernen über und für Frieden widmen, drei gibt es bereits in Baden-Württemberg.

Gegründet wurde die Servicestelle 2015, aus Protest: Gegen einen neuen Erlass, dass die Bundeswehr zu Veranstaltungen in die Schulen dürfe, protestierten viele Friedensgruppen im Land. „Kultusminister war damals Andreas Stoch von der SPD“, erzählt Nielebock, „der hat gesagt, abschaffen können wir den Erlass nicht, aber wir können ja quasi ein kleines Gegengewicht setzen.“ Seitdem gibt es die Stelle mit fünf Mitarbeitenden, was für die große Nachfrage nicht eben viel sei.

Die praktischen Folgen von Friedensbildung sind schwer zu kalkulieren, andere Aktivitäten der Friedensforschung schon. Für die Entspannungspolitik im Kalten Krieg lieferte sie nicht nur Legitimation, sondern auch Handlungsansätze, auch beim Osloer Friedensprozess in den 1990ern zur (immer noch ausstehenden) Lösung des Nahostkonflikts waren Wissenschaftler:innen der Disziplin beteiligt, betont Nielebock. Allein Johan Galtung war als Vermittler und Berater in rund 100 Konflikten weltweit dabei, etwa in Sri Lanka, Nepal, Ecuador oder im Nordkaukasus, und oft durchaus erfolgreich – auch wenn viele Konflikte später wieder aufflammten. Friedensforschung wirkt also – oder zumindest: Sie kann wirken.

Der Blick auf die Gegenwart kann dennoch bisweilen depressiv machen. 2022 starben weltweit in Konflikten 257.000 Menschen, so viel wie seit dem Genozid in Ruanda 1994 nicht mehr. Und 2023 waren es mit rund 160.000 zwar weniger Tote, aber die höchste Zahl von Ländern in Konflikten seit dem Zweiten Weltkrieg.

Nielebock sorgt sich dabei vor allem wegen des Ukrainekriegs. Die Debatte über ihn zeige, dass die Lehren der Friedensforschung hier kaum durchdringen könnten. „Das hat mit etwas zu tun, was ich als eine Regression der Politik bezeichne“, sagt er. „Einen Rückfall in die 1950er-Jahre, in den Kalten Krieg, ohne dass es ein Beziehungsmanagement der großen Konfliktparteien gibt.“ Dieses sei in den letzten 20 Jahren systematisch zerstört worden. Nach der Kubakrise 1962 zwischen den USA und der Sowjetunion sei man schon einmal viel weiter gewesen: „Da hat man plötzlich gemerkt: Hoppla, das war zu riskant, wir haben in den Abgrund geblickt. Da haben beide Seiten gelernt, da haben Chruschtschow und Kennedy gesagt, wir dürfen uns nie mehr in eine Situation bringen, die unausweichlich in den Krieg führen kann.“ Es wurde angefangen, Beziehungen auszubauen, weil es einfach die billigste und banalste Maßnahme war, dazu kamen Verträge, etwa über Rüstungskontrolle, und Verhaltensregeln. Und hinter diesen Stand, hinter diese Lehren sei man jetzt zurückgefallen.

Es komme darauf an, wie lernfähig Gesellschaften seien, und sehr optimistisch ist er nicht. „Offensichtlich funktioniert es schlecht, dass Gesellschaften als Ganzes über den Kopf lernen. Ich fürchte, dass Lernen durch Krisen immer noch das zentrale Moment für gesellschaftlichen Fortschritt ist – wenn es nicht vorher in die Katastrophe geführt hat“, sagt Nielebock – um doch noch der Hoffnung auf ein früheres Lernen ein wenig Raum zu geben. „Deshalb bereiten wir das ja an den Universitäten vor, in dem wir zeigen: Man kann die Welt anders sehen. Es gibt Normen und Regeln, die sind vernünftig. Wenn wir die einhalten, können wir irgendwie leben.“



Friedensforscher Thomas Nielebock.

# Bundesdeutsche Rassismuswochen

Editorial

Von unserer Redaktion

Einen Kopf haben kann weh tun – nicht nur, wenn ein Anker drauffällt. Mehr noch, wenn Deutschland über Messergewalt diskutiert. Dass drei Menschen durch einen mutmaßlichen Islamisten auf dem Solinger Stadtfest getötet wurden, ist furchtbar, keine Frage. Was aber seit der Bluttat quer durch alle politischen Lager schwappt, hat eine neue Qualität von Populismus erreicht. Zur Beseitigung von Kriminalitätsproblemen verfolgen fast alle im Bundestag vertretenen Parteien die gleiche Strategie: Ausländer raus! „Nach Syrien und Afghanistan kann abgeschoben werden“, behauptet der CDU-Vorsitzende Friedrich Merz, und ein Großteil der Medienlandschaft hat scheinbar Hemmungen, die

Aussage als das zu bezeichnen, was sie ist: eine glatte Lüge. Für Abschiebungen wären Kooperationen mit den Herkunftsländern nötig, die es nicht gibt. Und das zuständige Auswärtige Amt hat bereits unmissverständlich klargestellt, dass es keine Möglichkeit sieht, mit einem „islamistischen Terrorregime“ zusammenzuarbeiten, das die in Afghanistan regierenden Taliban nun einmal sind. Ähnlich schwer gestalten sich die Verhandlungen mit dem syrischen Diktator Baschar al-Assad. Aber auch ein Robert Habeck, grüner Bundeswirtschaftsminister, meint in Bezug auf Messerangriffe: „Menschen, die das Asylrecht so missbrauchen, haben jeden Schutzanspruch verwirkt.“ Also

fordert er das Unmögliche. „Wir müssen endlich im großen Stil abschieben“, hatte Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) vergangenen Oktober im Interview mit dem „Spiegel“ beteuert. Die letzte Verschärfung im Umgang mit Asylsuchenden gab es vergangenen Februar. Seither muss die Polizei Abschiebungen nicht mehr ankündigen, solange keine Kinder unter zwölf Jahren betroffen sind. Ein 15-Jähriger aber darf bereits überraschend aus dem Schlaf gerissen, gefesselt und gewaltsam außer Landes verfrachtet werden. Insofern laufen die Vorwürfe ins Leere, die Bundesregierung würde sich nicht um die Abwehr von Fremden bemühen, sie unterstützt ja auch Deals mit Diktaturen, damit die Schutzsuchenden in außereuropäischen Folterlagern ferngehalten werden. Es ist nur offenbar so, dass symbolpolitische Scheinmaßnahmen, die das kochende Volksempfinden auf Kosten der Ärmsten befrieden wollen, gar nicht wirklich bei der Ursachenbekämpfung in Sachen Gewaltkriminalität helfen.

Die im deutschen Diskurs lautesten Stimmen konstruieren eine scheinheilige Kollektividentität, die brutale Messergewalt als reines Importproblem ausgeben will. Wären belastbare Fakten in der Debatte auch nur irgendetwas wert, würde ein Blick darauf zeigen, dass ein Großteil der mit Messern verübten Delikte nicht in der Öffentlichkeit, sondern hinter verschlossenen Türen stattfindet und zu 80 Prozent Frauen trifft. Wenn aber ein eingesehener Deutscher seine Gattin aus niedersten Beweggründen absticht, ist das allenfalls eine Randnotiz unter dem Stichwort „Beziehungsdrama“ wert. Ist der Täter hingegen ein Araber oder Afrikaner, zeigt sich der strukturelle Rassismus der deutschen Gesellschaft. Friedrich Merz will niemandem mehr reinlassen, der aus Syrien oder Afghanistan flieht. Bevor die AfD anfang, den gesamten Diskurs über den Umgang mit Geflüchteten vor sich herzutreiben und CDU, SPD und Grüne zur Übernahme ihrer Positionen zu veranlassen, wäre ein Statement, das impliziert, jeder Syrer oder Afghane sei

ein potenzieller Messermörder, vielleicht noch als schäbiger Generalverdacht kritisiert worden. So aber merken die vielen Kommentator:innen in reichweitenstarken Medien allenfalls verdruckt an, dass dieser Frontalangriff auf das im Grundgesetz verankerte Asylrecht ... – in der rechtlichen Umsetzung Schwierigkeiten bereiten könnte.

## Oh nein

Und es kommt alles noch viel schlimmer, als die Welt schon ist. Eigentlich wäre Kontext-Ausgabe Nummer 700 ein Grund zu feiern. Aber danach ist in der Redaktion gerade niemandem zumute: Es ist die letzte Ausgabe mit unserer Volontärin Franziska Mayr, die ihre Ausbildung abschließt und sich von Stuttgart verabschiedet – mit einer Hymne an diese zwar nicht besonders hübsche, aber besondere Stadt. Mayrs Abgang ist ein Verlust für die Redaktion: Wären alle Menschen Franzis, bräuchte es keinen Journalismus mehr, denn welche Missstände sollte man dann noch aufdecken?



Jupiter als lüsterner Ziegenbock. Foto: Joachim E. Röttger/Zurück

der Villa Berg. Johann Friedrich Leins, in Italien unterwegs. Dabei reifte sein Wunsch, in Stuttgart eine Villa als Landsitz zu errichten. Zwei Jahre später, 1846, lernte er in Palermo seine spätere Gemahlin, die Zarentochter Olga kennen und heiratete sie noch im selben Jahr in Sankt Petersburg. Ihr Geld machte den Bau der Villa erst möglich, jedenfalls in diesen Dimensionen mit einer opulenten Ausstattung. Zu der wiederum Pozzis Skulpturengruppe gehört, die das königliche Paar für den Landsitz erwarb.

## Jupiter als lüsterner Teufel

Glatt ist die Haut der Antiope am Oberschenkel, weiß schimmert der Marmor an den Brüsten. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, um sich vorzustellen, dass der Göttervater gleich zupacken wird. Sie wiederum befindet sich in einem schwer definierbaren Zustand. Schmachtet sie ihn an? Oder hat sie die Augen, im Schlaf oder in Ohnmacht, geschlossen? Jedenfalls hängt sie in seinem Arm. Sie wehrt sich nicht.

Und Jupiter erinnert an den Teufel. Die Figur hat Beine wie ein Ziegenbock und Hörner an der Stirn. Das geläufige Bild des Teufels ist abgeleitet vom antiken Satyr. Die lateinische Inschrift im Sockel besagt, dass es sich tatsächlich um den Göttervater handelt: „Jupiter sah Antiope“, so beginnt der schwer verständliche Text, in dem es weiter heißt, dass sie seiner Liebe freudig nachgibt.

Satyrn wurden gern dargestellt, um den Sexualtrieb zu versinnbildlichen. Als naturnahes Mischwesen zwischen Mensch und Tier waren sie sozusagen immer geil, manchmal erkennbar daran, dass ein Zipfel ihres Pelzes zwischen den Beinen nach oben steht. Diese direkte Anspielung hat Pozzi vermieden. Aber dass er Jupiter in Gestalt eines Fauns darstellt, zeigt unmissverständlich, dass er sich gleich über die schöne Königstochter hermachen wird. Und der grimmig dreinblickende Adler an Jupiters Seite? Der stammt aus einer anderen seiner amourösen Affären. Der Göttervater war bisexuell und sehr verwandlungsfähig. In Gestalt eines Adlers entführte er den schönen Hirtenknaben Ganymed: die berühmteste seiner Liebesgeschichten.

Kronprinz Karl stand ebenfalls auf Männer. Nur hat sich zur damaligen Zeit niemand geoutet. Außerdem musste er die königliche Linie fortführen, also eine Frau heiraten, sonst hätte es Wilhelm II. ja nicht gegeben. Ob er Olga wirklich liebte, so wie sie allem Anschein nach ihn, ist nun schwer herauszufinden. Schließlich hätte er niemals etwas anderes behauptet, schon um keinen Skandal zu erregen. Immerhin lebten sie bis an ihr Lebensende zusammen.

Bei Karls Vater, Wilhelm I., war das ganz anders. Auch er hatte bereits eine Zarentochter geheiratet: Katharina. Sie starb, als er sich mit einer anderen vergnügte und sie ihm mit der Kutsche hinterherfuhr, sich dabei aber aufgrund der winterlichen Temperaturen eine tödliche Erkältung zuzog. Als Zeichen seiner Reue und Huldigung an das Zarenhaus ließ Wilhelm den Stammsitz der Württemberger abreißen und errichtete ihr dort, oberhalb von Untertürkheim, eine Grabkapelle.

Wilhelm I., das kann man so sagen, war ein Lustmolch. Seine Nuditätensammlung war berühmt: Bilder unbekleideter Frauen in allen Positionen, gemalt von zweitrangigen Künstlern, die heute das Depot der Staatsgalerie verstopfen. Seinen Landsitz, die Wilhelma, ließ er im maurischen Stil errichten und rund um den See im Oberen Schlossgarten weibliche Figuren in verschiedenen Stadien der Entkleidung aufstellen. Die pietistischen Bürger:innen toben.

## Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

### „Etwas ist falsch in dieser Welt“

Sie ist als Kind aus Afghanistan geflohen und lebt seit zehn Jahren in Thüringen. Ein Gespräch mit der Menschenrechtspreisträgerin Sultana Sediqi über alltäglichen Rassismus, Björn Höckes AfD und warum Erfurt ihr Zuhause geworden ist.  
Von Susanne Stiefel (Interview)

### Hemmungslos und faktenfrei

Baden-Württembergs Innenminister Thomas Strobl (CDU) verlangt einen „Neuanfang in der Flüchtlings- und Migrationspolitik“. Die Junge Union will europäische Schutzbestimmungen abbauen. Winfried Kretschmann ist für „mehr Härte im Asylrecht“. Eine Eskalationsspirale, die allein Rechtsaußen nützt.  
Von Johanna Henkel-Waidhofer

### Gefährliche Symbolpolitik

Nach dem Messerattentat in Solingen fordern fast alle Parteien mehr Waffenverbotszonen. Laut wissenschaftlichen Erkenntnissen entsteht dadurch aber mehr Schaden als Nutzen.  
Von Fides Schopp

### Heizungshammer

Baden-Württemberg hat Schwierigkeiten, die eigenen Klimaziele umzusetzen. Was auch am weiterhin viel zu hohen Energieverbrauch in Gebäuden liegt. Und daran, dass Lobbyinteressen den Einsatz sinnvoller Technik verhindern.  
Von Johanna Henkel-Waidhofer

### Kontext fördern

Unterstützen Sie Kontext dauerhaft mit einer Spende von 10,00 € | Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter [www.kontextwochenzeitung.de/soli](http://www.kontextwochenzeitung.de/soli). Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.  
Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:  
IBAN: DE80 4506 0967 7011 8506 00  
BIC: GENODEM33GLS  
KONTEXT e. V. ist gemeinnützig. Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an [verwaltung@kontextwochenzeitung.de](mailto:verwaltung@kontextwochenzeitung.de) oder rufen Sie uns an unter Telefon 0711 66 48 65 48.

### Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig. Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist. KONTEXT:Wochenzeitung erscheint mittwochs online auf [www.kontextwochenzeitung.de](http://www.kontextwochenzeitung.de) und samstags als Beilage der wochentaz.  
Herausgeber: KONTEXT Verein für ganzheitlichen Journalismus e. V., Hermannstraße 5, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, [verein@kontextwochenzeitung.de](mailto:verein@kontextwochenzeitung.de)  
Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Anni Endress (Vors.), Jürgen Klose, Michael Schulze und Johannes Rauschenberger.  
Redaktion: KONTEXT:Wochenzeitung, Hermannstraße 5, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, [redaktion@kontextwochenzeitung.de](mailto:redaktion@kontextwochenzeitung.de)  
Redaktionsleitung: Anna Hunger (verantwortl. gem. § 8 PresseG BW | § 55 RStV.)  
Produktion: büro uebele visuelle kommunikation Michael Krefß, Paula Knobelspies, Andreas Uebele  
Druck: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen  
Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

# Der geile Bock

Kultur

Von Dietrich Heißenbüttel

Eine Skulptur aus dem früheren Besitz des württembergischen Königshauses zeigt den Göttervater Jupiter, wie er im Begriff steht, sich über eine knackige Königstocher herzumachen. Ein Skandal?

Lüstern blickt der bärtige Gesell auf die nahezu unbekleidete, schlafende junge Frau in seinem Arm: Ist das nicht ziemlich sexistisch? Aber ja! Und wie! Wie ein Großteil der europäischen Kunst von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert. Die Adligen – Männer! – delektierten sich an Darstellungen nackter Frauenkörper, die gerne schlafen durften, da konnte man sie in Ruhe ansehen. Die „Schlummernde Venus“ des Malers Giorgione in der Dresdner Gemäldegalerie ist das erste und berühmteste Beispiel.

Ein weiteres ist „Jupiter und Antiope“. Nach den verschiedenen Überlieferungen, unter anderem bei Homer und Ovid, sieht der Göttervater Jupiter die bildhübsche junge Tochter des Königs von Theben nicht nur lüstern an, sondern vergewaltigt sie. „Verführt“, heißt es zumeist in den Beschreibungen, oder auch: „Er überrascht sie im Schlaf“. Das Thema war beliebt.

Auch beim italienischen Bildhauer Francesco Pozzi, der die Szene als Marmorskulptur verewigte. Diese befand sich in der Westgrotte der

Villa Berg im Stuttgarter Osten, bis sie der SWR 2010 versteigerte. Heute steht sie, in den Arkaden des Alten Schlosses, denn das Land hat sie zehn Jahre später zum vierfachen Preis zurückgekauft. „Der total beknackte Jupiter-Deal“, titelte die „Bild“-Zeitung. Ist das wirklich so beknackt? Das Land Bayern hätte sicher nicht zugelassen, dass seine öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt ein herausragendes Kunstwerk von einem der wichtigsten Baudenkmale Münchens ins Auktionshaus trägt. Wenn hier etwas beknackt ist, dann dass das Land das nicht verhindert hat.

Francesco Pozzi war nicht irgendwer. Er leitete eine Bildhauerklasse an der Akademie von Florenz, der ältesten Kunstakademie der Welt. Er war Schüler von Antonio Canova, des bedeutendsten klassizistischen Bildhauers überhaupt. Pozzis Skulpturengruppe stammt aus dem Jahr 1828.

Damals war Karl, Kronprinz von Württemberg, gerade mit dem späteren Architekten